An fremdem Herd.

Bunte Bilder aus der Nähe und der Ferne

mit besonderer Berücksichtigung

des

häuslichen Lebens in verschiedenen Ländern.

Für das reifere Mädchenalter

von

Brigitte Augusti.

Motto:
Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt Er in die weite Welt.
(Eichendorff.)

I.
Gertruds Wanderjahre.

Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1890.

Jeder Band bildet ein selbständiges Ganze und ist einzeln käuflich.



Heimkehr ins Elternhaus. (Zu S. 231.)

Emilie Haeger

Gertruds Wanderjahre.

Erlebnisse eines deutschen Mädchens

in

Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich.

Für das reifere Mädchenalter

von

Brigitte Augusti.

Motto:
Man wählt sich nicht die Stätte,
wo sich's glücklich lebt,
und findet doch oder fühlt
sein irdisches Theil.
(Göthe.)

Mit vielen Abbildungen von Otto Gerlach.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verbindungs-Amt & Sohn.
1900.

Emilie Jaeger.

Gertruds Wanderjahre.

Erlebnisse eines deutschen Mädchens

im

Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich.

Für das reifere Mädchenalter

von

Brigitte Augusti.

Motto:
Man reicht sich wohl die Hände,
Als hätt's geschrieben sein,
Und bleibt doch ohne Ende
Im innigsten Verein.
(Spitta.)

Mit vielen Abbildungen von Otto Gerlach.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1890.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorbemerkung der Verleger.

Der im Vorjahr zu Ende geführten Jugendschriftenreihe „An deutschem Herd“ schließt sich die neue Sammlung „An fremdem Herd“ ergänzend an. Der belehrende Hintergrund der ersteren ist der Geschichte, beziehentlich der Kulturgeschichte vom 13. bis zum Anfange unseres Jahrhunderts entliehen. Die neue Reihe wird sich auf geographisch-sittengeschichtlichem Boden bewegen, nur in der Jetztzeit spielen und, wie der Titel es besagt: bunte Bilder aus der Nähe und Ferne mit besonderer Berücksichtigung des häuslichen und des Frauenlebens in verschiedenen Ländern darbieten, natürlich im Vergleich zu unseren heimatlichen Verhältnissen. Daß dieser Lesestoff sich in noch höherem Grade für die „reifere“ weibliche Jugend eignet, als der in „An deutschem Herd“ gebotene, dürfte nicht nötig sein besonders zu betonen. Nach Möglichkeit werden wir bestrebt sein, auch den Abbildungen charakteristischen Wert zu geben, wie dies uns wohl in der Sammlung „An deutschem Herd“ leidlich gelungen ist; die äußerste Gewandung, die Einbände, werden dem etwas reiferen Standpunkte der zu erhoffenden Leserinnen ebenfalls angepaßt sein durch ein landschaftlich-allegorisches Gepräge.

Die Verfasserin ist bemüht gewesen, ihre Kenntnisse von fremden Ländern und Zuständen aus den besten Quellen zu schöpfen und die Reisewerke namhafter Schriftsteller, spanische Sittenromane von Galdós und Caballero, sowie mehrfache Privatmitteilungen zu benutzen, wo die eigene Erfahrung nicht ausreichte.

So sei denn den zahlreichen Freundinnen von „An deutschem Herd“ auch diese neue Reihe bestens empfohlen, sie wird sicher den Leserinnenkreis für die Schriften Brigitte Augusti's in erfreulicher Weise erweitern.

Leipzig, im Sommer 1889.

Ferdinand Hirt & Sohn.

Schriften von Brigitte Augusti.

Für das reifere Mädchenalter.

In fremdem Herd.

Bunte Bilder aus der Nähe und Ferne mit besonderer Berücksichtigung
des häuslichen Lebens in verschiedenen Ländern.

Mit Abbildungen. In mehreren selbständigen und einzeln käuflichen Bänden.
In Prachtband je 6 *M*. Geheftet je 4,50 *M*.

I. Band: **Gertruds Wanderjahre.**
(Erlebnisse eines deutschen Mädchens im Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich.)

Diese **neue** Sammlung bildet auf modern-kulturgeschichtlichem Gebiete ein Seitenstück zu

In deutschem Herd.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter u. neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung
des Lebens der deutschen Frauen.

Abbildungen v. Prof. Wold. Friedrich, Wilh. Kräuber, Hugo Engl u. R. v. Klöfler.
In fünf ganz selbständigen und einzeln käuflichen Bänden.
In Prachtband je 6 *M*. Geheftet je 4,50 *M*.

I. Band: **Edelfalk und Waldvöglein.** (Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.)
II. Band: **Im Banne der freien Reichsstadt.** (Erzählung aus dem 15. Jahrhundert.)
III. Band: **Das Pfarrhaus zu Cannenrode.** (Bilder aus der Zeit des 30jähr. Krieges.)
IV. Band: **Die letzten Maltheims.** (Aus der Zeit Friedrichs des Großen.)
V. Band: **Die Erben von Scharfeneck.** (Aus den Tagen der Königin Luise.)

Mädchenlose.

Bilder aus des Lebens Mai.
Ihren jungen Freundinnen gewidmet.
Mit Abbildungen. 2. Aufl.
Gebunden 4 *M*. Geheftet 2,50 *M*.

Haus und Welt.

Eine (selbständige) Fortsetzung der „Mädchenlose."
Mit mehreren Abbildungen.
Gebunden 4 *M*. Geheftet 2,50 *M*.

Knospen und Blüten.

Eine Erzählung für junge Mädchen.
Mit Titelbild.
Gebunden 3,50. Geheftet 2,25 *M*.

Für heranwachsende Mädchen.

Im Kampfe des Lebens.

Eine Geschichte aus dem amerikanischen Leben.
Frei bearbeitet nach der englischen Erzählung: „Die Mädchen von Quinnebasset von Sophia May." Mit vielen Bildern. Prachtband 5 *M*. Geheftet 3,50 *M*.

Liebe um Liebe.

Nach Josephine Colombs „Les étapes de Madeleine" frei für die deutsche Jugend bearbeitet.
Mit vielen Abbildungen. Prachtband 6 *M*. Geheftet 4,50 *M*.

Erstes Kapitel.

Im Elsässer Pfarrhaus.

Es war zu Ende Februar des Jahres 1869. Über der Hochebene des Nieder-Elsaß breitete sich ein leuchtend blauer Himmel aus, und die Sonne schien so hell, daß man meinte, unter ihren warmen Strahlen müsse der schlummernde Frühling sofort die Augen aufschlagen und zu freudigem Leben erwachen. Aber der Wind, der von Osten her blies, kam aus kälteren Landstrichen und scheuchte die vorlauten Blüten zurück in ihre schirmenden Knospenhüllen; nur an einzelnen Stellen, die vor dem Hauch des wilden Gesellen geschützt waren, sah man sprossendes Grün, weiße Schneeglöckchen, dunkle Veilchen und zart errötende Mandelblüten schimmern. Über den Bahnhof der kleinen Stadt H. fegte der rauhe Luftzug mit besonderer Schärfe hin und trieb die Leute, welche auf die Ankunft des Weißenburger Zuges warteten, unter das schützende Dach. Nur ein junges Mädchen von auffallend hübscher und zierlicher Erscheinung schien es innen nicht behaglich zu finden; sie trat schon zum drittenmal vor die Thür und schaute, dem Ostwind trotzend, ungeduldig hinaus, ob der Rauch der Lokomotive noch immer nicht sichtbar würde. Ein alter Herr, dessen Äußeres den Geistlichen verriet, folgte ihr. „Es hilft dir nichts, Lisi, daß du dich hier so durchblasen läßt," sagte er freundlich, „der Zug hat sich verspätet und ist vor einer weiteren halben Stunde nicht zu erwarten. Du mußt dich in Geduld fassen."

„Aber warum muß er sich denn gerade heute verspäten, Onkel?" fragte sie mit so unwilligem Kopfschütteln, daß alle die krausen, braunen Locken, die unter dem keden Filzhütchen hervorquollen, in tanzende Bewegung gerieten. „Das Warten ist mir so gründlich verhaßt, und doch warte ich eigentlich schon seit drei Wochen auf Base Gertrud. Wozu die unnötige Grausamkeit, daß ihre endliche Ankunft sich nun noch über Gebühr verzögert?"

„Kind, Kind,“ mahnte der alte Herr mit leisem Vorwurf, „du solltest deinem gütigen Geschick dankbar sein, wenn es dir nach und nach die schwere Kunst des Wartens beibringt. Wohl dem, der sie sich willig und allmählich zu eigen macht, statt daß sie ihm später wie ein hartes Joch auf einmal aufgelegt wird, — denn lernen müssen wir sie alle, wir mögen wollen oder nicht.“

„Du hast recht wie immer, Onkelchen,“ versetzte das junge Mädchen reuig, indem sie sich an den Arm des Geistlichen hing und ihm liebevoll ins Gesicht sah. „Ich will auch ganz geduldig sein — nur thu mir den Gefallen und sperre mich nicht in das dumpfe Loch da drinnen mit all den schwatzenden Menschen ein, denn das halte ich nicht aus. Laß uns hier in der Sonne bleiben; ich suche dir eine Stelle aus, wo dich der Wind nicht trifft.“

Sie führte den alten Herrn den Bahnsteig entlang und fuhr fort zu plaudern. „Du hast gar keinen Begriff, lieber Onkel, mit welcher Sehnsucht ich diese unbekannte Base erwarte! Sieh, ich habe nie eine Schwester gehabt, und mein liebes Mütterle starb so früh, daß ich mich ihrer kaum erinnere. Die gute Tante und die Frau Pate haben mich ja mit Liebe und Güte überschüttet, aber sie sind doch beide zu alt, um mir vertraute Freundinnen zu sein. In der Pension hatte ich gute Kameradinnen genug, mit denen ich lachte und scherzte und manchen lustigen Streich ausführte, doch hieß es von allen: aus den Augen, aus dem Sinn! Aber diese Gertrud, die nur wenig älter ist, als ich, die eine ganz nahe Verwandte meiner seligen Mama ist, — die soll mir ihr ganzes Herz aufschließen und dafür mein volles Vertrauen empfangen — o Onkel, kannst du es mir nicht nachfühlen, wie brennend ich sie herbeiwünsche, wie schwer dieser Aufschub im letzten Augenblick zu ertragen ist?“

Der Geistliche wiegte nachdenklich den grauen Kopf. „Das ist alles sehr schön, mein Kind,“ meinte er, „und ich zweifle gar nicht, daß Gertrud ein liebes, braves Mädchen ist; aber versprich dir nur nicht gar zu viel von einer Unbekannten; du möchtest eine Täuschung bitter empfinden und am Ende gar ungerecht gegen die Verwandte sein, nur, weil sie deinem Traumbild nicht entspricht.“

„O, davor ist mir gar nicht bange!“ erwiderte Lisa siegesgewiß. „Ich habe eine so deutliche Vorstellung von ihr in meiner Seele, daß sie auf einer prophetischen Ahnung beruhen muß. Gieb acht, Onkel, ich will dir meine Freundin vormalen, und du sollst nachher mit

Staunen sehen, wie richtig ich geraten habe. Also: Sie ist natürlich viel größer, als ich, hoch und schlank wie eine nordische Tanne. Die üppigen, blonden Flechten hängen entweder lang herab, oder sind in einer stolzen Krone um den feinen Kopf gewunden, die Augen so blau, als spiegelte sich der Himmel darin, die schneeweißen Wangen von zartem Rot überhaucht, die ganze Erscheinung völlig einfach, d. h. von einfacher Eleganz, die auf den ersten Blick die feine Dame erkennen läßt. Da sie aus dem rauhen Norden kommt, denke ich sie mir ganz in weißes Pelzwerk gehüllt, ganz fremdartig — — — horch, es pfeift! da ist der Zug! zur Belohnung für meine musterhafte Geduld kommt er nun früher, als man ihn erwartete.“

Sie ließ ihren Begleiter los und lief auf die Stelle zu, wo die Reisenden eben die Wagen verließen. Es waren nur wenige Personen; ein weibliches Wesen, mit vielem Handgepäck beladen, stand etwas verloren da und blickte suchend umher. „Gertrud!“ rief Lisa atemlos. Die Angekommene wendete sich schnell um und kam auf das junge Mädchen zu, das bei ihrem Anblick seine Schritte unwillkürlich verlangsamte — konnte das Schicksal so grausam mit ihren prophetischen Ahnungen spielen? Die Erscheinte zeigte nichts, was den hochfliegenden Erwartungen ihrer Base entsprochen hätte; ihre Erscheinung war schlicht und gewöhnlich, ihre Gestalt von mittlerer Größe mit breiten Schultern, ihr Gesicht ersichen jener im ersten Augenblick geradezu häßlich.

Die kleine Elsässerin hatte sich, trotz ihrer Überraschung, schnell gefaßt. „Sei tausendmal willkommen, liebe Cousine!“ sagte sie hastig und küßte die andere auf beide Wangen. „Ich bin nämlich Lisa Dornau, und hier kommt der Onkel Pfarrer. Hast du eine gute Reise gehabt, viel Schönes gesehen, interessante Menschen kennen gelernt, lustige Abenteuer erlebt? Hoffentlich wird es dir bei uns gefallen, und du bleibst recht lange bei uns — vor Ostern brauchst du doch sicher nicht nach Spanien zu ziehen. He, Xaver, nimm der jungen Dame die Sachen ab und besorge das Gepäck, damit wir bald auf den Weg kommen. Ist es dir recht, Bäschen, wenn wir gleich fahren, oder willst du hier erst ein wenig ausruhen? Schön und behaglich ist's da drinnen freilich nicht!“

Die Fremde schien von dem wortreichen Empfang etwas verwirrt zu sein, sie vermochte kaum ein Wort zu erwidern. Der Geistliche, der inzwischen herangekommen war, kam ihr freundlich zu Hilfe, er zog ihren Arm in den seinen und sagte in seiner milden Weise: „Gott

grüße dich, mein geliebtes Kind! Du bist mir ein Bote aus der alten, teuren Heimat, die ich selbst nicht wiedersehen werde. Möchtest du dich hier nicht wie in der Fremde, sondern unter lauter Freunden und Brüdern fühlen, denn das sind wir alle nach Abstammung, Sprache und Glauben."

Gertrud drückte den Arm des Pfarrers fester an sich. „Wie du mich an meinen teuren Vater erinnerst, lieber Onkel!" sagte sie mit feuchten Augen. „Ich bin glücklich, bei meinem ersten Reise-Aufenthalt ein Stückchen Heimat wiederzufinden!"

Alle drei bestiegen das leichte Wägelchen, um nach dem Dorfe Sauerbach zu fahren, wo Onkel und Nichte zu Hause waren, und während die Reisende von ihren Erlebnissen berichtet, machen wir von unserm Vorrecht Gebrauch, alle Schranken von Raum und Zeit mit hellem Blick zu durchdringen und uns mit den Personen und Verhältnissen bekannt zu machen.

Der jetzige Pfarrer Gottfried Stein hatte vor mehr als vierzig Jahren seine Heimat am Strande der Ostsee verlassen, um auf einer süddeutschen Universität seine theologischen Studien zu beenden. Da seine Gesundheit ihm ein milderes Klima wünschenswert machte, hatte er mit Freuden zugegriffen, als sich ihm eine Stelle im Elsaß bot, wo er zuerst als sogenannter Helfer, später als wirklicher Pfarrer, das Wort Gottes verkündigte und an den Seelen seiner ländlichen Gemeinde mit treuer Hingebung arbeitete. Er hatte sich darauf mit einem Elsässer Kinde verheiratet und war nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt, während sein jüngerer Bruder daheim der Nachfolger seines Vaters im Pfarramt wurde. Um der verwitweten Mutter die Sorge für die Familie zu erleichtern, hatte Gottfried, der selbst keine Kinder hatte, seine jüngste Schwester zu sich genommen, die sich einige Jahre später mit Herrn Dornau, einem älteren, wohlhabenden Gutsbesitzer, verheiratet hatte, aber früh gestorben war. Ihre einzige, kleine Tochter Lisa war im Pfarrhause fast heimischer gewesen, als bei ihrem Vater, der als ein ernster, kränklicher Mann zurückgezogen lebte, bis auch ihn der Tod abrief. Seitdem war Lisa einige Jahre in einer Erziehungs-Anstalt in Straßburg gewesen und hatte nach ihrer Rückkehr abwechselnd bei ihrem Onkel, dem Pfarrer, und ihrer Pate, Frau v. Berneck, gelebt, welche gleichfalls in Sauerbach ansässig war. — Gertrud, die eben eingetroffene Reisende, war die älteste Tochter des preußischen Pfarrers Stein; sie hatte vor kurzem ihr Lehrerinnen-Examen bestanden und war auf

(S. 10.)



Gott grüße Dich, mein geliebtes Kind . . . . .

dem Wege nach Spanien, um dort eine Stelle als Erzieherin anzutreten.

Wider ihre Gewohnheit verhielt sich Lisa auf der Fahrt fast ganz schweigsam; sie konnte die unliebsame Überraschung, die sie erfahren, nicht so schnell überwinden und fürchtete sich ein wenig vor einer spöttischen Bemerkung ihres Onkels über ihre unzutreffende Schilderung. Der aber schien an der Nichte aus dem Norden nichts zu vermissen; sein gutes, altes Gesicht, das wohl nie Ansprüche auf Schönheit gemacht hatte, strahlte ordentlich vor freudiger Rührung, wenn Gertrud ihm auf seine eingehenden Fragen nach der alten Heimat in einer Sprache Bescheid gab, die, trotz ihrer gebildeten Reinheit, doch einen unverkennbar norddeutschen Klang hatte. So gewann Lisa Muße, die Erscheinung der Base mit prüfendem Blick zu zergliedern. Worin lag eigentlich die auffallende Häßlichkeit? Die braunen Augen blickten klug und fest in die Welt hinaus, der ziemlich große Mund zeigte beim Sprechen die schönsten Zähne und beim Lächeln zwei anmutige Grübchen, die Nase freilich folgte weder dem griechischen, noch dem römischen Schönheits-Ideal, sondern beschrieb unbekümmert ihre eigenen Linien. Vielleicht lag der unvorteilhafte Eindruck zum großen Teil in dem geschmacklosen Hut und dem altmodischen Mantel, der die Spuren mehrjährigen Gebrauchs nur sehr unvollkommen durch einen frisch aufgesetzten, billigen Besatz zu verdecken suchte. In Lisas väterlicher Familie floß viel französisches Blut, und das kleine Fräulein hatte den feinen Sinn einer Französin für Zierlichkeit und Kleidsamkeit des weiblichen Anzuges geerbt. Sie entwarf in aller Eile einen Feldzugsplan gegen Gertruds barbarische Ausstattung, und als der Wagen vor dem Pfarrhause hielt, fühlte sie sich mit deren Erscheinung schon etwas ausgesöhnt, indem sie sich alle die Verschönerungen ausmalte, welche die arme Trudi unter ihren Händen erfahren sollte.

Wenige Tage genügten, um Gertrud im Pfarrhause vollkommen heimisch zu machen; wo sie der Tante helfen konnte, da griff sie mit ruhiger Sicherheit zu, ohne viel zu fragen; mit dem Onkel machte sie weite Wanderungen und wußte ihm ebenso klug und verständig zuzuhören, wie ihn zu unterhalten. Nur mit Lisa kam sie nicht recht vorwärts; die muntere, kleine Base erschien ihr gar zu oberflächlich.

„Ich wollte, du könntest immer bei uns bleiben, statt nach Spanien zu gehen, Trudi," sagte die Pfarrerin, indem sie liebevoll über die Wangen ihres Gastes strich; „uns beiden thäte solch eine junge Ge-

sellschaft not, wir werden allmählich alt und schwach und sind doch recht allein."

„Ihr habt ja Lisa in der Nähe," meinte Gertrud.

„Ja, das Lisele!" versetzte die Tante mit zärtlichem Lächeln. „Der kleine Wildfang hat mir den Kopf oft warm gemacht — aber liebhaben muß man das Mädel doch, es ist gar zu herzig und traut. Nur helfen, siehst du, das kann sie mir nimmer, denn für die Wirtschaft hat sie gar keinen Sinn. Auch wird sie immer mehr durch die Frau Pate in Anspruch genommen und behält jetzt wenig Zeit für uns übrig."

„Wer ist eigentlich die Frau Pate?"

„Sie ist der letzte Sproß eines alten Grafengeschlechtes, das vor Jahrhunderten über das ganze Sauerthal geherrscht hat; mit der Zeit war es verarmt und die Ländereien an Bauern verkauft; den letzten Grafen Zechlin gehörte wenig mehr, als das alte Schloß auf dem Berge, das ihm über dem Kopf zusammenzufallen drohte. Da kehrte einmal ein feiner, junger Herr als Gast dort oben ein, die schöne Gräfin gefiel ihm, und nicht lange danach waren sie ein Paar. Herr v. Berneck war der Sohn eines reichen Mannes; sein Adel war noch sehr jung, daher gefiel ihm das alte, feudale Schloß um so besser; er ließ es mit aller Pracht ausbauen, den arg verwilderten Park herstellen und einiges Land dazu kaufen. Im Sommer wohnte er dort, den Winter brachte er meist in Paris oder anderen Hauptstädten zu. Ich weiß nicht, ob sein Beutel für dieses Leben groß genug war, oder ob seine Frau sich dabei sehr glücklich fühlte, — jedenfalls hat sie nach seinem Tode ihr Schloß nicht wieder verlassen, sondern still und zurückgezogen nur für ihren einzigen Sohn gelebt. Der Grafenthein, wie die Leute hier ihn nannten, war der schmuckste Bursche auf Meilen in die Runde; das Herz lachte einem im Leibe, wenn er in seiner offenen, frischen Weise mit jedermann gut Freund war, während die Frau Mutter immer mächtig stolz that und mit niemand anders, als in vornehmer Herablassung verkehrte. Nur für Lisis Mutter hatte sie eine Art von Freundschaft, und an deren Kinde hat sie stets nur Liebes und Gutes gethan. Die Lisa und der Heini waren immer die besten Freunde, man nannte sie oft im Scherz das kleine Brautpaar. Nun ist er aber schon seit langer Zeit nicht mehr nach Hause gekommen, und die Frau Pate hat sich seitdem noch stolzer von aller Welt zurückgezogen, kaum, daß sie meinen Alten noch einmal zu sich

kommen läßt. Nur die Lisi ist ihr immer lieb und willkommen, und ich darf sie der einsamen Frau auch nicht mißgönnen — es mag da oben auf dem stolzen Schlosse doch recht trübselig sein, wenn man so ganz allein ist. Da sind wir hier unten in unserm lieben Dörfsein, im Schutz unserer alten Kirche und mitten unter guten Freunden und getreuen Nachbarn doch viel besser daran, als sie."

Diese Erzählung erregte in Gertruds Seele ein lebhafteres Interesse für die Base, als sie es bisher empfunden; wenn Lisa mit der stolzen Schloßfrau, die wohl manchen geheimen Kummer hinter einer unnahbaren Außenseite verbergen mochte, so gut auskam, dann mußte sie wohl einen tüchtigen Kern in sich haben, einen Schatz von Liebe und Hingebung, den sie bisher nicht in ihr gesucht hatte. Von heute an sah Gertrud Lisas täglichem Besuch mit wachsendem Vergnügen entgegen, und die beiden Mädchen befreundeten sich mehr und mehr.

Eines Morgens trat Lisa mit strahlendem Gesicht ins Pfarrhaus. „Ich bringe euch eine Einladung!" sagte sie in frohem Ton, „Frau v. Berneck läßt euch alle drei bitten, sie heute nachmittag auf ein Stündchen zu besuchen. Was sagt ihr dazu?"

„Es wird uns eine große Ehre sein," erwiderte der Pfarrer mit einer Verbeugung.

„Die Frau Pate ist ja überaus gütig," setzte seine Gattin hinzu, „hat sie denn mich und die Gertrud wirklich auch gemeint?"

„Natürlich!" versetzte Lisa eifrig, „auf Trudi ist's ja gerade abgesehen, sie soll etwas singen und spielen. Ihr macht euch auch recht fein und hübsch, nicht wahr?" fuhr sie schmeichelnd fort. „Du, Tanti, setzest die neue Haube mit den weißen Atlasbändern auf und thust die Samt-Mantille um, die dir so schön und würdig steht, und Trudi nimmt mich mit hinauf und zeigt mir ihre Garderobe, damit ich mir etwas Wunderhübsches für sie aussuchen kann."

„Das dürfte dir schwer werden," erwiderte Gertrud zurückhaltend und mit tiefem Erröten, „ich habe nur sehr wenig Kleider und weiß nicht, ob auch nur eins davon deinen Ansprüchen genügen würde. Ist dir mein Anzug nicht gut genug für deine vornehme Dame, so bleibe ich herzlich gern zurück."

„Ei, Trudi, du bist ja noch nicht in Spanien, wozu denn der spanische Stolz?" scherzte Lisa und hing sich an den Arm der Base. „Sieh, du bist so mächtig klug und gebildet, tausendmal mehr, als meine unbedeutende

Wenigkeit; dafür kannst du mir in Sachen des Geschmacks schon ein kleines Übergewicht zugestehen, das ist ein Erbteil, das mir im Blute liegt. Komm, sei gut und freundlich und laß mich ein bißchen in deinen Sachen kramen, du sollst dich gewiß nicht über mich zu beklagen haben!"

Der liebenswürdige Ton besiegte Gertruds kleine Empfindlichkeit; sie führte die Gesährtin in ihr Stübchen hinauf und legte ihr die sehr beschränkte Zahl ihrer Kleider zur Auswahl vor. Lisa entschied sich für ein neues blaues, das Prachtstück der Sammlung. „Und nun," schmeichelte sie weiter, „gönne mir einmal die Freude, deine Haare aufzulösen und sie nach meinem Sinn zu flechten; thu's mir zuliebe, Trudi, es macht mir so viel Spaß."

Geduldig nahm Gertrud den angewiesenen Platz ein. „Den Gefallen will ich dir thun, aber eine Schönheit wirst du doch nicht aus mir machen," sagte sie gleichmütig, „es ist alles verlorene Liebesmüh'. Mein Haar ist immer widerspenstiges Material gewesen und konnte nur durch eiserne Strenge im Zaum gehalten werden."

„Vielleicht wäre ihm ein wenig mehr Freiheit und liebevolle Behandlung besser bekommen," meinte die andere; „welche Masse entwickelt sich hier, und wie hast du es verstanden, diesen Reichtum zu verstecken! Hast du denn kein Fünkchen Eitelkeit in dir, du seltsames Mädchen?"

„Dazu habe ich nie Muße gehabt, es gab immer so viel anderes zu thun und zu bedenken. Man muß sich tüchtig dranhalten, wenn man ein gutes Examen machen will, und die jüngeren Geschwister forderten doch auch ihr Teil Beachtung. Für Nähen und Flicken sorgte freilich Martha, die ein besonderes Talent für Handarbeit hat und für uns alle schneiderte." — „daher auch!" schob Lisa in Gedanken ein — „aber der erste Unterricht der Kleinen und alle Nachhilfe bei den Größern fiel mir zu. Da blieb mir wirklich keine Zeit, an meine Haare zu denken, schnell und fest' war die einzige Losung."

„Wieviel Geschwister hast du eigentlich, Trudi? ich weiß sie immer noch nicht auswendig."

„Wir sind drei ältere, Felix, Martha und ich, und sechs jüngere. Du weißt, mein Vater hat noch einmal geheiratet."

„Neun Kinder! Guter Gott, was muß das für ein Gewimmel sein! Von Felix hast du mir noch gar nicht genug erzählt."

„Mein Felix!" sagte Gertrud in zärtlichem Ton. „Wenn ich nicht von ihm zu sprechen anfange, so geschieht es nur aus Furcht, daß ich sonst nie ein Ende finden kann. Du solltest ihn kennen, Lisa, der

würde dir gefallen! Er ist die Schönheit der Familie, der echte Sohn seiner Mutter — wir Schwestern gleichen mehr dem Vater. Und dabei so gut, so liebenswürdig, so begabt! Alles, was anderen Mühe macht, hat er spielend überwunden, immer durften wir stolz auf ihn sein! Er sollte Theologie studieren und Väterchens stille Träume verwirklichen, die er selbst seiner zahlreichen Familie zum Opfer gebracht hatte; er sollte ein berühmter Professor werden und einmal einen großen Kreis strebsamer Jünglinge in die Tiefen der Wissenschaft einführen. Und Felix hätte sicher die höchsten Erwartungen erfüllt, wenn er nicht auf der Universität ernstlich erkrankt wäre. Das war ein Kummer! Monate lang haben wir ihn zu Hause gepflegt, dann verlangte der Arzt, er solle zu seiner vollständigen Herstellung nach dem Süden gehen. Seit dem Herbst ist er in Italien und soll auch noch längere Zeit dort bleiben, aber es wird meinem Vater schwer, ihn in der Fremde zu unterhalten. Daher war ich glücklich, als mir diese Stelle in Spanien mit einem hohen Gehalt angeboten wurde, — ich hoffe, ich werde Felix jeden Monat ein hübsches Sümmchen aus meinen Ersparnissen schicken können."

„Du gute Schwester!" sagte Lisa und küßte die Sprecherin. „Und nun ist das große Werk vollendet, nun sieh dich an und sage, ob du zufrieden bist."

Gertrud warf einen flüchtigen Blick in den vorgehaltenen Spiegel, aber sie mußte noch einmal hinsehen, denn sie wußte zuerst nicht, ob es ihr eignes Bild sei, das sie da so ganz verändert ansah. Lisa hatte das volle Haar so geordnet, daß es die sehr hohe und breite Stirn zum Teil verhüllte und mit der Flechtenkrone auf dem Scheitel einen kleidsamen Rahmen um das Gesicht bildete, das dadurch weniger groß und farblos erschien. „Nicht wahr?" rief die Künstlerin triumphierend, „jetzt schaust du ganz anders aus, als vorhin, und gefällst dir gar nicht schlecht? O, ich will dich schon in meine Hände nehmen! Laß mich nur machen und glaube mir, man kann mit wenig Aufwand und etwas Geschmack viel ausrichten." Ihr Eifer und ihre Freude waren so selbstlos und liebenswürdig, daß Gertrud ihr den Willen ließ und staunend zusah, wie unter ihren flinken und geschickten Fingern viele Sachen ein anderes, gefälligeres Aussehen annahmen.

Der Besuch auf dem Schlosse bot manchen fesselnden Eindruck dar; das mächtige Gebäude war mit seinem Verständnis unter Bewahrung seiner altertümlichen Eigenart hergestellt worden und entbehrte

im Inneren doch nichts von der Behaglichkeit der neuen Zeit. Auch die Schloßfrau war für Gertruds beobachtendes Auge sehr anziehend; die vornehme Haltung der stolzen Gestalt bildete einen Gegensatz gegen das früh ergraute Haar und die tiefe Schwermut, die wie eine Wolke über den schönen Zügen lag. Diese Frau mußte viel gelitten haben, aber sicher brauchte sie keinen Vertrauten für ihre Schmerzen; sie trug sie allein und verschloß das Geheimnis ihres Kummers in tiefer Brust. Lisas Wesen gegen sie war eine anmutige Mischung von kindlicher Zärtlichkeit und zartfühlender Ehrerbietung, und die Augen der ernsten Frau blickten freundlicher, wenn sie auf das liebliche, junge Mädchen fielen.

Der Rückweg vom Schlosse ward durch den Park genommen, dessen herrliche, alte Bäume freilich noch kahl standen, während sich zu ihren Füßen schon ein neues Frühlingsleben regte. Der Pfarrer führte Gertrud auf eine Anhöhe, welche ein kleiner Tempel krönte, und bewundernd schaute sie auf das reizende Bild herab. „Jene hochragenden Bergspitzen dort hinten am Horizont," erklärte der würdige Herr, „gehören dem pfälzischen Gebirge an; diese waldigen Höhen sind unsere treuen Grenzwächter, die Vogesen, mit ihren steilen Gebirgspfaden und tiefen Schluchten; der ehrwürdige Trotzkopf dort mit dem alten Kloster auf dem Rücken ist der Liebfrauenberg, und hier unten siehst du unser liebes, freundliches Sauerthal liegen."

„Wie heißt der kleine Ort, der so träumerisch friedlich mitten drin liegt?" fragte Gertrud.

„Das ist das Städtchen Wörth."

„Wie anmuthig es da auf seinem Wiesenteppich unter den schützenden Baumgruppen gebettet ist! als ob nur gute, glückliche Menschen darin wohnen könnten, als ob es vor allen Stürmen, welche die Welt durchbrausen, recht sicher und wohlbehütet wäre!"

„Gott gebe es!" sagte der Pfarrer ernst. „Aber diese Fluren haben schon mehr als einmal die blutigen Greuel des Krieges erlebt; nicht nur im dreißigjährigen Kriege, noch im Jahre 1793 war unser Elsaß der Schauplatz schwerer Kämpfe. Gott verhüte, daß sie je wiederkehren!" —

Gertruds Aufenthalt bei den Verwandten ging seinem Ende entgegen; in der zweiten Hälfte des März mußte sie aufbrechen, um ihrem fernen Bestimmungsorte zuzueilen. Es war ein sonniger Frühlingstag, an dem Lisa sie zu einem letzten Spaziergange abzuholen kam; sie wünschte, der Base ihr ganzes väterliches Erbe zu zeigen, das jetzt in den Händen

eines braven Pächters war. Unter herzlichem Geplauder durchwanderten beide Mädchen Haus und Hof und stiegen den Weinberg hinan; Lisa schloß das Pförtchen auf, und sie betraten den Friedhof, der die Höhe des Bergrückens einnahm. „Hier ruhen meine lieben Eltern," sagte die Waise, indem sie auf zwei Grabhügel zeigte, die, von dichtem, immergrünem Epheu überspannen, im Schutze tief herabhängender Trauerweiden dalagen. „Diese Bank ist mein Lieblingsplätzchen, der Ort, an dem ich mich am meisten heimisch fühle; hier sitze ich gern ganz allein und sinne und träume."

„Du, Lisa?" fragte Gertrud, indem sie erstaunt in das ernste, nachdenkliche Gesicht der Freundin blickte, „ich glaubte wirklich, davon hieltest du nichts."

„So seid ihr verständigen Leute! Ihr meint, unsereiner könnte immer nur lachen und sorglos in den Tag hineinleben, und doch haben auch wir unsere Stunden, wo uns das Leben sehr ernsthaft ansieht und das Herz uns schwer wird. Denkst du denn, Trudi, solch ein heimatloser Vogel, der sich bald hier, bald da auf einen Zweig setzt und doch nirgend sein eignes Nest hat, wäre so sehr zu beneiden? Du gehst jetzt freilich in die weite Welt hinaus, sollst dich in unbekannte Verhältnisse finden, in fremde Menschen schicken — das mag sehr schwer sein, aber zuletzt kehrst du doch in die liebe Heimat zurück, zu Eltern und Geschwistern, die dich mit offnen Armen erwarten. Aber wer erwartet mich? Onkel und Tante haben mich lieb, der Frau Pate ist meine Anwesenheit recht angenehm — ein wirkliches Anrecht habe ich an keinen!"

„Arme, liebe Lisa!" sagte Gertrud zärtlich und schlang den Arm um die Sprechende. „So blind und taub gehen wir an denen vorüber, die uns doch so nahe stehen, daß wir gar nicht ahnen, was in ihrer Seele vorgeht! Sage mir alles, was dir das Herz bewegt, mein Liebling, damit ich dich ganz verstehen lerne."

Lisa erwiderte die Liebkosung und lehnte das Köpfchen an Gertruds Schulter; die braunen Locken fielen wie ein Schleier über die sonst so lachenden Augen, welche von Thränen feucht waren. „Ach, Trudi," flüsterte sie, „ich gräme mich so um den Heini! Hast du schon von ihm gehört?" — Die andere nickte — „Sieh, solange ich denken kann, sind wir beide getreue Kameraden gewesen; wir haben uns gezankt und wieder vertragen, denn wir konnten gar nicht ohne einander leben, obgleich er sieben Jahre älter ist, als ich. Solange sie es

möglich machen konnte, ließ die Frau Pate ihn nicht von ihrer Seite, sie hielt ihm die besten Lehrer und ließ ihn nie in eine Schule gehen. Er war immer so lieb und zärtlich zu seiner Mutter, und sie hatte nur für ihn Gedanken — es war eine schöne, glückliche Zeit für uns alle! Vor vier Jahren kam ich in die Pension, und er ging auf die Universität; wir freuten uns beide auf die Zeit, wo wir wieder als Nachbarn und gute Freunde zusammentreffen würden. Aber inzwischen hat er einen großen Streit mit seiner Mutter gehabt — ich kann es nicht recht ergründen, weshalb, aber es muß schlimm gewesen sein; denn er ist im Zorn von ihr geschieden und nicht wieder heimgekehrt. Die arme, arme Mutter! es hat ihr fast das Herz gebrochen, und sie ist seitdem so still und starr geworden, wie du sie gesehen hast. Auch zu mir sagt sie kein Wort über den Heini, nur, wenn ich von alter Zeit spreche und allerlei kleine Geschichten von ihm erzähle, dann nickt sie, und es fliegt ein weicherer Zug über ihr Gesicht, und dann küßt sie mich und sagt, ich hätte ein gutes, treues Herz. Aber wenn ich sie morgen verlassen wollte, so würde sie kein Wort sprechen und keinen Finger aufheben, um mich zu halten; dazu ist sie viel zu stolz."

„Weißt du denn gar nicht, wo der Heini steckt und was er treibt?" fragte Gertrud.

„Ich habe keine Ahnung davon; vielleicht hat er irgend ein ernstes Studium ergriffen und einen Beruf erwählt, während seine Mutter verlangte, er solle nach zwei Jahren zurückkehren und nur für sie leben. Der Heini hat am Ende recht, und es ziemt einem Manne besser, etwas Tüchtiges zu lernen und ein hohes Ziel zu erstreben, als müßig auf seinem schönen Schlosse zu sitzen und seiner Mutter Gesellschaft zu leisten; aber das wollte sie wohl nicht begreifen. Gestern erhielt die Frau Pate einen Brief, der sie in augenscheinliche Aufregung versetzte; sie hat mir gesagt, sie müsse eine Reise nach Italien machen, und ich vermute, sie hat eine Nachricht bekommen, daß der Heini sich dort aufhält. Ich werde sie begleiten."

„Hat sie dich dazu aufgefordert, Lisa?"

„Nein, aber ich werde sie bitten, mich mitzunehmen."

„Aber wenn sie deine Begleitung ablehnt?"

„Das wird sie wahrscheinlich thun, aber ich werde nicht nachlassen, denn ich weiß, daß ich ihr in dieser Sache sehr nützlich sein kann."

„Und deinen Stolz kränkt es gar nicht, dich so anzubetteln?"

„Meinen Stolz?" fragte die Kleine, indem sie sich aufrichtete und die Locken mit einer schnellen Bewegung zurückwarf, „ach Trudi, den überlasse ich der Frau Pate, die hat für uns beide genug davon. Muß man immer erst seinen Stolz um Erlaubnis bitten, wenn man etwas Gutes erreichen will?"

„O Lisa, wie gut bist du!" rief Gertrud ganz gerührt, „viel, viel besser, als ich! Ich bewundere dich, denn ich weiß nicht, ob ich so selbstloser Liebe fähig wäre."

„Was würdest du nicht für Felix thun? Der Heini ist mir so lieb wie ein Bruder, und ich gäbe viel darum, könnte ich ihn mit seiner Mutter versöhnt sehen."

„Also nach Italien!" sagte Gertrud nach einer nachdenklichen Pause. „Du Glückliche! du wirst Felix dort treffen — vielleicht kann er dir behilflich sein — versprich mir, Lisa, daß du ihn in Florenz aufsuchen wirst."

„Natürlich werde ich das! Ich bin ja ganz riesig gespannt auf dieses Wunderwerk der Schöpfung. Aber wehe dir, wenn du mir zu viel gesagt hast und ich mich in seiner Schönheit ebenso schwer getäuscht sehe wie in . . . ." sie stockte plötzlich und biß sich errötend auf die Lippen.

„Wie in meiner etwa?" fragte Gertrud mit einem schelmischen Blick. „Arme, schönheitsdurstige Lisa! Wie bitter muß die Täuschung gewesen sein! Deshalb kamst du mir zuerst auch so sonderbar und gezwungen vor. Ich bin seit frühester Kindheit daran gewöhnt und lasse mich dadurch nicht ansechten. Unzählige Male habe ich die Leute sagen hören: welch ein reizender Junge — und die Schwestern sind so gar nicht hübsch! oder: ein gutes Kind, schade, daß es so häßlich ist. Aber ich glaube wirklich, für ein Mädchen, das auf eignen Füßen seinen Weg durch die Welt finden soll, ist eine gesunde Häßlichkeit eine bessere Mitgabe, als große Schönheit."

Lisa schloß ihr den Mund mit einem Kuß. „Du bist gar nicht häßlich," sagte sie, „dazu siehst du viel zu klug und gut aus. Wenn du mir nur feierlich gelobst, dein Haar immer nach meiner Anleitung zu behandeln, und wenn du es eines großen Geistes nicht unwürdig finden willst, auf Nettigkeit und Zierlichkeit des äußeren Menschen zu achten, so wirst du liebevollen und wohlwollenden Augen hübsch genug erscheinen, — und Liebe und Wohlwollen wirst du dir überall erwerben, wohin du kommst!"

Zweites Kapitel.

Nach Süden.

Die Pfarrerin stand unter der Thür und winkte dem fortrollenden Wagen die letzten Grüße nach, dann trat sie mit traurigem Gesicht zurück, und ihr Haus erschien ihr sehr leer. „Ein liebes, prächtiges Mädchen!“ sagte sie vor sich hin, „wenn der Himmel uns solche Tochter geschenkt hätte, wir ließen sie gewiß nicht nach Spanien gehn!“ — Der Pfarrer und Lisa wollten Gertrud bis Straßburg begleiten, wo ein mehrstündiger Aufenthalt Gelegenheit gab, der Reisenden den weltberühmten Münster zu zeigen. Diese hatte die weite Strecke von der westpreußischen Heimat bis zum Elsaß in möglichster Schnelligkeit und mit den kürzesten Ruhepausen durchflogen, auch der zweite Teil der Reise sollte in ähnlicher Weise zurückgelegt werden; da hatte Lisa darauf bestanden, die einzige, längere Rast zu benutzen, um ihr wenigstens eins der Wunderwerke zu zeigen, welche ein großer Menschengeist erdacht und kunstreiche Hände ausgeführt haben. Gertrud war über die liebe Begleitung herzlich froh, denn der Abschied von den Verwandten wurde ihr sehr schwer; von dem vielbesprochenen Münster aber versprach sie sich nicht allzu viel und war im Inneren fest entschlossen, ihn nicht schöner zu finden, als die heimische Marienkirche in Danzig, die sie von Kindheit auf als ein Meisterwerk gotischer Baukunst kannte, und deren mächtige Verhältnisse ihr ganz unübertrefflich erschienen.

Der Onkel hatte Geschäfte zu besorgen und ließ die Mädchen allein ihren Weg gehen; Lisa bat die Base, in der engen Gasse den Blick zu senken und ihn nicht eher zu erheben, als bis sie den Münsterplatz erreicht hätten. „Nun sieh und staune!“ sagte sie endlich, und Gertrud schlug gehorsam die Augen auf. In stiller Majestät erhob sich vor ihr die mächtige Fassade des Münsters, in welcher das Erhabene mit dem Gefälligen einen unlöslichen Bund geschlossen hat. Die ungeheure

Fläche von blaßrotem Sandstein würde den Beschauer, der dicht davor steht, erdrücken, wenn sie nicht durch Portale, Fenster und reiche Ornamente vielfach unterbrochen und gegliedert wäre, wenn nicht alle ihre Verhältnisse in so köstlicher Harmonie stünden, daß das ganze Riesenwerk wie eine entzückende Dichtung erscheint, welche der Genius aus der Phantasie des Künstlers in Stein übertragen hat. Die Fensterrose über dem Hauptportal gleicht in ihrer Größe und Farbenpracht einer Wunderblume, welche Engel aus himmlischen Höhen auf die Erde herabgetragen haben; die zahllosen, schlanken Pfeiler und Spitzbogen, die Hunderte und aber Hunderte von Figuren, deren jede ihr eigenes Tempelchen hat, die zierlichen Rippen, die von anmutigen Blumen- und Blättergewinden umrankt sind — das alles erscheint nicht wie das mühevolle Werk des Meißels in sprödem Gestein, sondern wie ein kunstvoll gewobenes Gewand, das von überirdischen Händen mit unsäglicher Liebe und Sorgfalt dem wunderbaren Bau angepaßt ist, um die erhabenste Größe mit der vollendetsten Schönheit zu schmücken. Über den gewaltigen Körper des Münsters aber steigt in bezaubernder Anmut der Turm empor, leicht und schlank wie ein Riesenfinger, der von der Erde aufwärts zum Himmel weist.

Gertrud sah und staunte; die erklärenden Worte der Base, ihre Aufforderungen, dies oder jenes zu bewundern, berührten nur ihr äußeres Ohr; immer wieder umspannte ihr ehrfurchtsvoller Blick das erhabene Ganze und fand kaum Zeit, sich in die endlose Fülle des Einzelnen zu versenken. „Eh bien, Trudi, bist du stumm geworden?“ fragte Lisa endlich ungeduldig, „ist unser herrlicher Münster keiner Silbe der Anerkennung wert?“

„Ich kann nicht,“ versetzte die andere mit halberstickter Stimme, „er ist zu groß.“

„Dann wollen wir hineingehen, vielleicht entlockt dir das Innere mehr Bewunderung.“

Langsam folgte Gertrud der Voranschreitenden in das Gotteshaus; ihr war es, als beträte sie eine höhere Welt, in der ein Schimmer der Verklärung den irdischen Stoff durchleuchtete; sie ging umher wie im Traume, in einem süßen Schauer, der aus Andacht, Bewunderung und einem unbeschreiblich demütigen Gefühl der eigenen Kleinheit, gegenüber einer unendlichen Hoheit und Herrlichkeit, gemischt war. Aber auch hier wußte sie nichts zu sagen, weder zu dem riesigen Mittelschiff mit seinen Säulengalerieen und den großen, schön gemalten Fenstern, noch

zu der wundervollen Kanzel, noch zu den schlanken Säulenbündeln, welche die drei Schiffe voneinander trennen; sie konnte nur in schweigendes Entzücken versinken, so daß nach einer Weile Lisa ihr unzufrieden zuflüsterte, sie müßten ihre Zeit zu Rate halten, wenn sie noch den Turm besteigen wollten. Es fiel dem jungen Mädchen schwer, sich von dem Heiligtum zu trennen; sie konnte Herz und Augen nicht losreißen, denn sie empfand zum erstenmal den unwiderstehlichen Zauber, den ein vollendetes Kunstwerk auf das empfängliche Gemüt ausübt. Mechanisch stieg sie die 325 Stufen hinauf, die auf die Plattform des Turmes führen; aber als die weite Aussicht sich vor ihren Blicken auftat, entfuhr ihr ein lauter Ausruf freudigen Erstaunens.

„Endlich, endlich!“ sagte Lisa erleichtert, „ich glaubte schon, du würdest nie wieder Worte finden, und für solche stumme Begeisterung habe ich gar kein Verständnis. Für mich muß des, wes das Herz voll ist, auch der Mund überfließen, sonst kann ich an eine ehrliche Empfindung nicht glauben.“

„O wie schön, wie schön!“ rief Gertrud immer wieder aus, während ihre Blicke das reizende Rundbild durchschweiften, das im ersten Hauch des erwachenden Frühlings prangte, „hier der langgedehnte Schwarzwald und dort die trotzigen Vogesen, welchen kostbaren Rahmen bilden sie für die reiche Landschaft! Welch ein gesegnetes Land durchströmt unser deutscher Rhein! Aber ach! warum ist es nur zur Hälfte deutsch? warum ist der schnöde Raub des fränkischen Tyrannen uns immer noch nicht zurückerstattet?“

„Was fällt dir ein, Gertrud?“ rief Lisa ganz entrüstet, „glaubst du denn, wir möchten zurückkehren in euer zerrissenes Deutschland, das gar kein rechtes Reich ist, dessen Glieder sich noch vor kurzem als bittere Feinde in blutigem Kriege gegenüber standen? Da bist du sehr im Irrtum, liebes Herz; wir sind stolz auf unsere Zugehörigkeit zu einem großen, glorreichen Staat!“

„Aber Lisa, das Elsaß ist doch heute, nach zweihundert Jahren, noch vollkommen deutsch? Ich glaube, in eurem Dorfe versteht nicht der zehnte Mensch ein französisches Wort!“

„Mag sein! wir sind ja auch unzweifelhaft von deutscher Abstammung, und selbst die Gebildeten haben die alte Sprache fürs Haus noch beibehalten. Aber wenn Frankreich uns auch nur adoptiert hat, so haben wir doch volle Kindesrechte und möchten sie um keinen Preis aufgeben. Was ist Deutschland? Ein bloßer Name, ein loses Band,

das jeden Tag zerreißen kann! Ihr Preußen mögt euch eures Vaterlandes rühmen, ihr habt eine Geschichte, die an bedeutenden Männern und großen Thaten nicht arm ist, ihr habt einen edlen, heldenhaften König, einen ritterlichen Kronprinzen, einen Bismarck und Moltke, auf die ihr stolz sein könnt, die erst vor drei Jahren neue Lorbeeren erworben haben. Auch die Österreicher lass' ich gelten, sie sind doch ein großes, ansehnliches Volk, wenn sie auch Unglück gehabt haben. Aber alle diese Kleinen und Kleinsten — — nein, nein, Trudi, die locken uns nicht, da bleiben wir lieber Franzosen mit Leib und Seele und befinden uns sehr wohl dabei!“

Gertrud schüttelte den Kopf, ließ sich aber auf weitere Erörterungen nicht ein; zudem drängte die Zeit, und man mußte an den Rückweg denken. Unten am Fuße der Treppe empfing sie der Pfarrer mit der Uhr in der Hand, es war Eile nötig, um den Zug nicht zu versäumen. Der letzte Abschied wurde sehr abgekürzt, Grüße und Liebesworte, Ermahnungen zu baldigem Schreiben und Bitten um ein treues Gedenken flogen hin und her — dann ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung. Noch einmal nickte Gertrud hinaus, dann sank sie auf ihren Sitz zurück, und die Thränen, die sich unaufhaltsam in ihre Augen drängten, verdunkelten ihr die Welt ringsumher — sie war allein in der Fremde!

Wie Bilder einer laterna magica flogen die Orte und wechselnden Gegenden an ihr vorüber, aber sie achtete kaum darauf, das Herz war ihr voll und schwer, die Sinne wie verschlossen. Als die Vogesen hinter ihr lagen, bot die Fahrt durch den ebenen Teil der Franche comté ohnehin nicht viel Interessantes dar, und erst die Notwendigkeit, in einer fremden Sprache über die Erfordernisse der Reise zu sprechen, rüttelte sie aus ihrer Versunkenheit auf. Französisch war immer eine von Gertruds starken Seiten gewesen, und sie hatte sich auf ihr fließendes Sprechen etwas zu gute gethan; jetzt mußte sie einsehen, daß die Sprache, die man in der Schule nach allen Regeln der Wissenschaft lernt, noch himmelweit von der verschieden ist, welche das Volk im täglichen Verkehr spricht, und sie mußte allen Mut und Scharfsinn zusammennehmen, um sich mit französischen Beamten, Droschkenkutschern und Kellnern zu verständigen.

Lyon war der erste Ruhepunkt; von hier an ging es ohne Aufenthalt dem Süden zu. Aber wenn Gertrud gehofft hatte, sogleich dessen Schönheit und Fülle kennen zu lernen, so sah sie sich vorläufig ge-

täuſcht, denn die nächſte Strecke bot nichts Bemerkenswertes dar; die Gegend war einförmig, der Pflanzenwuchs zeigte keine Üppigkeit, alles erſchien ihr farb- und reizlos. Nur hin und wieder tauchte ein Gebirgszug, oder ein einzelner hoher Berg auf, wie der Pierrelatte, den, der Sage nach, ein Rieſe mitten in der Ebene abgeladen hat, oder der Mont Ventoux, der mit ſeinem glänzenden Schneekamm bis in die Wolken reicht. Mit Intereſſe betrachtete ſie Avignon mit ſeiner gewaltigen Ringmauer, welche ſeit fünf Jahrhunderten die Stadt einſchließt, mit ſeinem hochragenden Palaſt mit den fenſterloſen Mauern und drohenden Zinnen, der einſt der Sitz der Päpſte war. Dann ging es weiter durch die fruchtbare Provence mit ihren Ölbäumen, den weiten Rebengeländen und Nutzgärten, welche den verwöhnten Pariſern das frühe Gemüſe liefern. Wenn nur der Miſtral, der böſe, ſcharfe Nordwind hier nicht ſo empfindlich wehte! Alle Bauernhäuſer kehren ihm eine Wand ohne Fenſter zu, jedes Gärtchen ſchützt ſich durch einen hohen Rohrzaun gegen den rauhen, nordiſchen Gaſt, der manchmal einen Schauer kleiner Steine mit ſich führt, alle Bäume haben eine Neigung nach Süden, und die niedrigen Büſche ſind auf der Nordſeite wie geſchoren. Überhaupt haben die Bäume es hier nicht gut; nicht allein der Miſtral iſt ihr Feind, ſondern noch mehr die Axt, die jeden Zweig unbarmherzig kappt, um ihn als Brennholz zu verwenden. Daher ſehen die Wipfel wie Dornenkronen aus, ſo verſtümmelt und verflochten, ohne alle Friſche und Freudigkeit.

Als der Zug Cette erreichte, ſchlugen die Wogen des Meeres in unmittelbarer Nähe ans Ufer, und der ſalzige Schaum ſprühte bis in die Fenſter hinein. Welch ein Sprung vom Strande der Oſtſee bis an die Küſte des Mittelmeeres! Gertruds Gedanken ſchweiften träumend durch halb Europa, ehe ſie die Lieben in der fernen Heimat erreichten! Über der blauen Seefläche ſtiegen rechts die Pyrenäen auf mit dem ſchneebedeckten Mont Canigou, der in gewaltiger Größe alle ſeine Genoſſen überragt; der Boden bedeckte ſich mit immer friſcherem Grün, ſchon zeigten ſich zwiſchen Reben und Ölbäumen die erſten Orangenbäume im Schmuck ihrer goldenen Früchte und hier und da einzelne Palmen. Nun kletterte der Zug die Berge hinauf, um ſich danach in einen Tunnel zu ſtürzen; als er wieder ans Licht kam, berührte ein neues, unverſtändliches Sprachgewirr das Ohr der Reiſenden, die Damen auf den Bahnhöfen trugen die graziöſe Spitzenmantille, die Männer aus dem Volke die rote oder violette Zipfelmütze auf dem Kopf und den

breiten, bunten Shawl vielfach um den Leib gewunden. Alles hatte einen anderen Klang, einen fremdartigen Charakter — man war in Spanien.

Unaufhaltſam durcheilte der Zug das anmutige Hügelland von Katalonien, gewaltig ragten im Hintergrunde die Pyrenäen auf, noch lange übeglänzt von dem ehrwürdigen, weißen Haupt des Canigou, welcher, obgleich mit dem Fuß in Frankreich ſtehend, dennoch weit über die ſpaniſche Grenze ſchaut. Hin und wieder tauchte in der Ferne das Meer auf, dem man allmählich näher kam; endlich lief der Zug in einen großen Bahnhof voll betäubenden Lebens und Treibens ein, der Ruf: „Barcelona!“ ertönte, unſere Heldin hatte das Ziel ihrer einſamen Reiſe erreicht.

Drittes Kapitel.

Ein Tag in Barcelona.

„Habe ich die Ehre, Fräulein Gertrud Stein zu begrüßen?“ fragte eine männliche Stimme. Das junge Mädchen wandte sich hastig nach dem Sprecher um und gewahrte einen noch jungen Herrn, der die spanische Capa (Mantel) mit dem kleinen Schulterkragen und dem buntfarbigen Futter trug, nach Haaren und Bart aber wie ein Deutscher aussah. „Die bin ich!“ erwiderte sie etwas verwirrt, „und ohne Zweifel sehe ich Herrn Römer vor mir?“

„Mein Name ist Roß,“ versetzte ihr Gegenüber mit einem leisen Lächeln, „ich bin der Geschäftsführer des Herrn Römer. Mein verehrter Prinzipal konnte nicht selbst nach der Stadt kommen und hat mich beauftragt, das Fräulein zu empfangen; meine Frau und ich werden uns glücklich schätzen, wenn Sie inzwischen in unserm Hause vorlieb nehmen und etwas ausruhen wollen.“

„Sie sind sehr freundlich!“ sagte Gertrud, der diese Rede unendlich vertraut klang. „Nicht wahr, Sie sind auch aus Preußen gebürtig?“

„Gewiß, meine Heimat ist Königsberg.“

„Dann sind wir ja ganz nahe Nachbarn!“ rief sie, indem sie ihre Sachen fallen ließ, um dem Herrn beide Hände zu reichen, „o Gott, wie mich das freut! Ich bin ganz nahe bei Danzig zu Hause — und Ihre Frau ist auch eine Deutsche?“

„Natürlich, ich habe sie mir aus dem Vaterlande geholt, sie ist eine Berlinerin.“

„Also auch eine echte Preußin — wie glücklich mich das macht, hier gleich Landsleute zu finden! Nun kommt mir die Fremde gar nicht mehr so fremd vor.“

Inzwischen hatte ein Fajino (Gepäckträger) Gertruds Gepäck in Empfang genommen, und Herr Roß führte sie zu einem der ungeheuren Omnibusse, welche die Reisenden vom Bahnhofe bis in den Mittelpunkt

der Stadt, die Rambla del Centro, bringen. Welch ein Leben herrscht hier! Zeitungsverkäufer schreien mit lauter Stimme ihre Blätter aus, Blumenmädchen preisen hinter kleinen Tischen ihre duftenden Waren an, Aguadores ziehen auf und ab und rühmen ihr eiskaltes Wasser, Stiefelputzer fordern die Vorübergehenden auf, ihr Schuhzwerk säubern zu lassen; Spaziergänger schlendern und stehen müßig umher und lassen das bunte Gewühl an sich vorübereilen. „Ist etwas Besonderes vorgefallen?“ fragte Gertrud, „oder feiert man einen großen Festtag?“

„Nein, durchaus nicht,“ war die Antwort, „dies ist nur das gewöhnliche Aussehen unserer Hauptstraße, hier drängt sich alles Leben der großen Stadt zusammen. Sie sollen sie nur erst morgen mittag sehen, wenn die feine Welt hier spazieren geht, oder abends, wenn all die Cafés und Läden in feenhafter Beleuchtung strahlen, da werden Sie Ihre Freude daran haben.“

„Ich wundere mich nur, daß es hier noch so kalt ist,“ meinte Gertrud, die, nachdem sie den Omnibus verlassen, am Arme ihres Begleiters noch ein paar Straßen weiter ging; „ich dachte in den vollen blühenden Frühling hineinzukommen und sehe mit Erstaunen die Menschen, besonders die männliche Hälfte, bis zu den Augen vermummt gehen.“

„Das ist eine Überraschung, die Sie fast mit allen Fremden teilen, mein Fräulein; denn Spanien erfreut sich keineswegs des paradiesischen Klimas, das besonders die Deutschen hier erwarten. Der März bringt uns zwar warmen Sonnenschein, aber oft noch sehr kalte Nächte und rauhe Winde, die wie hungrige Wölfe durch unsere Felder und Straßen heulen. Das wissen unsere Bäume auch recht gut, und darum hüten sie sich, ihre Blätter vor dem April zu entfalten; nur die niedrige Pflanzenwelt wagt sich schon jetzt ans Licht der Sonne. Und doch sind wir hier am Meer weit besser dran, als die im Binnenlande; Madrid z. B. hat, wie seine Bewohner selbst spottend sagen, neun Monate Winter und drei Monate Hölle, während hier in Barcelona das Thermometer fast nie unter den Gefrierpunkt fällt und im heißesten Sommer nicht über dreißig Grad im Schatten steigt.“

Damit hatten sie die Wohnung erreicht, wo Frau Roß, eine hübsche, junge Frau, Gertrud aufs freundlichste empfing. Bald saßen sie am Tisch bei der späten Comida (Mittagessen) und plauderten wie alte Freunde; denn die gemeinsame Heimat bildet in der Fremde ein wunderbares Band, welches die Herzen schnell vereinigt. Mit einem heißen

Dankgebet ging unsere Reisende an diesem Abend zur Ruhe; wie gütig hatte Gott bisher ihre Schritte geleitet! Sie hatte eine starke, mutige Seele, und ihre Liebe machte sie zu großen Opfern fähig; aber sie war jung und unerfahren und noch niemals von Eltern und Geschwistern getrennt gewesen, daher hatte sie oft ein banges und beklommenes Gefühl nicht unterdrücken können, als sie allein in die weite Welt hinauszog. Jetzt aber war sie merkwürdig beruhigt; waren doch die Menschen überall gut und freundlich, fand man doch an allen Orten Deutsche wieder, zu denen ja auch der Vater ihrer künftigen Zöglinge gehörte. Darum nur unverzagt! In Gottvertrauen, mit freudigem Mut und treuer Pflichterfüllung konnte sie sicher alle Schwierigkeiten des neuen Lebens überwinden!

Trotz ihrer körperlichen Ermüdung konnte Gertrud doch lange nicht einschlafen; sie war innerlich zu erregt, und draußen wollte es auch nicht ganz still werden. Sobald es hell wurde, war an Schlaf gar nicht mehr zu denken; sie stand auf, vollendete schnell ihren Anzug und trat neugierig ans Fenster, welches sich als eine Thür erwies, die nach spanischer Sitte auf einen Balkon führte. Leise öffnete sie und trat hinaus; die Luft war empfindlich kühl, und die Häuser der Straße zeigten noch ein ganz verschlafenes Aussehen, aber köstlich war die Aussicht, die sich ihr darbot. Noch waren die hohen Platanen, welche die Straßen einfaßten, zwar kahl, aber über dem Ganzen spannte sich ein südlich strahlender Himmel aus; zahlreiche Kirchtürme erhoben sich aus dem Häusergewirr, welches amphitheatralisch an der Berglehne emporstieg, der grüne Monjuich mit seinem starken Kastell begrenzte auf der einen Seite das Bild, während auf der andern das blaue Meer schimmerte. Jetzt tönten Glöckchen auf der Straße; eine ganze Karawane von Maulesseln zog vorüber, die in sauberen Fäßchen von Eichenholz oder in spiegelblanken Kupferkannen die frische Milch nach der Stadt brachten; hinter ihnen drein sprangen muntere Ziegen, die sich untereinander, oder auch die Vorübergehenden, ohne Ansehn der Person, neckten und stießen. Dann folgten in gemessenem Schritt schwerwandelnde Kühe, von ihren Kälbchen begleitet, denen man jedoch die Mäuler mit Lederstücken überzogen hatte, um ihnen jedes unberechtigte Naschen von der mütterlichen Milch unmöglich zu machen. Hie und da machten die Treiber vor einem Hause Halt und ließen den Klopfer ein-, zwei- oder dreimal kräftig gegen die Hausthür fallen, die sich alsbald öffnete; dann erschienen die dienstbaren Geister der verschiedenen Stockwerke

mit Bechern, Töpfen und Kannen, um die vor ihren Augen gemolkene Milch in Empfang zu nehmen. An den Straßenecken wurden Tische aufgestellt und mit schneeweißen Tüchern bedeckt; darauf wurden die Milchgefäße nebeneinander gereiht, Flaschen mit frischem Wasser dahinter und zierlich aufgetürmtes Weißbrot und Kuchen davor. Diese fliegenden Wirtschaften waren bald von einer bunten Menge umringt; Köchinnen und Bediente, Kinder und Kindermauen, Eckensteher und Fuhrleute, abziehende Nachtwächter und Arbeiter, die zu ihrer Beschäftigung eilten — alle hielten an der Ecke still, um ihren Bedarf einzukaufen oder ihr Frühstück an Ort und Stelle zu sich zu nehmen. Dann wurden die leeren Gefäße samt den Tischen zusammengepackt, und Esel, Ziegen, Kühe und Begleiter trabten froh und leicht von dannen.

„Schon auf, Fräulein Stein?“ fragte die Stimme von Frau Roß an der Thür.

„O, schon lange,“ erwiderte Gertrud fröhlich, „ich habe schon eingehende Studien über spanisches Leben gemacht. Es ist alles so neu und interessant — wer könnte da bis in den Tag hinein schlafen?“

„Das ist schön; bitte, kommen Sie schnell herunter, damit wir mit meinem Mann einen Plan für den Tag entwerfen können, ehe er ins Kontor muß.“

„Wie befinden Sie sich nach Ihrer ersten Nacht in Spanien, mein Fräulein?“ fragte Herr Roß, als die Damen eintraten.

„O, ganz vortrefflich; es scheint, man braucht hier nicht viel Schlaf, um sich doch vollkommen frisch zu fühlen. Immer, wenn ich einschlafen wollte, weckte mich eine Art eintönigen Gesanges von der Straße her, und während ich darauf lauschte, wurde ich ganz munter.“

„Es war ohne Zweifel der Sereno; an dessen Stimme muß man sich freilich erst gewöhnen, nachher achtet man so wenig darauf wie auf das Schlagen der Uhr.“

„Der Sereno? Bedeutet das Wort nicht etwas Heiteres?“

„Ganz recht, auf gut deutsch ist es aber der Nachtwächter, der jede Viertelstunde meldet und dabei jedesmal einen kurzen Abriß des Wetters giebt. Da nun in Spanien der Himmel überwiegend heiter ist, weil Regen zu den Seltenheiten gehört, so nennt man die ganze Klasse dieser Wächter der Sicherheit Serenos. Aber ich bitte, mein Fräulein, bedienen Sie sich; befehlen Sie Kaffee oder Schokolade, ist Ihnen ein Tostado, eine Ensiamada oder ein Bollo*) gefällig?“

*) Verschiedenes Backwerk.

Unter Scherz und Lachen wurde Gertrud in einige Geheimnisse der spanischen Sprache eingeweiht, dann sprang Herr Roß auf. „Es ist hohe Zeit, daß ich ins Geschäft gehe! Einstweilen leben Sie wohl, meine Damen, wir treffen uns zum Almuerzo (zweiten Frühstück) im Café de las delicias auf der Rambla!“

Eine Weile blieben die beiden anderen noch in lebhafter Unterhaltung sitzen. „Bitte, erzählen Sie mir etwas vom Römer'schen Hause,“ bat Gertrud, „was für ein Mann ist der Hausherr, wie sind die Kinder?“

„Herr Römer, oder Señor Don Federico de Romero, wie man ihn hier allgemein nennt, ist ein reicher Mann, der sich von den Geschäften fast ganz zurückgezogen hat und in seinem reizenden Landhause zu Villabermeja fast ganz seinen Lieblingsvergnügungen, den Büchern und der Gärtnerei, lebt. Mit ihm werden Sie angenehm und leicht verkehren, denn er ist fein und gebildet. Die beiden Mädchen sind kleine Schönheiten von sehr verschiedener Art, die eine im deutschen, die andere im spanischen Charakter, doch kenne ich sie wenig. Schwierigkeiten könnten Ihnen wohl nur durch die Anwesenheit der Großmutter erwachsen; sie ist eine echte Spanierin, und ich fürchte, sie hat wenig Verständnis für fremde Art und abweichende Gewohnheiten.“

Gertrud schwieg nachdenklich, dann fielen ihr Lisas Worte ein: „Liebe und Wohlwollen wirst du die überall erwerben,“ und sie blickte ihre Gastfreundin zuversichtlich lächelnd an. „Ich will mich nicht fürchten!“ sagte sie ein klein wenig übermütig; „ich will suchen, die alte Dame durch die größte Liebenswürdigkeit zu besiegen — glauben Sie nicht, daß es mir gelingen wird?“

„Wir wollen das beste hoffen!“ erwiderte Frau Roß vorsichtig. „Und nun entschuldigen Sie mich für eine kleine Weile, während ich meinen Haushalt besorge; danach mache ich Sie mit unserem schönen Barcelona bekannt.“ — —

Die junge Frau hatte sich für ihren Ausgang nach Art der spanischen Damen ganz in Schwarz gekleidet; die Spitzenmantille hüllte ihren Kopf, ein großes Tuch ihren Oberkörper ein, die Hände steckten in einem kleinen Muff. Durch ziemlich enge Straßen mit hohen Häusern, die denen der deutschen, mittelalterlichen Städte gleichen, nahmen die Damen ihren Weg nach der Calle de Fernando, die sich durch wahrhaft prächtige Läden auszeichnet. Gertrud hatte Ähnliches noch nie gesehen, sie hätte an jedem Schaufenster stehen bleiben und

die Herrlichkeiten anstaunen mögen, die sich hier verführerisch vor den Blicken der Vorübergehenden ausbreiteten. „Eine Mantilla werden Sie sich doch gleich anschaffen, Fräulein Stein?“ fragte Frau Roß im überzeugendsten Ton. „Sie können ohne dieselbe kaum einen Tag auskommen, in die Kirche z. B. geht keine Dame anders. Ich denke, wir suchen hier eine aus und lassen sie Ihnen gleich im Laden auf echt spanische Weise befestigen.“

Das junge Mädchen wagte keinen Einwand, obgleich sie die Ausgabe scheute; eine unheimliche Ahnung beschlich sie, daß ihre bescheidene Ausstattung den hiesigen Verhältnissen nicht entsprechen würde. Aber wo blieben die Ersparnisse für Felix, wenn sie es den Reichen gleich thun wollte? Herrichten doch im Roß'schen Hause ein Luxus und eine Behaglichkeit, die ihr bis dahin völlig unbekannt gewesen waren. Heimlich seufzend sah sie zu, wie ihre Begleiterin eine hübsche Spitzenmantille für sie auswählte, die durch eine dunkle Blume auf ihrem Kopf befestigt wurde; sie mußte sich zwar gestehen, daß die graziöse Verhüllung ihr gar nicht schlecht stünde, aber sie hatte bisher so wenig auf ihr Äußeres geachtet, daß diese Beobachtung sie nicht ausreichend tröstete.

Jetzt führte Frau Roß sie in die Kathedrale, deren Dämmerschein sie wie mit einem geheimnisvollen Zauber umfing. In die spanischen Dome lassen die kleinen Fenster nur wenig Licht hinein, das durch die reiche Malerei noch mehr gedämpft wird; erst wenn das Auge sich an das Halbdunkel gewöhnt hat, kann es die Dinge umher genau unterscheiden. Hunderte von knieenden Frauen, alle ganz schwarz gekleidet, alle in inbrünstiges Gebet versunken, erfüllten den großen Raum; durch die dämmerige Stille brausten plötzlich die gewaltigen Töne der Orgel, dazwischen erklang ein Chor von Knaben- und Männerstimmen wie Sphärengesang. Es war wunderbar feierlich und erhebend, ein wahrer Gottesdienst, und Gertrud konnte sich dem tiefen Eindruck nicht entziehen, obgleich die Form von allem, woran sie gewöhnt war, weit abwich.

In der Nähe der Rambla kam ihnen Herr Roß schon entgegen, worüber seine Frau sehr erfreut war; denn eine feine Dame läßt sich dort ungern ohne männliche Begleitung sehen, am wenigsten in der Mittagsstunde. Welch eine Fülle von Menschen aller Stände wogte hier auf und ab! Es war, als hätten alle die zweimal hunderttausend Bewohner Barcelonas sich hier ein Stelldichein gegeben. Unsere kleine

Gesellschaft hielt sich nicht lange mit Lustwandeln auf, sondern betrat das Kaffeehaus do las delicias, und wieder staunte Gertrud über die Ausstattung, die ihr mit ihren dekenhohen Spiegeln, mit ihrer Fülle von Gold und Krystall wahrhaft fürstlich erschien. „Za, unsere Cafés können sich sehen lassen," sagte Herr Roß wohlgefällig, „selbst Paris hat keine größeren und schöneren aufzuweisen." Er klatschte in die Hände, worauf eilfertig ein Kellner erschien, um sich nach den Wünschen der Herrschaften zu erkundigen, und bald brachte er eine dampfende Schüssel, aus der er selbst den Gästen vorlegte. Den Anfang des Almuerzo bildete der landesübliche Puchero, den man früher Olla Potrida nannte, und wozu man die Abfälle der ganzen Woche sammelte. Jetzt mag dies nur noch in den unteren Schichten der Bevölkerung üblich sein, im übrigen bereitet man den heutigen Puchero auf einer Grundlage von Garbanzos (Kichererbsen) aus Speck, Rauchwurst und frischem Fleisch. Es folgten in Öl gesottene Fische, Hühner mit Reis und gebratene Kaninchen, alles mit Tomaten und spanischem Pfeffer stark gewürzt. Den Schluß aber bildete eine Fülle von eingemachten und frischen Früchten, Malaga-Rosinen, Feigen und saftigen Orangen, dazu Weißbrot aller Art und verschiedene feurige Weine.

Herr Roß begleitete die Mahlzeit mit einer Unterhaltung, die Gertrud höchstes Interesse erweckte; er erzählte von dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem Katalonien, und vor allem Barcelona, zur spanischen Gesamtmonarchie stünde, und wie vierhundert Jahre der Vereinigung noch immer nicht hingereicht hätten, um den feindseligen Gegensatz zwischen Katalanen und Castilianern auszugleichen. „Es liegt im Blute der hiesigen Bevölkerung noch immer etwas von dem Sinne ihres Gründers, des Karthagers Hamilkar; ein unbändiges Trachten nach Freiheit und Selbständigkeit hat die Stadt durch alle Jahrhunderte hindurch begleitet und ihr die schwersten Kämpfe zugezogen. Erst stritt sie wider die übermächtigen Römer, dann wider die Goten, und endlich kamen die Mauren, welche nach heldenmütigem Widerstande den ganzen Rest der Einwohner zu Sklaven machten. Dann wurde Barcelona die Hauptstadt eines unabhängigen christlichen Staates, der sich mit Arragonien vereinigte und vom zwölften Jahrhundert an seinen höchsten Glanz entfaltete; die Handelsflotte dieses neuen Karthago bedeckte alle bekannten Meere, und in der mit Reichtümern aller Länder erfüllten Stadt wetteiferten die Künste und Wissenschaften mit der hochberühmten, maurischen Kultur. Widerwillig fügte sich Katalonien

der Verschmelzung aller spanischen Königreiche, die unter Ferdinand und Isabella stattfand; ihre heißesten Kämpfe aber focht die Stadt im spanischen Erbfolgekriege aus. Nachdem schon ganz Spanien das neue Herrschergeschlecht der Bourbonen anerkannt hatte, trotzte sie allein der verbündeten spanischen und französischen Flotte; als die feindlichen Kugeln die Reihen der Verteidiger gelichtet hatten, da drängten sich die Frauen und Mädchen mit Löwenmut zum schweren Dienst auf den Mauern; als die Festung gefallen war, wurde jedes Haus zu einer Festung, die nur mit Sturm genommen werden konnte. Dreiviertel der Einwohner waren gefallen, die Stadt lag zur Hälfte in Schutt, der übrige Teil stand in Flammen — da erst konnte der Sieger seinen Einzug halten. Auf den Trümmern erbaute die Regierung die feste Citadelle, die als Zwingburg den unbändigen Geist der Barcelonesen zügeln sollte. Aber so unzerstörbar ist die Lebenskraft des Volkes, daß alle Wunden verhältnismäßig schnell vernarbten und heute, nach 150 Jahren, Barcelona wieder als diejenige Stadt des ganzen Königreiches dasteht, welche an Besitz und Bildung die reichste ist."

Frau Roß hatte schon seit einer Weile ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch getrommelt; jetzt sagte sie etwas spöttisch: „Wenn du Fräulein Stein historische Vorträge, von Erschaffung der Welt an, halten willst, so wird die Sonne untergehen, ohne daß wir noch etwas gesehen haben. Könntest du die Fortsetzung nicht bis zum Abend verschieben?"

„Du hast recht, Frida!" rief ihr Gatte lachend; „verzeihen Sie, mein Fräulein — dies ist mein Steckenpferd, und wenn ich einmal so aufmerksamen Augen gegenüber sitze, tummele ich es leicht bis zum Überdruß!"

„Mir war es sicher nicht zu viel," beteuerte Gertrud eifrig, „solche Sachen lernt man in der Schule gar zu oberflächlich; sie gewinnen erst Blut und Leben, wenn man sie an Ort und Stelle hört."

Man verließ das Kaffeehaus und bestieg eine Calesa, ein leichtes, halbverdecktes Wägelchen, das von mehreren Maultieren gezogen wurde. Die hübschen, kräftigen Tiere werden nicht neben-, sondern hintereinander gespannt und mit bunten Troddeln und klingenden Schellen behängt; man schert ihnen den ganzen Rücken und läßt die Haare nur in Form einer Schabracke stehen; selbst die Schwänze sind ganz kahl, aber mit bunten Bändern umwunden; an Festtagen bindet man wohl eine Blume

daran. Der Arriero (Kutscher) schien sehr stolz auf seine hübschen Tiere zu sein, mit denen er wie mit menschlichen Wesen verkehrte.

Die Fahrt führte über prächtige Plätze und durch zahlreiche Straßen hinaus nach Barceloneta, der Vorstadt, die sich weit ins Meer erstreckt. Ein prächtiger Molo schützt den weiten Hafen vor feindlichen Winden; Hunderte von Schiffen aller Nationen laufen hier täglich aus und ein. Tritt man aus einer der engen Gassen nach Süden hinaus, so sieht man das offene Meer an das sandige Ufer schäumen und bis in die offenen Thüren der ärmlichen Häuser hineinspritzen. Wie ein Traum kam es Gertrud vor, daß sie wirklich am Mittelmeer stände, das ihr noch vor wenig Wochen wie ein toter Begriff in ewig unerreichbarer Ferne zu liegen schien! Inzwischen war die Sonne untergegangen, der Himmel färbte sich mit glühendem Rot, in dem der silberne Halbmond wie ein winziger, glänzender Nachen schwamm, zahllose Laternen entzündeten sich, und die leise plätschernden Wellen im Hafen spiegelten das farbenprächtige Bild vielfach gebrochen wieder. Der grüne Monjuich, der gewaltige Festungsberg im Südwesten, begrenzte die Aussicht, wie eine drohend erhobene Faust, welche die unruhige, trotzige Stadt in scharfem Zügel hält.

„Aber nun ist's Zeit, daß wir nach Hause fahren," mahnte Herr Roß, als Gertrud sich nicht satt sehen konnte, „denn es giebt hier Straßen, in denen es abends nicht geheuer ist. Ich habe es selbst erlebt, daß aus einem der engen, dunklen Gäßchen ein Mann herausgetaumelt kam, den ich für einen Betrunkenen hielt, der aber eine klaffende Wunde in der Brust trug. Haß und Eifersucht spielen unter der Bevölkerung eine große Rolle, und die ladrones, zu deutsch Diebe, bilden eine zahlreiche und unverschämte Klasse." Das war freilich eine häßliche Kehrseite des glänzenden Bildes.

Zu Hause angekommen, ward bei dem üblichen späten Mittagsessen alles, was der Tag gebracht hatte, noch einmal durchgesprochen. „Mir kommt es vor, als hätte ich schon Wochen in Barcelona zugebracht," meinte Gertrud, „fast scheint es unmöglich, daß vierundzwanzig Stunden einen so überreichen Inhalt haben können. Mit welchem Dank werde ich immer Ihrer gütigen Gastfreundschaft gedenken, die mir so viele unvergeßliche Eindrücke verschaffte!"

„Bleiben Sie nur noch länger bei uns, Fräulein Stein," versetzte Herr Roß herzlich, „Sie sollen sehen, wir können Ihnen noch manches Schöne zeigen. Wir könnten z. B. einen Ausflug nach dem Monserrat machen, das ist die lohnendste Partie auf viele Meilen in die Runde."

„Nach dem Berg des heiligen Gral?" rief Gertrud, „ach, wenn ich den sehen könnte! er würde mir wie ein lebendig gewordenes Märchen erscheinen!"

Aber am nächsten Morgen lag auf dem Frühstückstisch ein Brief an sie von Herrn Römer, mit der Bitte, Barcelona an demselben Tage zu verlassen; auf der Eisenbahnstation M. wolle er selbst sie in Empfang nehmen. Damit hatten alle weiteren Pläne ein Ende.

Viertes Kapitel.

Die neue Heimat.

Wieder hatte sich Gertrud mit schwerem Herzen von ihren neuen Freunden getrennt, aber ihr war doch ganz anders zu Mute, als da sie von der Heimat oder den Elsässer Verwandten Abschied nahm. Ihr waren die Flügel mächtig gewachsen; sie kam sich wie eine ganz erfahrene Reisende vor und ging der Zukunft mit freudiger Zuversicht entgegen. Sie war von den besten Vorsätzen durchdrungen und bat Gott um seinen Beistand zu ihrem Thun, aber an ihrer Stimmung hatte ein sehr erhöhtes Selbstbewußtsein doch einen bedeutenden Anteil. Vielleicht wäre dieses etwas gedämpft worden, hätte sie das Gespräch belauschen können, mit dem das Roß'sche Ehepaar vom Bahnhof zurückkehrte.

„Ein kluges Mädchen!“ sagte der Gatte, „mit der Zeit würde man sie gar nicht mehr häßlich finden; sie hat so hübsche, sprechende Augen.“

„Wenn sie sich nur besser zu kleiden verstünde!“ versetzte die Gattin, „aber sie sieht zu sehr wie ein kleines Schulmädchen aus. Auch ihr Benehmen ist gar zu einfach und harmlos.“

„Findest du sie unfein, Frida? So ist sie mir nicht vorgekommen.“

„Nein, das will ich nicht sagen, man merkt es ihr ja an, daß sie immer unter gebildeten Menschen gelebt hat. Aber es fehlt ihr der Schliff der großen Welt; ich fürchte, es wird ihr schwer werden, sich unter fremden Menschen und Verhältnissen eine Stellung zu verschaffen. In das Römer'sche Haus hätte eine erfahrene Weltdame hineingepaßt; Fräulein Stein wird weder Doña Serafina noch der wilden Manuela die nötige Ehrfurcht einflößen.“

Gertruds Träumerei wurde durch einen Mitreisenden unterbrochen, der sie mit zuvorkommender Freundlichkeit zuerst in spanischer, und dann in französischer Sprache anredete und sehr liebenswürdig auf alle

Merkwürdigkeiten der Gegend aufmerksam machte. Die Bilder, die am Fenster vorüberflogen, wechselten unaufhörlich; bald öde Hügel, bald ein sandiger Meeresstrand mit brandenden Wogen, die steil abfallenden Ufer mit großen Aloestauden besetzt, welche so grau und staubig aussahen, als wären sie künstlich geformt und vor langer Zeit hier aufgestellt worden. „Wie häßlich diese Weinpflanzungen aussehen!“ sagte Gertrud einmal, „sie kriechen förmlich am Boden hin.“

„Schelten Sie diese unansehnlichen Pflanzen nicht, Señora,“ erwiderte ihr Begleiter lächelnd, „sie liefern uns unsere köstlichsten Weine. Der Weinbauer schneidet die Reben in jedem Herbste kurz ab, sie unterhalten ihm das ganze Jahr hindurch sein Herdfeuer, an dem er sein einfaches Mittagsmahl kocht und sich im Januar die erfrornen Finger wärmt; die unerschöpflichen Wurzeln aber treiben im Frühling neue Schößlinge, die sich breit auf den Boden legen und ihn durch ihr dichtes Laub vor den ausdörrenden Sonnenstrahlen schützen. In den Trauben lockt auf den heißen Steinen der köstliche Saft und füllt sie mit Glut und Feuer. Das giebt die weitberühmten Weine dieser Landschaft.“

„Ich glaubte, im Süden wüchse alles von selbst,“ bemerkte Gertrud, „aber ich sehe, daß auch er die Arbeit der Menschenhand nicht entbehren kann.“

„Im Gegenteil,“ versetzte der Spanier, „wir haben hier mehr Mühe, als andere Länder, weil uns die natürliche Feuchtigkeit fehlt. Unser Himmel gleicht monatelang einem ehernen, verschlossenen Thor, das keinen Tropfen spendet; alle unsere Bäume, unsere Felder und Gärten sind auf das Wasser angewiesen, das ihnen künstlich, und oft aus weiter Ferne, zugeführt werden muß. Das wußten die alten Römer und die betriebsamen Araber sehr wohl; daher überzogen sie das ganze Land mit Aquädukten und künstlichen Bewässerungen, die es zu einem blühenden Garten machten. Aber wir Neueren, die wir uns auf unsere höhere Weisheit so viel zu gute thun, haben in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Nachlässigkeit ihre Werke verfallen lassen; auch die Wälder, welche die segensreichen Wolken festhalten, haben wir abgeholzt; jetzt sind wir dabei, das immergrüne Buschwerk, den Lavendel, den Buchs und Ginster auszurotten. Wenn das so fortgeht, werden wir unser Vaterland allmählich in eine Wüste verwandeln!“

Als Gertrud auf der bezeichneten Haltestelle den Zug verließ, wurde sie von einem stattlichen Herrn begrüßt, der sich ihr als Herr

Römer vorstellte. Die ernste Würde seines Benehmens schüchterte sie etwas ein; einem spanischen Hidalgo der alten Schule, einem echten Don Federico de Romero mochte diese feierliche Grandezza wohl anstehen, aber für den täglichen Umgang erschien sie ihr ungemütlich und bedrückend. Sie konnte ihre gewohnte Unbefangenheit nicht gleich wiederfinden, um so weniger, als Herrn Römers Redeweise, die mit vielen spanischen Worten und fremdartigen Wendungen vermischt war, ihr anfangs schwer verständlich erschien. Als beide in einer leichten Tartane, von drei flinken Maultieren gezogen, rasch dahinrollten, legte er ihr die Verhältnisse seines Hauses dar. „Seit dem Tode meiner teuren Gattin," sagte er, „hat ihre hochverehrte Mutter die Mühe übernommen, mein Hauswesen zu leiten und meine Töchter zu erziehen. Ihren Unterricht habe ich bisher, mit Hilfe unseres wackeren Geistlichen, selbst erteilt, doch finde ich es wünschenswert, einen Teil davon in befugte, weibliche Hände zu legen, die wir in Spanien nicht besitzen. Dolores ist über ihre Jahre reif und von tief religiösem Sinn; für sie wünsche ich vor allem eine jugendlich heitere Anregung, damit sie nicht vor der Zeit in den Ernst verfalle, der erst dem Alter gebührt. Meine kleine Manuela dagegen ist aller anhaltenden Beschäftigung abhold, voll kindischer Einfälle; sie muß gefesselt und für ernste Arbeit gewonnen werden; dies, mein Fräulein, wird die Doppelaufgabe sein, die Ihnen zufällt. Selbstverständlich gehören Sie unserer Religion an?"

„Gewiß! Ich bin die Tochter eines evangelischen Predigers."

„Wie — Sie sind Protestantin? O das ist schlimm, das hatte ich nicht erwartet."

„Aber sind Sie es denn nicht auch, Herr Römer?" rief Gertrud, „mein Direktor, der Ihre Familie in Danzig kannte, sagte es mir doch."

„Ich bin vor mehreren Jahren zur katholischen Kirche übergetreten, meine Kinder sind von Anfang an in der Religion ihrer Mutter erzogen worden, und meine Schwiegermutter ist eine sehr fromme, glaubenseifrige Katholikin. Dies ist ein böses Mißverständnis — ich weiß wirklich nicht, mit welchen Augen die würdige Dame eine Hausgenossin aufnehmen wird, die ihr als eine Ketzerin erscheinen muß."

Gertrud war unaussprechlich erschrocken; alle ihre stolzen Luftschlösser verloren plötzlich den Boden unter den Füßen und stürzten mit einem Schlage in Trümmer. War es nicht am klügsten, sogleich umzukehren, statt das Unmögliche erst anzufangen? Aber welch eine

Fülle von Täuschungen schloß der Gedanke in sich! das arme Mädchen konnte kaum die Thränen zurückhalten, die ihr in die Augen schossen.

Herr Römer verharrte eine lange Weile in nachdenklichem Schweigen, das Gertrud nicht zu unterbrechen wagte; endlich fing er wieder an: „So peinlich die Lage für beide Teile ist, so ist doch für den Augenblick keine Änderung thunlich, und wir müssen versuchen, ihr die beste Seite abzugewinnen. Ich fordere von Ihnen das feste Versprechen, Fräulein Stein, daß Sie dem Glauben meiner Familie in keiner Weise zu nahe treten und Ihre abweichende Überzeugung niemals geltend machen wollen."

„Aber wie ist das möglich?" fragte erregt seine Begleiterin, vor deren Seele alle die ergreifenden Bilder der Glaubenskämpfe auftauchten, aus einer Zeit, da auch in Spanien die Gedanken der Reformation Eingang gefunden hatten und durch die Inquisition mit Feuer und Schwert vertilgt wurden, „wie ist das möglich? Mein Glaube ist mir das Höchste, was ich besitze, wie könnte ich je daran denken, ihn zu verleugnen?"

„Das fordere ich nicht von Ihnen, ich werde es den Meinen sogleich sagen, daß Sie nicht unserer Konfession angehören. Aber ich bitte Sie dringend, sich jedes Streites über religiöse Fragen zu enthalten und mehr auf das zu sehen, was alle frommen Christen vereinigt, als auf das, was sie trennt. Leben Sie eine Weile bei uns, prüfen Sie die aufrichtige Frömmigkeit unserer Frauen und lernen Sie auch eine abweichende Form der Gottesverehrung achten. Nach drei Monaten wollen wir wieder über die Sache sprechen und zusehen, ob es möglich ist, diesen Zustand fortzuführen. Können Sie mir dieses Versprechen nicht geben, so — so würden wir allerdings an eine sofortige Lösung unseres Verhältnisses denken müssen."

Gertrud überlegte; Herrn Römers Bedingungen legten ihr nur abwartende Vorsicht und rücksichtsvolles Schweigen auf, das war noch keine Verleugnung; es gab auch einen stummen Protest, der sehr ausdrucksvoll sein konnte. Dennoch zauderte sie eine Weile, ehe sie auf den Vorschlag einging; erst der Gedanke an Felix neigte das Zünglein der Wage auf die Seite der Zustimmung. „Ich will es versuchen," sagte sie mit zitternder Stimme — denn das Herz schlug ihr gewaltig —, „aber ich rechne darauf, daß auch von Ihrer Seite mein Glaube niemals angetastet werde; es muß volle, gegenseitige Schonung und Duldung zwischen uns herrschen."

„So ist es recht, mein Fräulein," sagte Herr Römer erfreut und bot ihr die Hand, in die sie vorsichtig einschlug; „und nun lassen Sie uns hoffen, daß wir in Frieden miteinander auskommen werden. Ich habe sehr gewünscht, meine Töchter unter den Einfluß einer gebildeten, deutschen Dame zu stellen, da ich mich nicht entschließen kann, sie von mir zu lassen, und ich hoffe, in Ihnen die rechte Kraft gefunden zu haben."

Es lag in seinen Worten und noch mehr in seinem Tone ein gewisses Zutrauen, welches Gertrud wohlthuend berührte, und da er sie auf dem Rest der Fahrt angenehm und fesselnd unterhielt, so suchte sie ihre tiefe Niedergeschlagenheit zu bezwingen und wieder Mut zu fassen.

Der Weg stieg bergan, die Maultiere gingen langsamer, die dichte Staubwolke, die in Spanien noch mehr, als anderswo, den Reisenden begleitet und sich zudringlich in jede Falte seiner Kleidung, in Nase, Mund und Augen zwängt, senkte sich; Herr Römer wies auf die Häuser, welche die Straße umsäumten und, sich allmählich enger aneinander drängend, auf der Anhöhe das Städtchen Villabermeja bildeten. Aus der Mitte erhob sich der Kirchturm, der niemals fertig geworden war, einem Kopf ohne Hut ähnlich, der sich zum Schutz gegen die Winde mit einer flachen Mütze bedeckt hatte; seine Schallöcher glichen wachsamen Augen, die nach allen Seiten Ausschau hielten, und seine helltönende Metallzunge ließ sich weithin vernehmen, um die Einwohner morgens zur Messe zu rufen und abends an das Ave Maria zu mahnen. Vorüber an ärmlichen Fischerhütten, über deren baufällige Balkone man Netze und grobe, aber reinliche Wäsche gehängt hatte, kam man zu kleinen Bauerhäusern, die schon einen bescheidenen Wohlstand zeigten; dichte Brombeerhecken grenzten die Grundstücke voneinander ab; hie und da ragten ein paar alte Kastanien empor, voller Narben, wie ausgediente Soldaten; denn sie hatten wohl schon hundertmal die mörderische Axt gefühlt, die ihnen ihre Äste geraubt hatte, und trieben doch immer wieder Blätter und Blüten und vergalten die grausame Behandlung durch reiche Früchte. Dann folgten geschlossenere Straßen mit holprigem Pflaster, ein Markt mit einem Rathause, und endlich hielt der Wagen auf einem Platz, den eine Gruppe von Pappeln und Akazien zierte. Dort erhob sich, seine ganze Umgebung überstrahlend, umgeben von einem Garten und von einem zierlichen Gitter eingeschlossen, ein reizendes Landhaus, die Villa Romero. Hier sah es schön aus! Auf

(S. 41.)



Señora Doña Serafina de Lantigna!

ſorgfältig gepflegten Beeten blühten Blumen in verſchwenderiſcher Fülle; baumartige Kamelien, Myrten und Tamarinden bildeten dichte Gebüſche. Kletterroſen und andere Schlinggewächſe, die mit großen Knoſpen bedeckt waren, rankten ſich am Hauſe empor und fielen in üppigen Kränzen vom Geländer des Balkons herab — alles zeugte von Wohlhabenheit, Geſchmack und einem ſüdlichen Himmel.

Als die beiden ausgeſtiegen waren, kam ihnen auf dem breiten Mittelweg des Vorgartens ein ſehr junges Mädchen entgegen, und Gertrud meinte, etwas Zarteres und Lieblicheres noch nie geſehen zu haben. Ihre ruhigen Bewegungen waren von ſchwebender Leichtigkeit, und die langen, goldblonden Locken, die das ſüße, weiße Geſicht mit den großen, tiefblauen Augen wie mit einem Heiligenſchein umrahmten, gaben der ganzen Erſcheinung etwas Überirdiſches. „Willkommen, lieber Papa!“ ſagte ſie mit einer ſanften, melodiſchen Stimme in deutſcher Sprache, die gleichwohl einen fremdartigen Klang hatte. Herr Römer legte den Arm um ſie und küßte ſie auf die Stirn, dann wandte er ſich zu Gertrud. „Meine älteſte Tochter Dolores,“ ſagte er vorſtellend, „und dies, mein Kind, iſt Fräulein Stein, die euch nicht nur eine Lehrerin, ſondern hoffentlich bald eine liebe Freundin ſein wird.“

Dolores bot der Ankommenden die Hand und begrüßte ſie mit ſchüchterner Freundlichkeit. „Wo iſt Manuela?“ fragte ihr Vater.

„Ich weiß nicht, Papa, wir ſaßen eben zuſammen am Fenſter, um nach dir — nach euch auszuſchauen; ich glaubte, ſie käme gleich hinter mir.“

Sie traten ins Haus, wo ihnen eine ältere Dame entgegenkam, vom Kopf bis zu den Füßen in tiefſtes Schwarz gekleidet, und von ſo ſtattlichem und würdevollem Ausſehen, daß es für Gertrud kaum Herrn Römers feierlicher Vorſtellung: „meine hochverehrte Schwiegermutter, Señora Doña Serafina de Lantigua“ bedurft hätte, um ſie mit einem Gefühle größter Ehrfurcht zu erfüllen. Sie verneigte ſich tiefer, als es ihre Gewohnheit war, und küßte die Hand der Dame, hätte aber beinahe das Gleichgewicht verloren, als ſie ſich wieder aufrichtete. Hinter einer offenſtehenden Thür klang es wie leiſes Kichern, für einen Augenblick guckte ein dunkler Kopf hervor, um gleich wieder zu verſchwinden. „Wo iſt Manuela?“ fragte der Hausherr mit ſtreng gerunzelter Stirn.

„Manolilla, mein Täubchen, wo ſteckſt du?“ rief Doña Serafina

in den süßesten Tönen, „sei doch verständig, mein kleines Lamm, und komme her, um deinen guten Vater und die fremde Dame zu begrüßen.“

Als weder Strenge noch Freundlichkeit von Erfolg waren, ging Dolores an die Thür, und nach einigen leise gelüfterten Worten zog sie ein junges Geschöpf dahinter hervor, das von ihr selbst wunderbar verschieden war. Klein und mager, von bräunlicher Hautfarbe, mit großen, blitzenden Augen, in welche die blauschwarzen Haare fast hineinhingen, sah Manuela wie eine richtige Zigeunerin aus, und auch ihre Manieren und Bewegungen erinnerten an einen wenig civilisierten Volksstamm. Sie blickte mit einem halb scheuen, halb spöttischen Blick zu Gertrud auf und berührte deren dargebotene Hand flüchtig mit ihren Fingerspitzen; dann zog sie dieselben schnell zurück, als hätte sie sich verbrannt, und verbarg sich hinter dem Rücken ihrer Großmutter, welche in einem Strom von spanischen Worten ihre Enkelin entschuldigte.

Eine Dienerin führte Gertrud in das für sie bestimmte Zimmer im oberen Stock, dessen behagliche Einrichtung ihr einen anheimelnden Eindruck machte. Nur eins berührte sie wunderbar: dem breiten Bett gegenüber stand ein kleiner Altar mit einer in Holz geschnitzten Madonna, zu deren Füßen zwei Kerzen brannten. Da es draußen noch hell war, so löschte sie dieselben gleich aus und schob die dichten Vorhänge vom Fenster zurück, das zu ihrer Freude bis auf den Boden ging und auf einen kleinen Balkon führte. Ihr Blick fiel auf einen großen Hof, den Patio des spanischen Hauses, der mit immergrünen Gesträuchen und blühenden Blumen bepflanzt war und in dessen Mitte sich ein Marmorbecken erhob; schillernde Goldfische spielten im krystallklaren Wasser, und das eintönige Rauschen eines kleinen Springbrunnens klang durch die friedliche Stille wie die leise eintullende Melodie eines Wiegenliedes. Zur Seite aber glänzte weit hinter den niedrigen Häusern ein schmaler Streifen des nimmer ruhenden, schäumenden Meeres, das mit dem Himmel in eins verfloß.

Gertrud überließ sich in stillem Entzücken dem lieblichen Eindruck, als Stimmen ihr Ohr berührten. Sie konnte die Sprechenden, die wohl dicht unter dem Balkon über den Hof gingen, nicht sehen, aber deutlich jedes Wort vernehmen. „Cuan fea es, dequé gusto este vestido y qué reverencias inhábiles hace!“ (Wie häßlich ist sie und wie geschmacklos gekleidet, und was macht sie für ungeschickte Verbeugungen!) sagte die eine unter boshaftem Lachen, während die andere sie offenbar zu beschwichtigen suchte. Gertrud hatte in den letzten Wochen viele spanische Wörter und kleine Sätze gelernt, um sich für ihre Aufgabe vorzubereiten; sie brauchte kaum ihr Taschenwörterbuch aufzuschlagen, um den Sinn des Gehörten zu verstehen. Eine glühende Röte stieg in ihre Wangen, unwillkürlich trat sie ins Zimmer zurück und schloß leise die Thür; dann warf sie sich in den tiefen Sessel und verbarg ihr Gesicht. Durfte sie dies dulden? Konnte sie nach diesem Anfang auf eine ersprießliche Einwirkung auf die kleine Zigeunerin hoffen — denn sie zweifelte nicht, daß Manuela die Sprecherin sei —? Mußte sie nicht gleich zu deren Vater eilen, um ihm diese Beleidigung zu klagen und von ihm die strengste Bestrafung der Schuldigen zu verlangen? Eine Weile überließ sie sich völlig ihrer kochenden Entrüstung, dann richtete sie sich plötzlich auf und strich sich die verwirrten Haare aus der Stirn.

„Keine Thorheit und Übereilung!“ sagte sie zu sich selbst —, „nur ruhig Blut und vernünftige Überlegung! Kinder und Narren reden die Wahrheit, und hat der kleine Kobold sie nicht auch gesprochen? Bin ich etwa schön, oder elegant, oder kann ich es leugnen, daß ich mich bei dem höfischen Knicks vorhin in meinem Kleide verhaspelte? O Gertrud Stein, in welche närrischen Träume hattest du dich verrannt und dir, wunder was, auf deine Unwiderstehlichkeit eingebildet! Nun drückt dir der Herrgott die Hand aufs Haupt und sagt: bucke dich, liebes Kind, und bleibe fein demütig und bescheiden, wenn ich dir helfen und dir deinen Weg bereiten soll! — Ja, du hast recht, lieber Herr, ich war sehr übermütig geworden und vertraute auf meine eigne Kraft, statt auf deine!“ Sie faltete ihre Hände und blieb lange in stillen, ernsten Gedanken sitzen; dann erhob sie sich mit beruhigter Seele und schickte sich an, die Spuren der Reise von ihrem Äußeren zu vertilgen. Als sie vor den Spiegel trat, mußte sie lachen. „Himmel, wie abschreckend sehe ich aus! so zerzaust und staubig, so gänzlich unhold! O Manuela, du hast recht geredet, ich kann dir nicht mehr böse sein!“

Fünftes Kapitel.

Das Kloster.

Gertrud hatte sich fest vorgenommen, die ersten Tage nur der Beobachtung zu widmen, um Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, ehe sie ein Urteil fällte, oder in den Gang des hiesigen Lebens eingriffe. Sie bemerkte bald, daß Doña Serafina von allen als das eigentliche Haupt der Familie betrachtet wurde, dem selbst der stattliche Hausherr sich zumeist unterordnete, und da die würdige Dame kein deutsches Wort sprach und nur wenige verstand, so erkannte die neue Hausgenossin es als ihre erste Pflicht, sich mit der spanischen Sprache vertraut zu machen, um mit der Großmutter ihrer Zöglinge verkehren zu können. Herr Römer erbot sich, ihr regelmäßigen Unterricht zu geben, was sie sehr dankbar annahm, doch wurde es ihr schon nach der ersten Stunde klar, daß sie bei der überaus gründlichen und wissenschaftlichen Weise, in der er die Sache betrieb, Jahre brauchen würde, um die Sprache zu bemeistern. Sie nahm deshalb ihre Zuflucht zu Dolores, die mit Freundlichkeit auf ihre Wünsche einging, stets ihren Dolmetscher machte und ihr geduldig so viele spanische Sätze vorsprach, wie Gertrud auf einmal zu fassen vermochte. Das brachte die jungen Mädchen, die nur um wenige Jahre unterschieden waren, einander schnell näher, und je mehr die Tochter des Hauses ihr eigentliches Sein vor der andern erschloß, um so höher lernte diese das holde, zarte Wesen schätzen, das wie ein Engel der Liebe und des Friedens im Hause umherging und die Gegensätze zwischen den Gliedern durch ihren sanften Einfluß ausglich und versöhnte. Sie war der Liebling ihres ernsten Vaters, mit dem sie stets deutsch sprach und an dessen wissenschaftlichen Bestrebungen sie teilnahm, so gut sie konnte, d. h. sie las ihm zuweilen so lange aus seinen gelehrten Büchern vor, bis ihr die schweren Worte, die sie nicht verstand, schläfrig von den Lippen fielen und die Augen ihr den Dienst versagten. Auch im Garten half

sie ihm treulich, wenn er mit unermüdlicher Sorgfalt seltene Blumen und Sträucher pflanzte und begoß; sie trauerte mit ihm über jedes sterbende Pflänzchen und freute sich über jede neu erschlossene Blüte. Daneben war sie die beste Stütze ihrer Großmutter, welche sich den ganzen Tag über keinen Augenblick der Ruhe gönnte; bald mußte sie die zahlreichen Bewohner des Hühnerhofes versehen, die Kaninchen füttern, die Bienenstöcke bewachen, bald gab es zu kochen und zu backen, zu nähen und zu flicken. Es gab im Hause kein Stück Wäsche, das nicht durch Doña Serafinas fleißige Finger gegangen, dessen kleinste Schäden nicht sorgfältig von ihr ausgebessert worden wären, und das Antlitz der Dame strahlte vor Befriedigung, wenn sie die sauber gewaschenen Stücke in ihre Truhen legen und mit duftendem Lavendel bestreuen konnte. Ihre eingemachten Früchte und ihr Backwerk, ihr Quittenbrot und ihre Ananasscheibchen, ihre Blätterteige und Honigkuchen waren in der ganzen Stadt als die besten berühmt, und oft kamen andere Hausfrauen, um Doña Serafinas Recepte zu erbitten. Über ihre Dienstboten führte sie ein straffes Regiment und ließ ihnen keine Übertretung durch; allgemein betrachtete man sie als ein Muster der strengsten, weiblichen Tugend und einen starken Charakter. Und doch gab es einen Willen, vor dem der ihrige die Segel strich, ein Wesen, gegen das sie völlig machtlos war, — das war ihre eigene Enkelin Manuela. Für sie hatte die strenge Frau nur Bitten und schmeichelnde Zärtlichkeiten, und der kleine Kobold wußte diese Schwäche wohl zu benutzen und eine Tyrannei gegen das ganze Haus auszuüben, unter der dasselbe oft murrend litt. Doch durfte niemand über sie klagen; ihrem Vater wurden die kleinen Streiche seiner Tochter, welche eben ihr zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, möglichst geheimgehalten, und wenn er über ihre Trägheit und ihre unstäten Gewohnheiten in Zorn geriet, so fand die Übeltäterin immer die beredteste Verteidigung von seiten ihrer Großmutter, welche ihr süßes Täubchen vor Scheltwort und Strafe zu schützen suchte. Aber auch über dies wilde Kind übte Dolores, die zwei Jahre älter war, einen Einfluß aus; ihre Bitten und Vorstellungen waren die einzigen, welchen Manuela zuweilen Gehör schenkte.

Das waren die Menschen, mit denen Getrud leben sollte, und mit frischem Mut begann sie nach einigen Tagen ihren Unterricht. Aber sie erschrak über die Unwissenheit, die sie fand! Dolores sprach das Deutsche ziemlich richtig und las mit einigem Verständnis, aber die

Kenntnisse, die sie eingesammelt hatte, lagen wirr und kraus durcheinander, nirgends Ordnung, überall Stückwerk; halb verstandene Gedanken und grobe Irrtümer bildeten ein wahres Wirrsal. Aus Manuela war gar nichts herauszubringen; sie weigerte sich, zu sprechen, und saß mit finsteren Augen und abgewandtem Gesicht da, wie ein eingefangenes Tier des Waldes, das nur die Gelegenheit erspäht, um zu entfliehen. Wie sollte die Lehrerin solche Hindernisse überwinden? Vor allem galt es, sich Manuelas Vertrauen zu erwerben und irgend einen Punkt zu finden, von dem aus ihre Arbeit beginnen konnte. Ein solcher fand sich eher, als sie zu hoffen gewagt hatte.

In einem Zimmer, das nicht zu den gewöhnlichen Wohnräumen gehörte, hatte Gertrud ein Klavier stehen sehen, einen Flügel von schönem Aussehen, der aber verschlossen war. Auf ihre Frage hatte Dolores ihr gesagt, das Instrument habe ihrer seligen Mutter gehört, sei aber seit deren Tode nicht wieder geöffnet worden. Gertrud zauderte eine Weile, aber die Sehnsucht nach der geliebten Musik, welche immer ihre beste Erholung, ein reicher Ersatz für manchen ihr versagten Genuß gewesen war, war zu groß, und sie sprach gegen Herrn Römer die Bitte aus, den Flügel benutzen zu dürfen. Mit ernster Miene und einer gewissen Feierlichkeit übergab er ihr den Schlüssel, und sie eilte, den lange verborgenen Schatz zu heben. Freilich war er im Lauf der Jahre tief versunken, aber sie hatte zum Glück gelernt, ein Klavier zu stimmen, und der mühsamen Arbeit folgte der schönste Lohn; das Instrument erwies sich als ausgezeichnet; mit Entzücken entlockte sie ihm die vollen, weichen Töne und erging sich in musikalischen Erinnerungen, wie sie ihr gerade in den Sinn kamen. Sie hatte dabei Zeit und Umgebung vergessen und schrak zusammen, als aus der eingetretenen Dämmerung ein paar blitzende Augen ihr ganz nahe entgegenleuchteten. „Weiter, weiter!“ hörte sie eine erregte Stimme flüstern, „meine Ohren sind so durstig, sie möchten immer mehr trinken!“ War das Manuela, die sonst nicht zehn Minuten still sitzen konnte, die freiwillig noch kein einziges Wort zu ihr gesprochen hatte? — Gertrud schlug, wie träumend, ein paar Accorde an und spielte eine einfache, wehmütige Melodie, dann sang sie mit halblauter Stimme ein paar echte, deutsche Volkslieder dazu, wie sie zu ihrer Stimmung gerade paßten. Zu ihren Füßen kauerte Manuela, regungslos, mit Aug' und Ohr lauschend; als aber die Spielerin die Hände ruhen ließ,

fühlte sie plötzlich einen heißen Kuß darauf, — dann war das Mädchen lautlos hinausgehuscht.

Von dieser Stunde an besaß Gertrud eine Gewalt über das Zigeunerkind; durch Spiel und Gesang konnte sie es zähmen und zu einiger Anstrengung bewegen, durch Versagen dieses Genusses empfindlich strafen. Herr Römer hatte große Freude an dem Klavierspiel der Hausgenossin und bat sie, seine Töchter gründlich darin zu unterrichten, doch hielt dies schwer, denn Dolores zeigte wenig Talent, und Manuela verabscheute jedes methodische Üben. Aber ihr Ohr ergriff jede Melodie, sie klang in ihrem Innern wieder und bahnte sich endlich einen Weg nach außen, ohne Regel, ohne Fingersatz und mustergültigen Anschlag, aber mit sicherem musikalischen Gehör; dazu sang sie mit einer hellen, glockenreinen Stimme, die mühelos bis in die höchsten Höhen stieg. Die ganze Familie hatte ihre Freude daran, und ihre Lehrerin war klug genug, sie ihre Musik nach Zigeuner-Weise betreiben zu lassen, ohne sie durch engherzige Vorschriften zu stören.

So war Ostern nahe herbeigekommen; schon oft hatte Dolores mit schwärmerischer Begeisterung von den herrlichen Kirchenfesten gesprochen, welche es begleiteten, und Gertrud war gespannt auf den Eindruck, den die volle Entfaltung des katholischen Gottesdienstes auf sie machen würde. Unweit von Villabermeja erhob sich auf einem Bergrücken, der das Städtchen hoch überragte, ein altes Kloster mit mancherlei Nebengebäuden und einer stattlichen Kirche. In vergangenen Zeiten errichtet, als der Glaube noch keine Mittel scheute, um sich in erhabenen Bauwerken einen Ausdruck zu verschaffen, hatte das Kloster Jahrhunderte lang die ganze Gegend beherrscht; jetzt stand es verwaist und verlassen da. Nur die Kirche war gut erhalten, sie diente als eine Art Wallfahrtsort, und an allen hohen Festen wurde Gottesdienst darin abgehalten. Dorthin begleitete Gertrud an einem Tage in der ersten Hälfte des April die beiden Schwestern, welche daselbst mit vielen anderen Frauen und Mädchen der Stadt Kränze flechten und andere Vorbereitungen für die große Prozession am Gründonnerstage treffen sollten.

Es war ein köstlicher Frühlingstag, der Himmel leuchtete im klarsten Blau, die Sonne strahlte in unbewölkter Heiterkeit, die ganze Erde schien vor Glück und Wonne zu jauchzen und sich für das kommende Auferstehungsfest mit allem Fleiß zu schmücken. „Die breite Landstraße hasse ich, und mit der großen Herde mag ich auch nicht

gehen," hatte Manuela erklärt; „ich will euch meinen eigenen Weg zeigen, der soll euch gefallen." Und er war in der That reizend, denn er führte durch ein enges Thal und war fast überdeckt durch die tief herabhängenden Zweige immergrüner Eichen und Ölbäume, welche die ersten, silbergrauen Blättchen zeigten, während am Boden sich die reichste Blütenpracht entfaltete. Blaue Glockenblumen, glühendrote Kressen, buntfarbige Winden, Rosmarin und Raute wucherten in üppigster Fülle, und vom Rande des Bächleins, das dieser Einsamkeit die Fruchtbarkeit verlieh, nickten himmelblaue Vergißmeinnicht zu den Wandernden hinauf, als wollten sie dem deutschen Mädchen einen Gruß aus der fernen Heimat zurufen. Zahlreiche Mücken umspielten die Spaziergängerinnen, kleine Spinnen zogen ihre dichten Fäden quer über den schmalen Weg, der manchmal unter Gras und Blumen verschwand, und die Grillen zirpten mit einer Ausdauer, als hätten sie bis Sonnenuntergang eine große Aufgabe zu erledigen.

Nun stieg der Weg steil empor, der erquickliche Schatten hörte auf, die Sonne brannte, und Gertrud seufzte unter der Hitze, die der der heimischen Hundstage zu vergleichen war. Vor ihrem Blick stiegen die grell beleuchteten, rötlichen Mauern und Türme des Klosters auf, und sie erkannte jetzt erst den ungeheuren Umfang dieses Baues, der für die Ewigkeit bestimmt zu sein schien und doch an allen Enden deutliche Spuren des Verfalles zeigte. Wie kam es, daß die katholischen Einwohner dieses Landes, das sich mit Stolz das frömmste der Welt nennt, ihre Gotteshäuser so verfallen ließen?

„Warum starren Sie immerfort diese alten Steine an, Doña Gerta?" fragte Manuela, „ist das da nicht schöner?"

Gertrud folgte der Richtung ihrer ausgestreckten Hand und wendete sich um, — ja, das war tausendmal schöner und großartiger, als das künstlichste Menschenwerk! Vor ihr breitete sich in unbeschreiblicher Herrlichkeit das Meer aus, in ungetrübter Bläue wie der Himmel über ihm, nur von kleinen Wellen gekräuselt und übergossen von tausend glitzernden Spiegelbildern der Sonne. Einzelne Fischerboote glitten über die zitternde Fläche dahin, wie große Vögel, die mit ausgebreiteten, schneeweißen Flügeln dem Ufer zustrebten, und nur in weiter Ferne, da, wo Himmel und Meer sich berührten, trübte ein schwarzer Streifen das strahlende Bild; es war ein Dampfer, der nordwärts fuhr. Hingerissen, mit gefalteten Händen, schaute Gertrud hinaus, bis ein Schleier sich vor ihre Augen senkte; es waren Thränen, die ein plötzliches

brennendes Heimweh ihr auspreßte. Sie war an der See aufgewachsen, sie liebte ihr Rauschen und den weiten, unbegrenzten Blick, und doch fühlte sie in diesem Augenblick mehr als je, wie fern der Strand der Heimat, wie einsam sie in der Fremde war! Sie fuhr sich schnell mit der Hand über die Augen, drängte die wehmütigen Gedanken zurück und sah sich nach ihren Gefährtinnen um. Manuela saß auf einer überhängenden Felskante und ließ kleine Steine in die Tiefe hinabspringen, unbekümmert, ob sie unten jemand treffen könnten; Dolores stand mit dem Rücken gegen die wundervolle Aussicht und hielt ihren Sonnenschirm dicht an die Stirn gepreßt.

„Wir halten uns zu lange auf, komm, Manolilla," sagte Gertrud freundlich, indem sie des Mädchens Hand ergriff und sie, trotz ihres Sträubens, mit sich zog. „Was hast du, Dolores?" fragte sie im Weitergehen, „liebst du das Meer nicht?"

„Ich kann es nicht ansehen, der glitzernde Schein thut mir so weh."

„Deinen Augen?"

„Ja."

„Sind sie krank?"

„Ich weiß nicht, sie können so viel Licht und Sonnenglanz nicht ertragen."

Gertrud war betroffen; ihr fiel auf einmal ein, daß ein gewisser müder, verschleierter Blick in diesen schönen, veilchenblauen Augensternen sie schon manchmal eigentümlich berührt hatte. „Aber, Liebling, warum hast du das nicht längst gesagt?" rief sie lebhaft, „es muß gleich etwas gethan werden, um deine Augen zu schonen und zu bessern."

„O still, still!" bat Dolores, „lassen Sie meinen Papa nichts davon hören, es würde ihn so sehr betrüben! Er hat mir einmal gesagt, ich hätte die Augen seiner Mutter — und die wurde blind!"

„Guter Gott!" rief Gertrud im höchsten Schrecken, dann müssen ja gleich alle erdenklichen Mittel angewandt werden, du mußt zum Arzt, dein Vater muß es wissen . . . . ."

„Ich beschwöre Sie, Doña Gerta, schweigen Sie davon!" flehte Dolores, indem sie die Hände ihrer Lehrerin ergriff; „Großmama weiß darum, und es geschieht alles Mögliche, um mir zu helfen. Ich bete dreimal täglich zur heiligen Lucia, der Schutzpatronin der Blinden, und waschе jeden Abend meine Augen mit geweihtem Wasser, das unser

hochwürdigster Bischof selbst gesegnet hat. Wir haben viele Blinde in Spanien," fuhr sie im Tone sanfter Trauer fort, „unsere Sonne ist so hell und unser Staub so scharf! Aber vielleicht bewahrt mich die heilige Lucia vor dem Schlimmsten — um meines Vaters willen."

Sie standen vor der Kirchthür, und der Eintritt in das Gotteshaus schnitt weitere Erörterungen ab. Von innen schallte ihnen ein Summen vieler gedämpfter Stimmen entgegen, von einzelnen lauten Zurufen und kaum unterdrücktem Gelächter unterbrochen. Es waren schon viele Mädchen und Frauen versammelt; sie wanden lange Guirlanden von immergrünem Laube und weißen Papierblumen, die in großer Menge ringsum aufgehäuft lagen. Hie und da kniete eine Gestalt an einem der Seitenaltäre in inbrünstigem Gebet, aber die andern ließen sich dadurch in ihrer munteren Unterhaltung nicht stören, ebensowenig wie ein paar Kinder, die sich mitten hindurch tummelten, sich griffen, mit Blumen warfen und zuweilen laut aufjauchzten. Als Gertruds Augen sich an das herrschende Halbdunkel gewöhnt hatten, sah sie mit unendlichem Erstaunen um sich, denn sie glaubte eher in einem Kramladen, als in einer Kirche zu sein. Alle Wände bis zum Gewölbe hinauf waren mit zahllosen Gegenständen im buntesten Durcheinander bedeckt; da sah man ganze Kindergestalten, Köpfe, Arme und Beine von Wachs, Zöpfe und Kränze, Flinten, Degen und ganze Uniformen, daneben Bilder mit sehr ungeistlichen Darstellungen, mit scheiternden oder lustig dahinsegelnden Schiffen, Eisenbahnzügen und Unglücksfällen aller Art. „Was bedeutet dies?" fragte Gertrud in heller Verwunderung, als Dolores ihr Gebet beendet hatte.

„Das sind Exvotos, Geschenke an die Heiligen, um der Bitte oder dem Dank einen kräftigeren Ausdruck zu geben, als bloße Worte es vermögen. Sehen Sie, Doña Gerta," flüsterte Dolores geheimnisvoll, indem sie die andere ein paar Schritte weiter führte und auf einen kostbaren Schrein wies, in welchem auf einem Samtkissen zwei künstliche Augen unter Glas lagen. „Das hat die Großmama der heiligen Lucia dargebracht, damit sie mir mein Augenlicht erhalte. Ist das nicht sehr gut von ihr, und können Sie sagen, daß sie irgend etwas versäumt hätte, um mir Hilfe zu verschaffen?"

Gertruds Herz war zum Zerspringen voll, aber sie fühlte wohl, daß dies nicht der Ort sei, um ihre Gedanken auszusprechen, und sie hätte sich auch gescheut, den einfältigen Kinderglauben des lieblichen Wesens an ihrer Seite durch ein hartes Wort zu kränken. Sie sagte daher nur: „Wir wollen später darüber reden," und drückte ihr innig die Hand.

Manuela hatte sich den Kranzwinderinnen angeschlossen, unter denen sie einige Bekannte fand; Dolores aber fühlte sich von dem Schmutzen und Kichern nicht angezogen und wandte sich daher einer Seitenkapelle zu, wo eine kleinere Schar damit beschäftigt war, die Figur des Erlösers für die Prozession instandzusetzen. Es war ein seltsamer Anblick: der Kopf war von einer Künstlerhand geformt und mit zarten Farben bemalt; die großen, ernsten Augen blickten sanft und milde, von den Lippen schienen Worte des Friedens zu strömen, die segnenden Hände waren fein und ausdrucksvoll; der Leib aber bestand aus einem roh behauenen Klotz, an dem die Holzwürmer schon lange genagt hatten. Aber das hatte nichts zu sagen, denn der Körper wurde mit kostbaren Gewändern bekleidet, und zwei Frauen waren eben beschäftigt, der Gestalt mit großer Mühe ein Hemd von feinster Leinwand anzuziehen und eine Tunika von hochrotem Samt mit goldenen Tressen darüberzuwerfen. Dann wurde die also geputzte Figur auf eine hölzerne Eselin gesetzt, die auf einer silberbeschlagenen Tragbahre befestigt war, und ein Eselchen daneben gestellt, dem man ein paar prächtige Hängetaschen von grellem Atlas mit Goldflittern umlegte. Diese wurden zur Prozession mit Maiskolben und Orangen, als symbolischer Wegzehrung, gefüllt und durften niemals fehlen; denn das Eselchen war der Liebling des Volkes und der Jugend und wurde jedesmal mit lautem Jubel begrüßt.

Gertrud konnte das Treiben, das ihr Gefühl verletzte, nicht länger mit ansehen; sie flüsterte Dolores zu, sie wolle sie draußen erwarten, und verließ die Kirche. Sie seufzte erleichtert auf, als sie aus der dumpfen Atmosphäre in die weiche Frühlingsluft trat und das Meer erblickte, das den großen Gottesgedanken der Unendlichkeit, unverfälscht durch alle menschliche Zuthat, so rein wiederspiegelt, wie vor Jahrtausenden. In tiefen Gedanken ging sie weiter und stand plötzlich dem Eingang in den Klosterhof gegenüber, dessen Thore fehlten, und in dessen Mitte ein riesiges, weißes Marmorkreuz auf seinem halbzerstörten Fußgestell sich wie in Schmerz und Ermattung vornüber neigte. Uralte Cypressen beschatteten es mit halberstorbenen Zweigen; Säulengänge, deren Boden mit weißen und blauen Marmorplatten belegt war, faßten den Hof ringsum ein. Eine breite, steinerne Treppe führte in das obere Geschoß, das gleiche Säulengänge mit schöngearbeiteten Balustra-

den zeigte; auf diese öffnete sich eine Menge kleiner Thüren, welche ohne Zweifel den Zellen der ehemaligen Mönche angehört hatten. Aber wo waren diese geblieben? Jetzt war alles leer und still, und Gertruds Tritte hallten so laut auf den Fliesen wieder, daß sie sich erschroken umsah. Endlich gewahrte sie eine offenstehende Pforte, die in einen zweiten Hof führte, und dort erblickte sie deutliche Spuren lebender Menschen. Auf den Sträuchern trocknete frische Wäsche, am Boden sonnten sich die Matratzen einer ganzen Familie. Einige Hühner pickten und scharrten im Sande; ein großer Hund, der schläfrig ausgestreckt in der Sonne lag, hob leise knurrend den Kopf, eine riesige Katze saß mit krummem Rücken in beschaulicher Ruhe da. Neugierig ging Gertrud noch ein paar Schritte näher und sah mit Erstaunen auf einem niedrigen Lager einen jungen Mann mit sehr bleichem Gesicht und halbgeschlossenen Augen liegen; ein Buch, in dem er wohl gelesen hatte, schien eben seiner müden Hand entfallen. Seine ganze Erscheinung paßte wenig zu seiner Umgebung, die den Stempel der größten Einfachheit trug.

Jetzt trat eine sauber gekleidete, alte Frau aus einer kleinen Thür, die in eine Art Thorwächterhäuschen führte; sie beugte sich über den Kranken, zu dem sie mit sanfter Stimme sprach, und er nickte dazu mit freundlicher Miene. Sie rief einige Worte in das Haus hinein, aus dem alsbald zwei Kinder herauskamen; das eine trug einen Teller, das andere einen Becher, sie boten beides dem jungen Manne dar, der davon aß und trank; dann streichelte er die Kinder und gab ihnen die Reste zu verzehren. Darauf erschien eine jüngere Frau in der Thür, setzte sich auf die steinernen Stufen und koste mit einem kleinen Kinde, das sie im Arm hielt, während sie hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung der anderen einwarf. Es war ein hübsches Bild, voll schlichten, häuslichen Behagens, und Gertrud konnte ihre Blicke nicht davon abwenden. Jetzt hatte eins der Kinder, ein schwarzäugiger Knabe mit krausen Locken, wie einer aus Murillos Bildern, sie bemerkt; er betrachtete sie neugierig, mit dem Finger im Munde, dann sprang er zu seiner Mutter zurück, um ihr die große Entdeckung mitzuteilen, und verbarg das Gesicht in ihrem Schoße. Die alte Frau trat an die Pforte, begrüßte die Fremde mit natürlicher Würde und Herzlichkeit und lud sie ein, näher zu kommen. Gertrud nahm all ihre spanischen Kenntnisse zusammen, um ihr zu erklären, daß sie aus der Stadt gekommen sei, um diese anziehende Ruine zu betrachten. Beide Frauen

hörten ihr aufmerksam zu und halfen ihr freundlich aus, wo ihr die Worte fehlten; die jüngere erbot sich darauf, ihr das Kloster zu zeigen. Sie führte sie durch die weiten Höfe, auf denen Palmen und Cypressen wuchsen und große Schöpfräder von den ehemaligen, vortrefflichen Einrichtungen zeugten; sie zeigte ihr die mit steinernen Bänken versehene Terrasse, welche einen herrlichen Ausblick über das Meer gewährte, den Garten, der einst ein Paradies gewesen sein mochte, als die Ochsen noch die Schöpfräder in Bewegung setzten, welche den hochgelegenen Platz mit befruchtendem Naß bewässerten. Jetzt herrschte überall die traurigste Vernachlässigung; die Pflanzungen waren verwildert oder erstorben, die Scheiben in den Gebäuden zerbrochen, die Engelsköpfchen und vergoldeten Gesimse mit Spinnweben überzogen und zertrümmert, die weiten Gewölbe ein Aufenthalt der Eulen, Schwalben und Spatzen, die Dächer voller Löcher und Spalten, durch welche gelegentliche Regengüsse, Wind und Sonne freien Zugang hatten, um das Werk der Zerstörung langsam, aber sicher zu vollenden. Leider konnte Gertrud den wortreichen Erklärungen ihrer Führerin nicht hinreichend folgen, um den Grund dieses traurigen Verfalls zu begreifen, doch verstand sie auf ihre Frage nach dem Kranken so viel, daß er sich auf einer Wanderung verirrt habe, in der Finsternis gestürzt sei und sich schwer verletzt an ihre Thür geschleppt habe, worauf sie ihn aufgenommen und gepflegt hätten. Sie nannte ihn Don Enrico und meinte, er sei ein Sestor Ingles, der aber spanisch spräche und ihnen so lieb geworden sei, daß sie ihn nicht mehr von sich lassen möchten.

Alles, was Gertrud von dem Fremden gehört und gesehen, hatte ihre Neugier und Teilnahme in hohem Maße erregt; sie begleitete die Frau bis zur Thür ihres Hauses zurück und trat an das Lager des Kranken. „How do you do, Sir?“ redete sie ihn an, „I have heard with compassion of your misfortune.“

Er sah sie überrascht an und suchte sich etwas zu erheben. „Thank you, I am feeling better already,“ erwiderte er und sank wieder zurück. Die gute Alte war gleich bei der Hand, um ihm seine Lage bequem zu machen; sie redete dabei ohne Unterlaß, aber es gelang Gertrud nicht, sie zu verstehen. Doch war ihr eins aus der Antwort des jungen Mannes klar geworden: ein Sohn Albions war er gewiß nicht, denn seine Aussprache klang nicht wie die eines geborenen Engländers. Für heute mußte sie sich an ihren Entdeckungen genügen lassen und nahm von allen Anwesenden freundlichen Abschied; der Fremde grüßte höflich,

die Frauen baten sie herzlich, bald wieder zu kommen, die Kinder liefen mit ihr bis an die Kirchthür, aus der jetzt die Versammlung herausströmte; die Römer'schen Mädchen fanden sich ebenfalls ein, und man trat den Heimweg an.

Gertrud und Dolores waren beide so in ihre Gedanken vertieft, daß sie wenig miteinander sprachen und auch nicht auf Manuelas Reden achteten, welche die eben verlassene Versammlung mit ebenso boshaften, als treffenden Bemerkungen bespöttelte. Ehe sie in das Haus eintraten, faßte Dolores noch einmal die Hand der älteren Freundin: „Sie werden doch Papa gewiß nichts verraten?“ sagte sie in eindringlichem Ton, und Gertrud konnte dem flehenden Blick der schönen, kranken Augen nicht widerstehen.

„Heute noch nicht, sei nur ruhig, mein Liebling,“ erwiderte sie, „erst spreche ich mit dir selbst darüber.“

Unter der Fülle von Fragen, welche ihre Seele bestürmten, war die nach dem verwaisten Kloster die unverfänglichste; sie richtete sie daher an Herrn Römer, indem sie ihre Verwunderung über die traurige Vernachlässigung einer so großartigen Anlage aussprach. Er machte ein sehr ernstes Gesicht. „Diese Ruinen, welche Sie durch ganz Spanien verstreut finden,“ erwiderte er, „sind ein schmerzliches Andenken an eine der krampfhaften Zuckungen, von denen dieses unglückliche Land zuweilen heimgesucht wird. Vor einigen dreißig Jahren gab es eine große Partei im Lande, welche alles Verderben in dem Einfluß der Geistlichkeit, alles Heil in der Befreiung des Volkes von der Herrschaft der Kirche sah. Ihren Mittelpunkt hatten diese Umsturzmänner in Barcelona; von dort aus sandten sie Boten zu Wagen und zu Pferde durch das ganze Königreich, um wie durch einen elektrischen Schlag überall an demselben Tage ihre schändlichen Pläne ins Werk zu setzen. Am 26. Juni 1835 brach das verheerende Unwetter in Barcelona los; im Stier-Cirkus, wo viele Tausende versammelt waren, entflammte man die Leidenschaften der untersten Volksschichten; heulend, pfeifend, drohend, den wütenden Stier in ihrer Mitte, wälzte die Menge sich wie ein reißender Gebirgsstrom durch die Straßen und stürzte sich auf die Klöster. Man schlug die Mönche tot, oder trieb sie höhnend, unter grausamen Mißhandlungen, hinaus; man riß die Mauern ein und steckte das Innere in Brand, nachdem man die Häuser geplündert und ihrer Schätze beraubt hatte. Und wie in Barcelona, so ging es an hundert anderen Orten zugleich; die Behörden waren machtlos gegen die rasenden Volkshaufen; die Milizen weigerten sich, gegen die Aufrührer einzuschreiten. So wurden unzählige Klöster zerstört, zahllose ihrer frommen Insassen gemordet und vertrieben.“

Gertrud schauderte bei dieser Erzählung; welche Zustände, bei denen solche Gräuelthaten möglich waren und ungestraft blieben! „Warum konnte man die schönen Gebäude nicht wenigstens zu andern Zwecken verwenden?“ fragte sie, „zu Schulen und Hospitälern, an denen in Spanien noch kein Überfluß herrschen soll. Es ist doch ein Jammer, sie einfach dem langsamen Verderben zu weihen.“

Herr Römer zuckte die Achseln. „Die Regierung hat sie zum Verkauf ausgeboten, aber niemand wollte sie haben. Hin und wieder hat man ein Kloster in eine Kaserne verwandelt, aber viele liegen zu einsam und ungünstig dafür. Die Ländereien, die zu dem hiesigen Kloster gehören, sind für ein Geringes verpachtet; aber die weitläuftigen Gebäude instandzuhalten, dazu fehlt es an Mitteln, und so gehen sie unaufhaltsam ihrem Untergang entgegen!“

Sechstes Kapitel.

Gründonnerstag.

In einem Gange des Gartens, den dichtes, mit tausend duftenden Blüten bedecktes Gebüsch vor den blendenden Strahlen der Sonne schützte, gingen am nächsten Tage Gertrud und Dolores, eng umschlungen, in lebhaftem Gespräche auf und nieder. „Wen hältst du für größer und mächtiger," fragte die erstere, „die heilige Lucia oder den Schöpfer Himmels und der Erde?"

„Gott!" erwiderte das jüngere Mädchen im Tone tiefer Ehrfurcht, indem sie sich bekreuzte. „Aber der Allmächtige und Allheilige wohnt in einem Lichte, da niemand hinkommt, und der Glanz seiner Herrlichkeit ist so groß, daß wir Kinder des Staubes den Blick davor niederschlagen müssen. Wie sollte Er, der für eine Welt zu sorgen hat, an meine armen Augen denken? Die heilige Lucia ist mir so viel näher und erreichbarer; ihr kann ich mein Anliegen getrost aussprechen, sie wird Mitleid mit einem Kinde haben und meine Bitte zu rechter Stunde vor Gottes Thron bringen."

„Aber Dolores, es giebt Einen, der unserm himmlischen Vater noch viel näher steht und doch Mitleid mit unserer Schwachheit hat, weil Er selbst als ein Mensch unter uns lebte. Er ist unsäglich viel höher und heiliger, als Santa Lucia, und doch durfte jeder Kranke und jeder Blinde getrost zu ihm kommen, und er legte die Hände auf alle und machte sie gesund. Warum wendest du dich mit deinem Gebet nicht lieber an Ihn?"

„Ach, Doña Gerta, unser gesegneter Heiland hat für die Seelen zu sorgen, er ist der Erlöser der ganzen Menschheit, und in seinen Händen liegt das Gericht. Er hat wahrlich genug zu thun — und Santa Lucia ist ausdrücklich für die Blinden da und hat nur an sie zu denken."

Gertrud schritt eine Weile schweigend weiter; sie überlegte, wie sie ihre Sache mit Nachdruck verfolgen könne, ohne ihr Versprechen zu verletzen. Sie mußte den Angriff von einer anderen Seite aus unternehmen. „Als Gott die Welt geschaffen hatte," fing sie wieder an, „da setzte er den Menschen zum Herrn über die Schöpfung ein; Tiere, Pflanzen, alle Kräfte der Natur sollten ihm dienstbar sein, und Er verlieh ihm Vernunft und Erkenntnis, um diese Herrschaft auszuüben. Alle Menschen, welche in tiefen Studien die Wahrheit gesucht und erforscht haben, sollen Haushalter über Gottes Geheimnisse sein, die einen im Reich des Geistes, die andern in dem des irdischen Lebens. Sind wir um unsere Seele besorgt, so wenden wir uns an einen Geistlichen; sendet Gott uns körperliche Krankheit, so sollen wir zum Arzt gehen, denn er verwaltet die heilsamen Schätze, welche Gott überall in der Schöpfung verborgen hat. Erst, wenn wir alles gethan haben, was in unsern Kräften steht, erst dann dürfen wir sagen: Du, mein Gott, hast es anders beschlossen, Dein Wille geschehe! Strecken wir vorher die Waffen, so weichen wir aus Feigheit oder Trägheit vor einem Kampfe zurück, den Gott selbst uns verordnet hat."

„Ist das wahr?" fragte Dolores ängstlich. „O Doña Gerta, ich will ja gern das Rechte thun, helfen Sie mir dazu!"

„Hat dein Vater nicht dein volles Vertrauen verdient?" fuhr Gertrud eindringlich fort, „warum entziehst du es ihm denn? Bedenke, daß er, wenn er das bisherige Verfahren nicht billigen sollte, deine Schmerzen durch gerechte Vorwürfe noch vermehren würde."

„Sie haben recht!" schluchzte Dolores leise, „und doch fürchte ich mich so sehr, es auszusprechen. Auch müßte ich zuerst Großmama um Erlaubnis bitten; sie hat mir strenge verboten, davon zu reden."

Gertrud ballte heimlich die Hand; sie hatte es vom ersten Augenblick an gefühlt, daß Doña Serafina ihre Gegnerin sei, daß nur der Mangel einer beiden verständlichen Sprache bisher einen offenen Widerstreit verhindert habe. Sie hatte schon manchen mißbilligenden Blick aufgefangen, manches Zeichen eifersüchtiger Unzufriedenheit über ihr vertrauliches Verhältnis zu Dolores erkannt. Dennoch wagte sie nicht, der Enkelin Auflehnung gegen ihre Großmutter zu predigen. „Thue es," antwortete sie daher, „aber stelle ihr die Sache so vor, wie du sie jetzt ansiehst. Sprichst du nicht selbst mit deinem Vater, so werde ich es thun, es ist meine Pflicht."

Dolores sah sie ganz erschrocken an. „O nein, nein! Papa darf

nicht denken, ich hätte kein Vertrauen zu ihm! Lassen Sie mir Zeit bis nach dem Feste; geloben Sie mir, nur bis dahin zu schweigen!“ Und wieder versprach es Gertrud, obwohl gegen ihre bessere Einsicht.

Am Gründonnerstage ging die Sonne in derselben unbewölkten Klarheit auf wie an allen vorigen Tagen, und schon früh rüsteten sich die jungen Mädchen zum Gange nach der Kapelle, von der die Prozession ausgehen sollte. Doña Serafina mußte es sich zu ihrem Kummer versagen, die Enkelinnen selbst zu begleiten, denn ihre Füße weigerten sich, die stark gerundete Gestalt den steilen Weg emporzutragen, und sie mußte sich notgedrungen begnügen, der Feier vom Balkon des Hauses aus zuzusehen. Der Gang durch das taufrische, blühende Thal war bald zurückgelegt und die Höhe erstiegen; an der Thür der Kirche übergab Gertrud ihre Zöglinge dem Schutz einer älteren Dame, welche schon ihre eignen Töchter zu bewachen hatte und die Fürsorge für diese Mädchen gern übernahm. Sie selbst schlug den Weg nach dem Klosterhof ein, um ihre kürzlich gewonnenen Freunde zu besuchen.

Heute sah hier alles festlich aus; keine Wäsche hing umher, die Kinder strahlten förmlich vor Sauberkeit, und ihre glänzend schwarzen Haare zeigten, daß man beim Kämmen das Wasser nicht gespart habe. Sie kamen der fremden Dame jubelnd entgegengesprungen, und ein paar Orangen, die sie ihnen mitgebracht hatte, knüpften das Band der Liebe noch fester. Der Überfluß an diesen goldenen, saftigen Früchten war für Gertrud noch immer ein Gegenstand frohen Staunens; wenn sie auch in dieser Gegend noch nicht in Masse wuchsen, so brachte man doch ganze Wagen davon nach der Stadt und verkaufte sie billiger, als daheim die Äpfel. Ihre Fülle bildete einen wunderbaren Gegensatz gegen die Seltenheit, mit der sie im kinderreichen Vaterhause zuweilen als kostbarer Leckerbissen erschienen waren.

Unter der Thür der kleinen Wohnung stand der Hausvater, Gasparuco Mundideo, in behaglicher Feiertagsstimmung; seine blendendweißen, bauschigen Hemdärmel, die schönfarbige, lila Weste, die engen Kniehosen von schwarzem Samt, der breite, hellblaue Shawl, der vielfach um den Leib geschlungen war, und der spitze Hut — das alles gab dem kräftigen, gebräunten Manne ein hübsches, sonntägliches Aussehen. Die beiden Frauen waren eben beschäftigt, Don Enrico auf sein Lager zu führen, doch sah dieser heute viel frischer aus, als vor wenig Tagen. Alle begrüßten Gertrud wie eine alte Bekannte, auch der

Kranke reichte ihr sichtlich erfreut die Hand. Sie redete ihn wieder in englischer Sprache an, setzte aber lächelnd hinzu, sie glaube, das sei seine Muttersprache so wenig, als die ihrige. „Je suis Français,“ erwiderte er kurz, und sie empfand eine leise Täuschung, denn sie hatte schon gehofft, einen deutschen Landsmann gefunden zu haben.

Jetzt hörte man den Ton hölzerner Klappern — die Glocken werden in den letzten drei Tagen vor Ostern nicht geläutet —, und in demselben Augenblick kamen die beiden Kinder, Sildo und Celinina, mit hochroten Gesichtern angestürzt. „Die Prozession beginnt!“ schrieen sie atemlos, „sie sind schon aus der Thür! Vater, Mutter, Großmutter, kommt nur schnell!“

Robustiana, die junge Frau, legte ihr kleinstes Kind sorgfältig in einen Wiegenkorb, deckte ihm ein Tüchlein über das Gesicht, um es vor Sonne und Fliegen zu schützen, und schlug ein Kreuz darüber. Dann ergriff sie ihres Mannes Arm, um zu gehen; die Alte aber sah unschlüssig auf den Kranken und meinte, sie dürfe ihn nicht ganz allein lassen. „Geht nur ohne Sorge, Tia Maria,“ sagte Gertrud, welche gehört hatte, daß Don Enrico sie so anredete, „ich bleibe hier und werde gut für diese beiden sorgen,“ damit zeigte sie auf den jungen Mann und das schlafende Kind. „Die Heiligen werden es Euch lohnen, Señora!“ versetzte die Alte dankbar, „ich will nur unsern hochgelobten Erlöser an mir vorüberlassen, dann kehre ich gleich zurück.“

Gertrud setzte sich auf die steinernen Stufen und schaukelte leise die Wiege; sie war einen Augenblick in Verlegenheit, wie sie die Unterhaltung beginnen sollte. „Sie scheinen bei diesen einfachen Leuten gut versorgt zu werden,“ sagte sie nach einer kleinen Pause in französischer Sprache.

„Sie könnten nicht liebevoller und aufopfernder für mich sorgen, wenn ich ihr leiblicher Sohn und Bruder wäre,“ erwiderte er mit Wärme. „Das spanische Landvolk hat eine Menge der schönsten und ursprünglichsten Tugenden bewahrt; es ist gastfrei, barmherzig, höflich und rücksichtsvoll, trotz seiner Unwissenheit und seines Aberglaubens. Selbst, als sie erkannten, daß ich ein Ketzer sei, haben sie ihr Betragen nicht geändert; sie beten nur um so eifriger für meine Bekehrung.“

„Sie sind auch ein Protestant?!“ rief Gertrud aus, indem ein Strahl höchster Freude ihr Antlitz verklärte, „o, wie mich das glücklich macht! Ich dachte, ich wäre auf hundert Meilen in die Runde die

einzige meines Glaubens, und fühlte mich sehr, sehr einsam; aber welchen Trost wird mir die Nähe eines Glaubensgenossen gewähren! Wir müssen gute Nachbarschaft halten — hoffentlich bleiben Sie noch recht lange hier?"

„Können Sie mir das wirklich wünschen, mein Fräulein?" fragte er lächelnd; „ich habe bisher den Tag herbeigesehnt, an dem ich endlich meine Reise fortsetzen könnte."

„Und wohin wollen Sie gehen?"

„Nach Valencia, dort hoffe ich Beschäftigung zu finden."

„Sie sind — — Künstler?" fragte sie etwas zaghaft.

„Nein, Arzt."

„Verstehen Sie sich auf Augenkrankheiten?"

„Es ist mein eigentliches Fach, und da es in Spanien zahllose Leidende gerade dieser Art giebt, so hoffe ich hier viele Gelegenheit zum Studium zu finden."

„O Don Enrico!" rief das junge Mädchen, indem sie in der lebhaftesten Bewegung die Hände zusammenschlug, „Sie sind von Gott selbst in diese Gegend gesendet, Sie werden mir helfen!" In fliegenden Worten erzählte sie ihm von ihrer Sorge um Dolores und bat ihn dringend, sobald er soweit hergestellt sei, in die Villa Romero zu kommen; vielleicht würde es ihm gelingen, einen Einfluß auf die Behandlung ihrer Schülerin zu gewinnen. Der Franzose hörte voller Interesse zu und bat Gertrud, die Leidende bald einmal herzuführen, er wolle ihre Augen prüfen, soweit es ihm möglich sei, und ihr dann seine Meinung sagen.

Tia (Tante) Marias Rückkehr unterbrach die Unterhaltung; sie entschuldigte sich mit vielen Worten wegen ihres langen Ausbleibens, aber Gertrud beruhigte sie vollständig; ihr war die Zeit unendlich kurz vorgekommen. Da sie jedoch hörte, daß die Prozession bereits die Landstraße herabziehe, so brach sie eilends auf, um auf ihrem kürzeren Wege rechtzeitig zu Hause anzukommen und das vielbesprochene Schaugepränge nicht zu versäumen. Der Platz vor der Villa war bereits mit einer dichten Menge besetzt, auch hörte sie schon Töne der Musik; doch gelangte sie unaufgehalten ins Haus und auf den großen Balkon, von dem aus man die Straße gut übersehen konnte, und wo Doña Serafina in schwärzester Schwärze, samt Herrn Römer, schon bereit stand. Jetzt hörte man lateinischen Gesang, die Spitze des Zuges bog um die Ecke. Voran zwei Guardias civiles, die Hüter der Ordnung

durch ganz Spanien, in ihren Leibröcken mit weißen Schnüren und dem breiten, weißen Gürtel, an dem das Seitengewehr hängt, mit dem blanklackierten Hut ohne Schirm auf dem Kopfe; dann die Träger der schwarzumflorten Kirchenfahne inmitten einer Schar von Sängern. Nun folgten, unterbrochen von langen Reihen von Ordensbrüdern und Chorknaben, die sogenannten Stationen, die in lebensgroßen Figuren den Einzug des Herrn in Jerusalem (mit dem bekannten Eselchen zur Seite), das Gebet im Garten, die Geißelung und endlich die Kreuzigung, in Gestalt eines riesigen Kruzifixes, darstellten. Hinter der dritten Station schritten die Büßer her, Leute, welche zur Sühne für besonders grobe Sünden große, schwere Kreuze trugen. Sie waren in lange, schwarze Gewänder gehüllt und hatten schwarze Kapuzen über die Köpfe gezogen, so daß sie völlig unkenntlich waren — ein wahrhaft schauerlicher Anblick. Eine endlose Schar von Frauen umringte jede Gruppe; alle Stände waren darin vertreten, Damen in Spitzenschleiern und Bäuerinnen mit bescheidenen Kopftüchern, Hausfrauen und Dienstmädchen, Kinder und Greisinnen; alle blickten mit thränenden Augen auf die heiligen Gestalten, welche hoch über den entblößten Häuptern der Zuschauer in der Luft schwankten. Den Schluß bildete ein langer Zug weißgekleideter Mädchen, die geweihte Palmenzweige in den Händen trugen. Unbarmherzig brannte die Mittagssonne auf die unbeschützten Häupter herab, und mit Schrecken sah Gertrud auf Dolores, welche mit tiefgesenktem Kopfe müde einherschritt, als ob sie Schmerzen litte. Ein Trupp Musikanten und eine Abteilung Soldaten beschloß die Prozession; jene bliesen mit Aufbietung all ihrer Lungenkraft einen lustigen Marsch nach dem andern, und die gellenden Klänge ihrer unermüdlichen Trompeten und Posaunen zerrissen Gertruds empfindliches Ohr und verletzten ihr Gefühl. So völlig war sie von dem bunten, fremdartigen Anblick da unten gefesselt, daß sie nicht darauf geachtet hatte, daß beim Vorüberziehen der Stationen Doña Serafina und ihr Schwiegersohn niedergekniet waren; erst, als sich manches Auge verwundert nach oben richtete, und die schwarze Dame ihr aus ihrer Andacht heraus einen strafenden Blick tiefster Verachtung zuwarf, erkannte sie ihr Versehen; da sie aber ihre Kniee nicht beugen mochte, verließ sie geräuschlos den Balkon und zog sich gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Ein lebhaftes Gefühl des Hungers weckte sie aus ihren Träumen; sie sah nach der Uhr und fand, daß die gewohnte Stunde des Almuerzo

längst vorüber sei. Erstaunt, daß man sie nicht gerufen, ging sie ins Eßzimmer, fand aber alles leer und keine Spur einer Mahlzeit. Das ganze Haus erschien wie ausgestorben, bis sie endlich in einem kleinen Stübchen am Patio die alte Pepita fand, ein ehrwürdiges Stück des Hauses, das schon seit Generationen den Lantiguas gedient hatte und wie ein Familienglied betrachtet wurde. „Giebt es heute nichts zu essen, Doña Pepita?“ rief sie ihr ins Ohr — denn die gute Seele war ein wenig taub geworden.

Die Alte fuhr aus ihrem Schläfchen auf und bekreuzte sich. „Es ist Fasttag heute, weiß das die Señora nicht? Wir haben unsere Morgenschokolade getrunken, nun giebt es nichts bis zum Abendimbiß. So hat Doña Serafina es immer gehalten; sie selbst bleibt bis zum Abend in der Kirche, zu Beichte und Gebet.“

„Doña Serafina hat es leicht, einen Tag von ihrem eignen Fett zu zehren!“ dachte Gertrud ärgerlich und sehr unehrerbietig, „aber was wird aus uns anderen? Muß Don Federico auch fasten?“ fragte sie laut, „und die armen Señoritas, die so viele Stunden durch die heiße Sonne gelaufen sind, sollen die auch nichts zu ihrer Stärkung erhalten?“

„Dem Señor stelle ich heimlich einen Imbiß in sein Zimmer — Männer können sich nie so lange der Speise enthalten,“ erwiderte Pepita mit gutmütigem Kopfnicken, „und die kleinen Engelchen sollen auch gelabt werden, wenn sie nach Hause kommen. O San Jago, wir sind alle nur schwache Menschen!“

„Da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen, Doña Pepita,“ versetzte Gertrud lachend, indem sie der Alten die pergamentfarbige Wange klopfte, „ich fühle mich wirklich sehr schwach, und würde Euch herzlich dankbar sein, wenn Ihr mir etwas Ordentliches zu essen gäbet.“

„Ich fürchte, die Señora ist keine sehr gute Christin,“ sagte Pepita mißtrauisch, „indessen — Jugend hat nicht Tugend, und selbst Doña Serafina war noch nicht so heilig wie jetzt, als sie noch ein junges Dirnchen war.“

Erst spät am Nachmittag kam Herr Römer mit seinen Töchtern nach Hause, Dolores konnte kaum noch auf ihren Füßen stehen. „Sie ist ein wenig angegriffen von der langen Feier,“ sagte ihr Vater besorgt; „ich empfehle sie Ihrer freundlichen Fürsorge,“ damit zog er sich in sein Zimmer zurück, und Gertrud war von Herzen froh, in Doña Serafinas Abwesenheit ganz nach ihrem Sinn mit dem erschöpften Mädchen verfahren zu können. Sie kleidete sie aus, zog ihr ein weites, weiches Gewand an und bat sie, es sich auf dem niedrigen Ruhebett bequem zu machen; dann legte sie ihr kalte Umschläge auf Stirn und Augen und brachte ihr Wein, Backwerk und Früchte.

„Wie gut Sie sind, Doña Gerta, und wie wohl das thut!“ sagte Dolores dankbar und küßte ihre Hand. Sie lag ganz still mit geschlossenen Augen da, während Manuela sich höchst zwanglos in einen tiefen Sessel warf und alle ihre Glieder reckte. Dann aß und trank sie nach Herzenslust und schwatzte dabei wie eine Elster, bald deutsch, bald spanisch.

„Gehungert hat mich nicht allzusehr,“ sagte sie mit spöttischem Lachen, „ich hatte mir wohlweislich die Taschen voll Zuckerwerk gesteckt, sonst wäre ich davongelaufen. Gottlob, daß die große Komödie wieder einmal zu Ende ist; sie langweilt mich jedes Jahr mehr.“

„Aber Manuela!“ riefen die beiden andern vorwurfsvoll.

„Ist es etwa keine?“ fuhr sie unbekümmert fort, „eine schlechte noch dazu! Da predigt man uns immer von dem demütigen Heiland, der keine Stätte hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, der nichts besaß und von Almosen lebte — und hier trägt man ihn umher, mit Samt und Seide und goldenen Flittern behängt, wie einen Sultan aus dem Morgenlande! Und dann die Musik dazu! Mir fuhr der lustige Takt so in die Glieder, daß ich fast angefangen hätte, zu tanzen.“

„Hüte dich, Manolilla!“ sagte Dolores in mattem, traurigem Ton, „solche böse Gedanken mußt du alle dem Pater Paquito beichten; der wird dir wieder eine Menge Aves als Buße auflegen.“

„O, Pater Paquito ist mein guter Freund!“ erwiderte die Schwester übermütig, „mit dem werde ich schon fertig. Und wahr bleibt es doch! Stimmt es dich etwa andächtig, wenn sie die Riego-Hymne spielen und du im stillen dazu singst:

„Soldaten, das Vaterland
Ruft uns zum Streit!
Und Sieg oder Tod nur
Sei jetzt unser Eid!

Die Hymne zum Kampfe
Laßt uns singen, Soldaten,
In tapferen Thaten,
Mit fröhlichem Schritt.

Und das Weltall soll staunen
Beim Schall unsrer Lieder
Und schaun in uns wieder
Die Söhne des Cid!“ (San Miguel.)

Wenn Doña Gerta ihre geistlichen Lieder singt und solch ein ernstes Gesicht dazu macht, bin ich viel frömmer, als bei solchem lustigen Klingklang.“

Gertrud traute ihren Ohren nicht, sie mußte an sich halten, um Manuela für diese Äußerung nicht zu umarmen. Doch sagte sie nur ruhig: „Die lateinischen Gesänge des Chors waren wunderschön und feierlich, du gingst nur zu weit hinten, um sie zu hören.“

„Habt Ihr den Alkalden (Bürgermeister) gesehen?“ fuhr der kleine Kobold fort, „wie er sich spreizte und aufpustete wie ein Pfau! Bei jedem Schritt stieß er mit seinem langen Stabe auf die Erde, daß die silbernen Quasten umherflogen, und blickte so stolz um sich, als ob all der Glanz und die Verehrung ihm allein gölten. Wie gern hätte ich ihm einen Stock zwischen die Füße geworfen, damit er nur einmal gestolpert und auf seine hochmütige Nase gefallen wäre! Das wäre ein köstlicher Spaß gewesen!“ Sie klatschte bei dieser Vorstellung in die Hände und lachte boshaft auf.

Gertrud nahm ihre ernsteste Miene an. „Wenn du nichts Besseres zu sagen weißt, so solltest du lieber schweigen,“ sagte sie streng, „es ziemt sich nicht, einen hohen Festtag durch so thörichtes Geschwätz zu entweihen, laß uns lieber ein paar geistliche Lieder singen.“

Sie öffnete den Flügel, schlug einige feierliche Accorde an und sang den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden“, in den Manuela nach einer Weile einstimmte. Andere Lieder folgten, und dazwischen sprach Gertrud in einfachen, warmen Worten über die Bedeutung der kommenden Feiertage. So fand Doña Serafina, als sie endlich abends heimkehrte, ihre Hausgenossen in ernster, gesammelter Stimmung vor, wie sie der Würde des Tages entsprach, und an der sie selbst doch ebenso unschuldig war, wie die Prozession.

Siebentes Kapitel.

Der junge Arzt.

Dolores war einige Tage ernstlich unwohl und mußte das Zimmer hüten; Gertrud leistete ihr treulich Gesellschaft, las und sang ihr vor und erzählte ihr vielerlei, um sie zu zerstreuen, unter anderem auch von ihrer Bekanntschaft mit der Familie Mundibeo und Don Enrico. Mit Eifer ergriff die Kranke den Gedanken, von diesem ihre Augen untersuchen zu lassen, ehe sie mit ihrem Vater darüber spräche; der Ausspruch des jungen Arztes sollte über ihr ferneres Verhalten entscheiden. Gertrud war damit zufrieden, und Dolores war froh über den Aufschub, der ihr dadurch gewährt wurde. Es verging fast eine Woche, ehe sie sich so weit erholt hatte, um den Gang antreten zu können. Endlich betraten die beiden Mädchen den Klosterhof, der den gewohnten Anblick darbot; die Hühner pickten und scharrten, der riesige Kater schnurrte behaglich, der zottige, weiße Hund wedelte bewillkommend mit dem Schweife; Sildo und Celinina erhoben ein Freudengeschrei, in welches der Säugling Pepo unbewußt einstimmte; Robustiana kam mit triefenden Händen und hochgerötetem Antlitz vom Waschfasse her, und Tia Maria ließ die Esparto-Matte, an der sie eben flocht, fallen, um die lieben Señoritas zu begrüßen, — nur von Don Enrico war keine Spur zu sehen, und Gertruds Herz stand einen Augenblick still in dem Gedanken, er könne schon abgereist sein. Sie wagte im ersten Schrecken kaum nach ihm zu fragen, doch dauerte es nicht lange, bis Maria ihn ermahnte; sie rühmte die schnellen Fortschritte seiner Genesung: er wolle nichts mehr von Stilleliegen wissen, sondern wandere umher und hätte sich die steinerne Terrasse als Lieblingsplatz erkoren. Da Dolores noch ganz in die Betrachtung des kleinen Pepo und eine endlose Unterhaltung mit Robustiana über seine Vorzüge vertieft war, so begab sich Gertrud allein dorthin und fand den Arzt mit einem Buche in der Hand auf der Steinbank sitzen, doch schien er ganz in

die Betrachtung des ſanft bewegten Meeres verſunken. Bei ihrer herzlichen Anrede erhob er ſich haſtig, um ihr entgegenzutreten; dabei fiel das Buch zur Erde, ſie bückte ſich ſchnell danach, um ihm die Anſtrengung zu erſparen, und unwillkürlich fiel ihr Blick darauf. Deutſche Buchſtaben ſchimmerten ihr entgegen, und als ſie es erſtaunt aufſchlug, ſah ſie, daß es Goethes Fauſt war.

„Sie leſen Goethe!“ rief ſie in höchſter Überraſchung aus, „Sie ſind ein Deutſcher! Ich ahnte es wohl — warum haben Sie es mir verſchwiegen?“

„Ich bin Franzoſe!“ ſagte er nachdrücklich, „mein Name iſt Lecomte — aber ich kenne und liebe die deutſche Sprache.“

„Sie ſprechen wie ein geborner Deutſcher — gerade wie meine Elſäſſer Verwandten!“

„Ich habe auf einer ſüddeutſchen Univerſität ſtudiert und wohl die dortige Mundart angenommen,“ erwiderte er etwas kurz.

„Warum ließen Sie mich neulich franzöſiſch ſprechen?“ fragte ſie halb unwillig, „ich hätte meinen Bericht auf gut deutſch viel ſchneller abſtatten können.“

„Wie konnte ich denn wiſſen, welcher Nation Sie angehören?“ gab er lächelnd zurück; „ich hörte Sie in allen Zungen reden, ſpaniſch, engliſch, franzöſiſch; Sie erſchienen mir ganz kosmopoliſch.“

„Sie machen ſich über mich luſtig, Don Enrico!“ ſagte ſie zornig und rückte von ihm fort — denn ſie hatten inzwiſchen beide auf der ſteinernen Bank Platz genommen.

„Ich wäre ſehr undankbar, wenn ich Ihre Güte und Teilnahme ſo vergelten wollte!“ erwiderte er warm. „Wo blieben Sie ſo lange? Ich habe täglich nach Ihnen ausgeſchaut und glaubte ſchon, Sie hätten uns ganz vergeſſen. Beinahe hätte ich mich nach Villabermeja hinabgewagt, um Sie aufzuſuchen, aber meine Füße verweigerten noch den ſteilen Abſtieg ins Thal; doch hoffe ich in einigen Tagen ſo weit gekräftigt zu ſein, um Ihnen meine Aufwartung machen zu können.“

Gertrud erzählte von Dolores' Unwohlſein; er fragte eingehend nach vielen Dingen, ein Wort gab das andere, und ehe ſie ſich's verſah, hatte ſie ihm einen Abriß ihrer einfachen Lebensgeſchichte gegeben, der mit der Schilderung ihres Beſuches in Sauerbach und Straßburg ſchloß. Der junge Mann hatte die Hand über die Augen gelegt, und als ſie ſchwieg, blieb er einige Minuten unbeweglich ſo ſitzen. „Ich habe Sie gelangweilt,“ ſagte ſie errötend, „verzeihen Sie . . . .“

(S. 66.)



Sie ſind ein Deutſcher?

„O nein, nein, im Gegenteil!“ beteuerte er, „Ihre Worte weckten nur verklungene Erinnerungen und — Heimweh in meiner Seele. Aber es iſt vorüber! — Iſt Ihre Freundin hier?“

Gertrud fühlte mit Reue, daß ſie Dolores' Augen faſt vergeſſen hätte; ſie ſtand auf und bat ihn, ſogleich das junge Mädchen aufzuſuchen, um deſſentwillen ſie hergekommen ſei. Sie reichte ihm ihren Arm, um ihn zu ſtützen, denn ſein Schritt war noch ſchwankend; dabei bemerkte ſie erſt, wie hoch und ſtattlich er gewachſen ſei, auch war es ihr, als hätte ſie dies Geſicht ſchon irgendwo geſehen.

Don Enrico ſtellte ſich Dolores in aller Form vor und fing in gewandter Weiſe ein Geſpräch mit ihr an, wobei er ihr aufmerkſam, aber nicht auffällig, in die Augen ſah. Als die Mädchen nach einer Weile aufbrachen, und die ganze Familie ſie begleitete, ging er neben Gertrud her, und die beiden blieben ein wenig zurück. „Ich kann nach ſo oberflächlicher Prüfung natürlich nur eine ungefähre Meinung abgeben,“ ſagte er ernſt, „aber nach einigen Anzeichen iſt es mir wahrſcheinlich, daß ſich in dieſen ſchönen Augen Glaukom, oder der ſogenannte grüne Staar ausbildet.“

„O mein Gott!“ ſeufzte Gertrud tief bekümmert, „ſollte dies holde Weſen wirklich zu Nacht und Finſternis verurteilt ſein?“

„Wenn das Übel ſeine volle Reife erreicht hat, kann es operiert werden, aber das wird vorausſichtlich noch Monate dauern. Inzwiſchen müßten die Augen und der ganze Körper ſehr geſchont werden; legen Sie Ihr ganzes Gewicht in die Wagſchale, mein Fräulein, damit hierin nichts verſehen wird; nur geſunde Nerven können die Operation ertragen.“

Gertrud ſah mit thränenden Augen zu ihrem Begleiter auf und legte die Hand auf ſeinen Arm. „Stehen Sie mir bei, Don Enrico!“ ſagte ſie flehend, „helfen Sie mir, dies engelgleiche Geſchöpf vor dem traurigen Schickſal der Blindheit zu retten! O, verſprechen Sie es mir!“

„Was in meinen Kräften ſteht, werde ich ſicher thun,“ erwiderte er mit Wärme, „aber ich kann nur raten; die rettende That muß von berühmteren Händen kommen, als den meinen.“ Damit ſchieden ſie, auch die anderen wandten um, und Gertrud und Dolores ſetzten ihren Weg allein fort. Die erſtere war in ſich gekehrt, ihre Blicke hingen traurig am Boden, bis ihre Gefährtin den Arm in den ihren ſchob und ihr fragend ins Geſicht ſah. „Hat Ihnen Don Enrico ſo Schlimmes

über mich gesagt?“ fragte sie leise, „oder haben Sie sonst etwas Trübes gehört, Doña Gerta?“

Gertrud blieb stehen, und nach einem tiefen Atemzuge berichtete sie ihr in schonender Andeutung die Meinung des Arztes; die andere hörte ihr regungslos zu, die Hände auf der Brust gefaltet; ihre blassen Lippen zitterten leise, wie in stillem Gebet. Dann schlug sie die Augen auf, in denen ein ruhiger, fester Entschluß zu lesen war. „Ich will dem Kampf nicht feige ausweichen, den mir Gott verordnet hat,“ sagte sie endlich sanft, „ich sehe ein, daß ich meinem geliebten Vater die Sorge nicht länger ersparen kann, ohne ihm unendlich größeren Schmerz zu bereiten. Ich spreche noch heute mit ihm.“

„Gott segne deinen Vorsatz, geliebte Dolores,“ versetzte Gertrud, indem sie den Arm um die zarte Freundin schlang und sie innig küßte, „und nun laß uns nicht länger zaudern!“

Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr wurde Gertrud in Herrn Römers Zimmer beschieden; sie fand den ernsten, gesetzten Mann in der heftigsten Erregung, die er vergebens zu bekämpfen suchte. „Was sind das für seltsame Nachrichten, die Dolores mir bringt?“ fragte er mit bebender Stimme. „Sie scheinen ein Geheimnis geteilt zu haben, Fräulein Stein, das man nur mir, dem Vater, vorenthielt! Seit wie lange wissen Sie, daß meine Tochter an den Augen leidet?“

„Seit acht Tagen etwa, und vom ersten Augenblick an, da ich es entdeckte, habe ich in Dolores gedrungen, es Ihnen mitzuteilen.“

„Warum sagten Sie es mir nicht selbst?“

„Sie beschwor mich, es nicht zu thun, weil sie Ihnen den Kummer ersparen wollte; auch hatte Doña Serafina ihr verboten, darüber zu sprechen.“

„Doña Serafina?“ rief Herr Römer unwillig, „sie weiß darum und hat mir nichts gesagt?!“

„Sie suchte das Übel auf geistlichem Wege zu heilen und hat der heiligen Lucia ein Exvoto dargebracht,“ sagte Gertrud unbedacht.

Der andere unterdrückte einen zornigen Ausruf.

„Welche Bewandtnis hat es mit dem Arzt im alten Kloster?“ fragte er nach einer Weile mit mühsam errungener Ruhe. Gertrud erzählte von ihrer zufälligen Bekanntschaft mit ihm und berichtete wortgetreu die Ansicht, die er geäußert habe. Herr Römer verharrte eine Zeitlang in tiefen Gedanken; dann reichte er ihr die Hand. „Ich danke Ihnen, Fräulein Stein,“ sagte er ernst, „Sie haben gewissenhaft und

verständig gehandelt. Die übrigen Schritte überlassen Sie mir und sprechen Sie nicht weiter über die Sache.“

Gertrud verbeugte sich und ging auf ihr Zimmer; sie war sehr zufrieden mit dem, was sie ausgerichtet hatte. Als aber die Familie sich später zur Comida zusammenfand, hing eine dunkle Wolke über der kleinen Gesellschaft; Herr Römer sah finster und gedankenvoll aus, Doña Serafina war hochrot, und ihre Hände zitterten vor innerer Erregung, Dolores saß stumm, mit niedergeschlagenen Augen, da, und Gertrud fühlte sich sehr bedrückt durch die allgemeine Mißstimmung. Nur Manuela ließ sich gar nicht anfechten und schwatzte unablässig, ohne daß jemand darauf achtete. Als man sich erhob und Gertrud Doña Serafina streifte, hörte sie, wie jene das Wort: „culebra“ zwischen den Zähnen zischte, und als sie ihr Wörterbuch aufschlug, fand sie mit Betrübnis, daß es „Schlange“ bedeute. Gleich darauf steckte Manuela den Kopf in die Thür. „Was haben Sie verbrochen, Doña Gerta?“ fragte sie mit einem listigen Blick, „Großmama gleicht einer geladenen Bombe, die jeden Augenblick losplatzen kann. Gehen Sie ihr aus dem Wege, damit die Stücke Sie nicht treffen!“

„Ich habe deiner Großmutter nichts gethan,“ erwiderte Gertrud mit möglichster Ruhe.

„Das ist auch nicht nötig, aber sie wird nicht unterlassen, Ihnen etwas zu thun — und nichts Erfreuliches. Ich kenne sie! ihr Wetterglas steht auf Sturm und Wolkenbruch; spannen Sie beizeiten Ihren Regenschirm auf, um sich zu schützen.“ Damit hatte sie mit ihrem gewohnten spöttischen Lachen die Thür zugeschlagen und ihre Lehrerin in der unbehaglichsten Stimmung zurückgelassen.

Am nächsten Morgen bestieg Herr Römer seine leichte Calesa und fuhr davon, ohne jemand das Ziel seiner Ausfahrt genannt zu haben. Schon nach einer Stunde kehrte er zurück und brachte einen Fremden mit, ließ Dolores rufen und schloß sich mit beiden in seinem Zimmer ein. Als Doña Serafina anklopfte, wurde ihr nicht aufgethan, sondern sie wurde kurz ersucht, nicht zu stören. Das war ihr noch niemals geboten worden! Die tief gekränkte Señora hob einen vorwurfsvollen Blick gen Himmel, schüttelte wie ein Genius der Rache ihre geballte Faust nach der Richtung, in der sie die deutsche Hausgenossin vermutete, und zog sich mit dem tragischen Schritt einer beleidigten Königin in ihre Gemächer zurück, die sie ihrerseits fest verriegelte. Als später der Hausherr einen Imbiß für seinen Gast verlangte, fand weder

Manuela, noch die Dienerschaft Eintritt in das Zimmer der Herrin, und hätte nicht die alte Pepita Rat gewußt und das Nötige herbeigeschafft, so hätte es an diesem Tage mit der Gastlichkeit der Villa Romero schlecht ausgesehen.

Mit klopfendem Herzen erwartete Gertrud den Ausfall der Untersuchung, doch gelang es ihr nicht, Dr. Lecomte zu sprechen, ehe er das Haus verließ. Dagegen wünschte Herr Römer sogleich eine Unterredung mit ihr. „Der von Ihnen empfohlene Arzt," sagte er, „der ein wohl unterrichteter junger Mann zu sein scheint, hat bei mir zwar die besten Hoffnungen für eine spätere Operation gemacht, dieselben aber an die strenge Befolgung einer Reihe von Vorschriften geknüpft, deren Ausführung ich nur in die zuverlässigsten Hände legen kann. Wollen Sie dieses Amt übernehmen, Fräulein Stein?"

Gertruds Herz wallte hoch auf vor Freude und Genugthuung, in welche sich ein Gefühl des Triumphs über ihre Feindin einschlich. Sie wollte eben ihre volle Zustimmung aussprechen, als ein anderer Gedanke ihr durch den Sinn fuhr. „Ist's möglich, so viel an euch ist, so haltet mit allen Menschen Friede," den Spruch hatte ihr Vater ihr als eine sichere Richtschnur für ihr Benehmen gegen Fremde auf die Reise mitgegeben. Blitzschnell erwog sie die Kränkung, welche ihre Bevorzugung für eine andere herbeiführen mußte, und sie hob die Augen mit einem offnen, ehrlichen Blick zu Herrn Römer empor. „Ihr Vertrauen ehrt mich hoch," sagte sie, tief aufatmend, „und es würde mir eine unendliche Befriedigung gewähren, so für Dolores zu sorgen, die mir sehr teuer geworden ist. Aber verzeihen Sie mir eine Frage: kommt dieses Amt nicht Doña Serafina zu, und hieße es nicht, den Frieden Ihres Hauses untergraben, wenn ich mich in die Pflichten der Großmutter eindrängte?"

Herr Römer starrte sie einen Augenblick betroffen an, dann wendete er sich schnell ab und that einige rasche Schritte durchs Zimmer. „Da hätte ich beinahe einen großen Mißgriff begangen," sagte er, stehen bleibend mit einem halben Lächeln. „Haben Sie Dank, liebes Fräulein, daß Ihr feiner Takt mich davor bewahrt hat!" Er drückte ihr herzlich die Hand, und sie fühlte, daß sie recht gethan und sich seine Hochachtung erworben habe; aber es that ihr nachher doch sehr weh, als sie inne wurde, was sie sich dadurch verscherzt hatte. Doña Serafina, die natürlich nichts von dieser Entsagung zu ihren Gunsten

ahnen durfte, schob sie ganz in den Hintergrund; sie nahm Dolores in einer Weise unter ihre Flügel, daß für Gertrud wenig mehr übrig blieb, kürzte die Lehrstunden ab und verbot die weiten Spaziergänge. Das war sehr schmerzlich für das junge Mädchen, denn sie hatte in dem Verkehr mit dem lieblichen Wesen ihre höchste Freude und dessen anschmiegendes Vertrauen überaus süß gefunden. Manuela konnte ihr das, was sie einbüßte, nicht ersetzen, obgleich sie sich lenksamer, verständiger und fleißiger zeigte, als im Anfang. So blieb es Gertruds einziger Trost, nach dem Kloster hinaufzugehen und mit Don Enrico zu plaudern, was sie fast täglich that. Sie fand immer den herzlichsten Empfang dort oben, und die Unterhaltungen mit dem jungen Manne, der ihr längst kein Fremder mehr schien, wurden immer inhaltreicher. Bald sprachen sie über Bücher, Lebensansichten und wissenschaftliche Fragen, bald bewog er sie, ihm allerlei aus ihrem Leben zu erzählen, von Felix und den kleinen Geschwistern, von Lisa und den Erlebnissen in Sauerbach. Zuweilen wurde er dabei sehr heiter und gesprächig, zuweilen fiel aber auch eine Wolke von Schwermut über seine schöne, offene Stirn, und in solchen Augenblicken mußte sich Gertrud immer wieder fragen: „Wo habe ich das Gesicht schon gesehen?" — In all seinem Fühlen und Denken kam er ihr so vollkommen deutsch vor, daß sie ihm immer wieder für einen Landsmann erklären wollte, wogegen er stets eifrigen Einspruch erhob. „In diesem Punkte beweisen Sie einen wahrhaft nordischen Starrsinn, Fräulein Gertrud," meinte er. „Ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern, daß meine Familie schon seit Jahrhunderten den Herrschern Frankreichs treu gedient und ihnen manchen hohen Beamten, manchen tapferen Offizier gestellt hat. Sollte es — was der Himmel verhüte! — wirklich einmal zum Kriege zwischen Frankreich und Deutschland kommen, so würde ich unbedenklich den französischen Fahnen folgen, selbst auf die traurige Gefahr hin, Ihr Feind zu sein."

Dennoch konnte sie sich nie entschließen, ihn „Monsieur Lecomte" zu nennen, sie blieb lieber bei der ersten Bezeichnung: „Don Enrico"; auch sprachen sie, seit sie ihn beim Lesen des Faust gefunden, ausschließlich deutsch miteinander. Aber allen ihren Versuchen, ihn zur Mitteilung über seine eignen Verhältnisse zu bewegen, etwas von seiner Heimat, seiner Familie zu erfahren, wußte er stets geschickt auszuweichen, und sie blieb darüber völlig im Dunkeln.

„Morgen werde ich meinen Abschiedsbesuch bei Herrn Römer

machen," ſagte er eines Tages im Beginn des Mai, als er ſie auf dem Heimweg begleitete, „und dann reiſe ich ab."

„Sie wollen fort!" ſeufzte das junge Mädchen traurig, „o wie einſam und verlaſſen werde ich mich dann fühlen!"

„Machen Sie mir das Herz nicht ſchwer, Fräulein Gertrud," verſetzte er in einem Ton, der leicht und heiter ſein ſollte, und in dem doch eine tiefe Empfindung durchklang; „ich wäre ſchon ſeit acht Tagen kräftig genug zur Reiſe geweſen, aber ich ließ mich nur zu gern durch mein Verſprechen, für Doña Dolores' Augen zu ſorgen, zurückhalten. Da ich aber ihren Vater jetzt feſt entſchloſſen ſehe, im Winter mit der Tochter nach Paris zum berühmteſten Augenarzt zu reiſen, ſo finde ich vor meinem eignen Gewiſſen keinen Grund mehr zu längerem Zögern."

„Ich ſehe es ja ein und will Sie nicht zurückhalten," ſagte ſie; „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben — das lernen wir ſchon auf der Schule. Ach, ſo geht es in der Welt: man trifft ſich, man berührt ſich ſympathiſch — und dann geht man auseinander, um ſich nie wiederzufinden!"

„Aber, Fräulein Gertrud, haben Sie als gute Deutſche nie das liebe, deutſche Lied geſungen:

Wenn Menſchen auseinander gehn,
So ſagen ſie: auf Wiederſehn! —?

Valencia iſt eine ſchöne Stadt und nicht gar zu weit von hier, warum ſollten Sie nicht einmal dorthin kommen? Verſprechen Sie mir nur, daß Sie es mich wiſſen laſſen, wenn Sie da ſind."

„Ja, wenn!" ſagte ſie mit betrübtem Geſicht. „Nehmen Sie meinen innigſten Dank mit ſich, Don Enrico, für die treue Hilfe, die Sie meiner lieben Dolores geleiſtet — und für alle die lieben, freundlichen Stunden, die ich auf der Terraſſe des Kloſtergartens zubringen durfte, — ich werde ſie nicht vergeſſen!"

Er küßte ihre Hand. „Ich habe allein zu danken," ſagte er herzlich. „Sie ahnen es vielleicht nicht einmal, wieviel Sie an mir gethan haben. Als ich hieher kam, war ich krank am Herzen, aber Ihre gütige Teilnahme, Ihre innerliche Friſche und Geſundheit haben mir zurechtgeholfen, ſo daß ich den Kampf des Lebens wieder mit männlichem Mute aufnehmen kann. Das liebe alte Kloſter bleibt für immer eine meiner teuerſten Erinnerungen."

„Aber nun muß ich Sie entlaſſen, Don Enrico," ſagte Gertrud, indem ſie ſich zu einem Lächeln zwang. „Dort ſchimmert ſchon die Pforte des Römerſchen Gartens, und wenn Doña Serafina mich mit einem jungen Herrn am Gitter plaudern ſähe, büßte ich wohl den letzten Reſt ihrer Achtung ein, obgleich es echt ſpaniſche Art iſt. Gott geleite Sie und gebe Ihnen ſchöne Erfolge!"

„Leben Sie wohl, Fräulein Gertrud! auf Wiederſehen in Valencia!" Er ſchüttelte ihre Hand, ſchwenkte ſeinen Hut und war nach wenigen Sekunden im grünen Dämmerſchein des ſchattigen Weges verſchwunden. Sie blieb noch eine Weile auf demſelben Fleck ſtehen und ſah ihm nach, dann richtete ſie ſich entſchloſſen auf und ging ſchnell nach Hauſe.

Achtes Kapitel.

Kunde aus Italien.

Dr. Lecomte hatte sich von den Bewohnern der Villa Romero verabschiedet. Auch Gertrud hatte ihm noch ein kurzes Lebewohl gesagt; nun war er fort, und auch ohne die genußreichen Stunden auf der Klosterterrasse mußte das Leben seinen Gang gehen und jede Pflicht treu und pünktlich erfüllt werden. Sie fühlte es, daß der Hausherr mit ihr zufrieden sei; das mußte sie für manche Kränkung trösten, die sie von anderer Seite erfuhr, und die sie sich, um des Friedens willen, still gefallen ließ.

An demselben Tage, an dem Don Enrico Abschied genommen hatte, wurde ihr ein Paket von der Post gebracht, das sie mit großer Überraschung empfing; es trug einen italienischen Poststempel und enthielt eine erstaunliche Menge dicht beschriebener Blätter. „Von Lisa!“ sagte sie hocherfreut und vertiefte sich in ihren Inhalt, der folgendermaßen lautete:

Cremona den 18. April 1869.

Geliebte, alte Trudi!

Eben habe ich meiner Seele einen ungeheuren Entschluß abgerungen: ich werde ein Tagebuch schreiben, und zwar für Dich! Gertrud, kannst Du ganz ermessen, was das heißt? Du kannst es nicht, wenn Du nicht meine tiefe Abneigung gegen Feder und Tinte, gegen jede Art der Briefstellerei, von alters her kennst. An wen hätte ich auch jemals gern schreiben sollen? Aus der Pension richtete ich zweimal im Jahr ein steifes, förmliches Briefchen an die Frau Pate, und einmal in jedem Monat einen Bericht an Onkel und Tante, der so trocken war wie die Wüste Sahara. Sah ihn doch Mademoiselle prüfend durch, und was sich für eine wohlerzogene junge Dame nicht schickte, das

wurde ausgestrichen und verbessert, und dann mußte — o Graus! — alles noch einmal abgeschrieben werden. An Heini schrieb ich nie, ich hatte keine Lust, meine gute Kameradschaft mit ihm kritisieren und korrigieren zu lassen. Aber jetzt brauche ich eine mitfühlende Seele, in die ich all mein stürmisches Entzücken ausströmen lassen kann, sonst zersprengt es etwas in mir. Du weißt, ich bin sehr fürs Aussprechen, Frau v. Berneck aber ist nicht immer in der Laune, auf meine Bergpsalmen einzugehen; eine Weile hört sie geduldig zu, aber oft sehe ich deutlich, daß sie an ganz etwas anderes denkt. Ich denke ja auch an den Heini und male es mir so gern aus, wie wir ihm plötzlich gegenüberstehen werden und er reuig und liebevoll in unsere Arme sinkt, wie alles vergeben und vergessen ist und wir ihn im Triumph nach Hause bringen, — aber inzwischen kann ich es doch nicht lassen, die wunderbare Schönheit dieser geliebten Erde in vollen Zügen zu genießen.

Gertrud, die Alpen sind das Meisterstück der Schöpfung! Unsere lieben, alten Vogesen kommen mir dagegen vor wie trotzige, raufsüchtige Buben neben ernsten, mannhaften Helden. O diese Riesenleiber mit den strahlenden Schneehäuptern, die in den Wolken verschwinden! Ich möchte sie sehen, wenn sie ganz zornig werden und ihre Lawinengeschosse ins Thal donnern lassen! Und dazwischen diese stillen Thäler mit ihren grünen Matten und den alten, schattigen Bäumen, unter denen die Häuschen so friedlich daliegen, als könne ihnen im Schutz der treuen Berge gar nichts Böses geschehen, und diese grünschimmernden Seen, die wie unergründlich tiefe Augen in den Himmel hineinblicken! Da merkt man doch gleich, daß etwas dahinter ist, nicht nur solch flaches Wesen, das der erste Sonnenstrahl austrocknet. Oft ist mir's, als müßte ich mitten drin auf die Kniee sinken und anbeten — aber das würde sich auf offner Straße für eine feine junge Dame, die Begleiterin der gebornen Gräfin Zechlin, doch nicht schicken, und daher unterlasse ich es. Man ist doch ein erbärmlich feiges Wesen!

Durch die ganze unvergleichliche Schweiz sind wir eigentlich nur durchgeflogen, und ich will Dir keine Reisebeschreibung davon geben, denn die sind immer langweilig, und ich konnte sie nie leiden. Aber ich wollte, ich hätte Dich an meiner Seite gehabt, Du hättest mich verstanden! Wie oft dachte ich: Dies ist der Höhepunkt! Hierüber geht nichts! und dann kam es immer noch besser.

Vorgestern fuhren wir über den St. Gotthard, immer höher und höher ging es; unten war es grün, und liebliche Blumen blühten, dann wurde es immer kahler und öder; oben, wo das Hospiz steht, fiel der Schnee in dichten Flocken, die weite Hochebene trug ein glänzendes Winterkleid, und es war bitter kalt. Die zahllosen Seen, die oben liegen, waren alle in einen blinkenden Eispanzer eingeschnürt, den sie nur im Hochsommer ablegen. Neben dem alten Hospiz, das schon vor vierhundert Jahren angelegt und oft durch Lawinen zerstört worden ist, macht sich jetzt ein großes, neues Gasthaus breit; ich hätte es mit kaltem Blut zerstören können, so mißtönig drängt es sich in diese ernste, feierliche Urwelt herein. Doch gab es dort ein recht gutes Mittagessen, und ich machte die Bekanntschaft eines klugen Herrn, der ganz Europa bereist hatte und auch Spanien gut kannte. Trudi, bist Du auch ganz sicher, daß die Inquisition nicht mehr in Thätigkeit ist? Ich bin in der größten Sorge, daß Du mit Deiner rührenden Ehrlichkeit in ihre Krallen fallen könntest, und ich bin überzeugt, Du würdest Dir lieber die Daumen ausrenken lassen, ehe Du auch nur ein Titelchen von Deinen Ansichten aufgäbest. Daher sei vorsichtig, liebe Kleine, und geh ihr aus dem Wege.

Und dann kam die Fahrt zu Thal! Trudi, etwas Herrlicheres kannst Du Dir nicht vorstellen, es war, als flögen wir davon! Das eine Rad hing oft schier über dem Abgrund, und die Maultiere jagten wie toll um all die Windungen des Schlangenpfades herum. Ich mußte laut schreien, aber nicht aus Furcht, wie meine Gefährten glaubten, sondern aus lauter Jubel und Entzücken! Dann kamen wir nach Airolo und waren in Italien, im Lande der Schönheit und der Sonne! Zuerst aber besahen wir etwas sehr Düsteres, nämlich die Arbeiten am Tunnel. Ach, wie mir der alte, gewaltige Berg leid that, dem die Menschen so unbarmherzig zu Leibe gehen, und er muß es ruhig geschehen lassen! Da hämmern und bohren und brechen und sprengen sie ein Riesenloch durch sein festes Gestein, um künftig in Nacht und Finsternis durch sein Innerstes zu dampfen, statt auf luftigem Pfade über seinen Rücken zu wandern. Ich bin froh, daß der Tunnel noch lange nicht fertig ist.

Nun sitzen wir am Ufer des Lago Maggiore; es ist hier so schön wie im Paradiese, und wir ruhen aus von der Ermüdung der weiten, hastigen Reise, aber vielleicht geht's schon morgen weiter.

Meine Finger sind steif, die Feder rächt sich für meine alte Abneigung, sie will mir nicht mehr gehorchen.

Mailand, den 21. April.

Wir sind seit gestern in Mailand; es ließ Frau v. Bernegk keine Ruhe mehr, denn hierher weisen gewisse Spuren von ihrem Sohn. Ihr Vertrauensmann hatte ihr mitgeteilt, daß ein Dr. Graf sich längere Zeit hier aufgehalten habe, und die Beschreibung, die er von dessen Person gab, paßte so sehr auf den Heini, daß seine Mutter hoffte, es möchte der Verlorne, ach! so schmerzlich Vermißte sein. Wir gehen viele Stunden des Tages umher, unter dem Vorwande, uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen; wo die meisten Menschen sich drängen, da halten wir uns am liebsten auf — aber nicht aus Neugier oder Kunstinteresse, sondern in der stillen Hoffnung, daß aus dem fremden Gewühl plötzlich ein wohlbekanntes Gesicht auftauchen könnte. Aber die herrliche Stadt ist des Ansehens wohl wert. Aus der üppig grünen Umgebung, die wie ein meilenweiter Garten anzuschauen ist, hebt sie sich stolz heraus, mit ihrem wunderbaren Dom, der wie ein Gebirge von weißem Marmor leicht und kühn aus dem Boden wächst. Wenn man den Corso Vittorio Emanuele durchschreitet, in dem das Gewoge von Menschen und Wagen sinnverwirrend, die Pracht der Paläste mit den reichen Läden im Erdgeschoß unbeschreiblich ist, und man sieht vor sich den weißen Dom mit seinen Säulen und Türmen, mit seinem Marmorwalde von Spitzen und Statuen — und darüber strahlt der hellblaue Himmel des Südens, und alles ist Glanz und Sonnenschein und Leben und Farbenpracht — dann möchte man seine Arme weit austhun und jauchzend emporfliegen, denn alles andere erscheint gar zu nüchtern und alltäglich. Eins aber erfüllt mich mit besonderem Stolz, und das ist der Gedanke, daß die Italiener den Besitz dieser schönen Stadt uns, den Franzosen, verdanken, daß der Sieg unseres Kaisers, Napoleon des Dritten, ihnen das Kleinod wiedergab, das ihnen seit fünfzig Jahren entrissen war. Siehst Du, Trudi, wie ganz und voll ich mich als ein Kind Frankreichs fühle?

Den 22. April.

Meine Wangen brennen, meine Hände zittern, ich mag mich nicht im Spiegel sehen, so schäme ich mich! O Trudi, Trudi, Deine Lisa

hat sich unsterblich lächerlich gemacht!! Aber ich will Dir alles beichten, vielleicht ist es dann leichter zu tragen.

Heute wanderten wir durch Straßen und Plätze, besuchten den Palazzo di Brera mit seinen reichen Sammlungen, den Dom und andere schöne Kirchen, und wandelten endlich den Corso entlang, wo man vor Menschen kaum treten konnte. Plötzlich höre ich einen halb unterdrückten Ausruf von Frau v. Bernecк; ich sehe erschrocken in ihr Gesicht, es ist blaß wie der Tod. „Da! da!“ sagt sie mit bebenden Lippen und zeigt in das Gedränge auf der andern Seite, „da ist er!“ Ich folge der Richtung und sehe einen jungen Mann, freilich nur von hinten, aber ich hätte schwören mögen, daß es der Heini sei. Größe, Gestalt, das leicht gelockte Haar, alles stimmte. Todesmutig stürze ich mich in die Flut der Fuhrwerke auf den breiten Straßendamm, schlangengleich winde ich mich hindurch, ohne zwischen Räder und Hufe zu kommen, und gelange glücklich auf die andere Seite. Weit vor mir sehe ich den Herrn, der zum Glück recht behaglich schlendert; rücksichtslos breche ich mir Bahn durch die Menschenmenge, und nun habe ich ihn erreicht! Ich lege ihm die Hand auf die Schulter und rufe atemlos: „Heini!“ Da dreht er sich um — o Himmel, ein wildfremdes Gesicht sieht mich an! Und der Boden that sich nicht auf, um mich zu verschlingen, keine mitleidige Welle verschlug mich ans andere Gestade, vielmehr bildete sich ein kleiner, freier Raum um uns beide, und die Vorübergehenden sahen neugierig der weiteren Entwicklung zu. „Kann ich Ihnen irgend wie dienen?“ fragte der Fremde höflich, aber lächelnd. „Verzeihen Sie, ich habe Sie verkannt — aber wie finde ich nun die Frau Pate wieder?“ stotterte ich in hilfloser Verlegenheit. Da bot er mir ritterlich den Arm und sagte, abermals lächelnd: „Erlauben Sie, daß ich Sie führe,“ und nachdem ich meine entschwundenen Geisteskräfte wieder etwas gesammelt hatte, bezeichnete ich ihm die Stelle, wo ich Frau v. Bernecк verlassen hatte, und wo wir sie nach einer Weile auch wirklich wiederfanden. Sie war wie gelähmt; die grausam getäuschte Hoffnung machte sie ganz krank. Unser unbekannter Ritter verschaffte uns einen Wagen, der uns in unser Gasthaus brachte; er selbst empfahl sich mit höflichem Gruß, nachdem ich ihm unsern Dank ziemlich verwirrt ausgesprochen hatte. Er sah sehr gut aus, aber wenn ich an sein mitleidiges Lächeln denke, so schießt mir das Blut siedendheiß ins Gesicht; er hielt mich sicher für ein recht dummes

Gänschen vom Lande — und ich bin doch sonst nicht so auf den Kopf gefallen

Den 23. April.

Damit Du mich nicht für einen Barbaren hältst, der eigentlich nicht wert ist, daß ihn die Sonne Italiens bescheint, will ich nicht unterlassen, Dir zu berichten, daß wir Leonardo da Vincis berühmtes „Abendmahl“ gesehen haben. Es ist ein riesiges Fresko-Gemälde und füllt die ganze Wand im Refektorium eines ehemaligen Klosters aus, das jetzt in eine Kaserne umgewandelt ist. Nun muß ich Dir gestehen, Trudi, daß ich einen Edelstein nur in einer würdigen Fassung bewundern kann, hier aber kam mir dieselbe sehr unwürdig vor. Man sagt, die französischen Truppen in den Revolutionskriegen hätten dieses Kunstwerk auf ihrem Gewissen, denn sie hätten in diesen Raum ihre Pferde eingestellt. Ich kam mir ordentlich verantwortlich für den Vandalismus meiner Landsleute vor; jedenfalls haben sie das Bild, dessen ursprüngliche Schönheit ich gar nicht bezweifle, völlig zu Grunde gerichtet. Man hat das Gefühl, als stünde man einer Leiche gegenüber — mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich wieder draußen war. Ich fürchte, ich verstehe noch sehr wenig von der Kunst; das empfinde ich am meisten, wenn ich vor sehr berühmten Werken stehe und ganz kalt und ungerührt bleibe.

Florenz, den 24. April.

Gestern früh stieg ich auf das Dach des Mailänder Domes, wo man eine Karte und einen Führer braucht, um sich nicht hoffnungslos zu verirren. Auf luftigen Treppen, die zum Teil ganz im Freien liegen, geht's immer höher hinauf, bis Straßen und Plätze der großen Stadt tief, tief unter einem liegen. Dann sieht man die herrliche Landschaft voller Städte und Dörfer, Seen und Wälder; aber weit hinten am Horizont standen meine vielgeliebten Schweizer Riesenfreunde, die Jungfrau, der Monte Viso, der Simplon, der Gotthard, leuchtend im Sonnenglanz, grüßend und winkend, bis die Sehnsucht nach ihnen übermächtig wurde. So entzückend Italien ist — mein Herz bleibt, glaube ich, in der Schweiz hängen; dort fühlte ich mich über mich selbst erhoben, ich schämte mich jedes kleinlichen, eitlen Gedankens, — hier gefalle ich mir ganz gut, wie ich bin, und wenn nicht die Sorge um den Jugendfreund mich oft bekümmerte und jeder Blick auf den tiefen Seelenschmerz der armen Frau Pate mich traurig berührte,

so könnte ich mich hier meines Daseins so recht vergnüglich freuen und das freie, lustige Reiseleben mit Wonne genießen. Nun sind wir in dem hochgelobten Florenz, dem in Natur und Kunst der Preis gebührt, das aber für mich mit einer großen Täuschung begann. Ich schickte nämlich gleich einen Boten an Deinen Felix und erhielt den Bescheid, er sei verreist und seine Rückkehr ganz unbestimmt. Ich stampfte mit den Füßen vor Zorn und Ungeduld, aber was half es? — Wer weiß, wie lange oder kurz wir hier bleiben und ob ich Felix überhaupt sehen werde?

Den 25. abends.

Florenz ist wirklich unsäglich schön, alles ist voll bezaubernder Anmut; selbst die Menschen scheinen hier sanfter und besser, als anderswo. Ihre Gesichter sind schön, ihre Sprache klingt lieblich wie Musik; hier möchte man leben, denn hier erscheint es so leicht, gut zu sein! Aber stelle Dir vor, daß ich heute auf unserm ersten Rundgange, auf der Piazza della Signoria, die das herrlichste Museum unter Gottes freiem Himmel ist, plötzlich einen Gruß von einem Herrn empfange, und als ich erstaunt näher zusehe, ist es der unbekannte Ritter aus Mailand! Wieder lag in den blauen Augen ein verstecktes Lächeln, das mich an den demütigendsten Augenblick meines Lebens erinnerte. Ich warf sehr stolz den Kopf auf und nahm eine eiskalte Miene an, aber ich glaube, ich muß mich krank melden; denn der Gedanke, auf Schritt und Tritt diesem Manne zu begegnen, vor dem ich mich schämen muß, ist unerträglich. — Als wir ins Gasthaus zurückkehrten, lag eine Karte auf unserem Tische: Felix Stein! Neuer Ärger! Der Kellner versicherte, der Herr wäre sehr betrübt gewesen, uns nicht zu treffen, und hätte versheißen, morgen früh wieder zu kommen. Natürlich werde ich vor gespannter Erwartung die ganze Nacht nicht schlafen.

Den 26. April.

O Trudi, hast Du es in Deiner großen Klugheit schon geahnt? ich nicht, ich war vollkommen überwältigt, als uns heute morgen, da wir beim Frühstück saßen, Herr Stein gemeldet wurde, und herein trat — mein Mailänder Ritter! Erst stand ich starr, dann flog ich auf ihn zu: „Gottlob, Vetter Felix, daß Du es bist, nun kann ich Dir doch beweisen, daß ich nicht immer so dumm bin, wie auf dem Corso Vittorio Emanuele!“ Wir lachten beide, und die Freundschaft war

geschlossen. Wirklich, Gertrud, Du hast nicht zu viel von deinem Bruder gesagt, er ist ein sehr hübscher, angenehmer junger Mann, dabei so fein und gewandt, so heiter und doch voll ernster Teilnahme, daß ich ordentlich stolz auf den liebenswürdigen Vetter bin. Auch Frau v. Berneck faßte gleich Vertrauen zu ihm; ich durfte ihm sagen, was uns nach Italien geführt hat, und er ging mit Eifer auf unsere Pläne ein. Denke Dir dies wunderbare Zusammentreffen: er kennt diesen Dr. Heinrich Graf ein wenig, hat ihn aber neuerdings aus den Augen verloren, und was er von ihm sagt, klingt wirklich so, als müßte es unser Flüchtling sein; auch stimmt der Name so wunderbar mit der alten Bezeichnung, der Grafenheini, zusammen, daß wir wieder voller Hoffnung sind. Es ist eine aufregende Jagd; wird sie wenigstens mit einem fröhlichen Halali enden, wie der Weidmann sagt?

Aber wenn Du diesen endlosen Brief je erhalten sollst, so muß ich ihn wirklich schließen und auf die Post geben. Felix schickt Dir tausend Grüße; wir sind ganz wie zwei alte Freunde und sprechen viel von Dir. Ade! ade! behalte lieb

Deine

Lisa.

Der Brief erfüllte Gertrud mit unsäglicher Freude, sie las ihn mehrmals durch und sah sich dann nach einer mitfühlenden Seele um, die daran teilnehmen könnte. Aber wo war die zu finden? Selbst Dolores konnte doch nur wenig davon verstehen. Ja, wenn Don Enrico noch dagewesen wäre! Er hatte stets ein lebhaftes Interesse für Lisa und Felix gezeigt und sich so viel von ihnen erzählen lassen, daß er zu sagen pflegte, die beiden erschienen ihm wie gute Bekannte, mit denen er schon lange verkehrt habe. Von Heinrich von Berneck hatte sie freilich nie gesprochen, da sie es nicht für richtig hielt, fremde Geheimnisse auszuplaudern. Heute hätte sie es aber doch gethan; die Sache war zu unzertrennlich mit Lisas Erlebnissen verwoben, aber sie konnte ja den Namen verschweigen. Sobald sie sich frei fühlte, schlug sie den gewohnten Weg nach dem Kloster ein; vielleicht hatte irgend ein Händlerin Dr. Lecomtes Abreise gehreugt, und sie fand ihn noch an der alten, lieben Stelle! Aber schon der erste Blick auf die Bewohner des Thorwächterhäuschens zeigte ihr, daß ihre Hoffnung unbegründet sei; die beiden Frauen hatten verweinte Gesichter, die Kinder kamen ihr zwar wie sonst entgegen und zeigten ihr mit Stolz Don

Enricos Geschenke, aber dabei standen ihnen die Thränen in den Augen, und unter Schluchzen erzählten sie, der gute Señor sei vor zwei Stunden mit Vater Gasparuco und Golondrina, der Maulesel in, fortgewandert und werde nie wiederkommen.

Traurig schlug Gertrud den Rückweg ein und suchte sich damit zu trösten, es sei wohl besser so, als wenn sie ihrem Grundsatz untreu geworden wäre und ihren Freund mit fremden Familienverhältnissen bekannt gemacht hätte. So kam es, daß Dr. Lecomte es nie erfuhr, mit welchen Schmerzen eine Mutter ihren verlornen Sohn suchte.

Neuntes Kapitel.

Auf, nach Valencia!

Schon der Mai hatte starke Hitze gebracht, die sich im Juni noch steigerte; Gertrud seufzte im stillen über den ewig heitern Himmel und die durch kein Wölkchen gedämpfte Glut der Sonne; sie sehnte sich nach der Abwechselung kühlerer Tage und erquickender Regen, wie sie in der Heimat so häufig waren. Die spanischen Landleute aber schienen diese Wärme gerade behaglich zu finden; wenn das deutsche Mädchen nach dem Kloster hinaufging, so fand sie meist, daß die Familie Mundideo den Sonnenschein aufsuchte, und daß Vater Gasparuco kein besseres Sonntagsvergnügen kannte, als sich lang auf dem Boden auszustrecken und alle Glieder in den heißen Strahlen zu baden. Auf den Feldern und in den Gärten, die künstlich bewässert wurden, entfaltete sich ein üppiges Wachstum, welches Gertrud in Erstaunen setzte; überall wucherten Rosen, Orangen und Jasmin und erfüllten die Luft mit dem berauschenden Wohlgeruch ihrer zahllosen Blüten. In dieser Sommerzeit war der Patio der bevorzugte Aufenthalt der Bewohner der Villa Romero; unter seinen Säulengängen war es schattig und luftig, und der sprudelnde Wasserstrahl in der Mitte verbreitete einen Hauch von Frische. Auch den Unterricht erteilte Gertrud dort am liebsten, obgleich sie manchmal lächeln mußte, wenn sie bedachte, was wohl ihre eigne, gestrenge Lehrerin zu der äußeren Form dieser Lehrstunden gesagt haben würde. Lehrerin und Schülerinnen ruhten, halb liegend, auf bequemen, niedrigen Polstern, und das Geräusch der auf- und niederbewegten Fächer mischte sich beständig in den Klang der vortragenden Stimme.

Heute war deutsche Litteratur der Gegenstand der Beschäftigung; Gertrud hatte Herders Eid zum Vorlesen gewählt und konnte mit dem Anteil, den beide junge Mädchen daran nahmen, wohl zufrieden sein.

Schwärmte Dolores zumeist für die sanfte, liebevolle Ximene, so stand Manuela ganz auf seiten des ritterlichen Cid, dessen Heldenthaten sie mit Begeisterung folgte. Eben las Gertrud die Ermahnungen vor, welche Don Rodrigo vor seinem Aufbruch nach Valencia der Gattin und den Töchtern erteilte:

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend:
Singt am Abend mit den Töchtern
Und, um euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.

Zu Vergnügungen verlass' ich
Euch die Sorgen für die Herden,
Für die Wolle, fürs Gefieder.
Nie, Ximene, nie seid müßig!
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau."

„Ist das nicht köstlich?" fragte Gertrud aufblickend. „Und wie wunderbar, daß diese einfache Weisheit noch heute, nach achthundert Jahren, ihre volle Gültigkeit bewahrt."

„Mir scheint, es muß echt spanische Weisheit sein," bemerkte Dolores sinnend, „denn gerade so handelt die Großmama."

„Welch ein langweiliger, alter Herr!" sagte Manuela mit geringschätzigem Achselzucken, „ich erkenne meinen ritterlichen Helden gar nicht wieder. Alles Angenehme: Aufregung, Kampf, Siegesfreude und Beutelust nimmt er für sich allein in Anspruch, und die Señoras sollen unterdessen in Sack und Asche sitzen und immer nur arbeiten, arbeiten — als ob das einen Menschen glücklich machen könnte!"

„Das ist kindisch gesprochen," erwiderte Gertrud tadelnd, „ich hoffe, du wirst es bald einsehen lernen, daß Arbeit und Pflichterfüllung, nicht Lust und Vergnügen, den wahren Inhalt unseres Lebens ausmachen sollen. Doña Ximene und ihre Töchter dachten anders, als

du; sie folgten den Lehren des edlen Cid und ernteten ihren Lohn dafür, denn wenige Gesänge später heißt es:

„Angekommen zu Valencia,
Angelangt nach langer Trennung
In der schönen Stadt, gewonnen
Durch die Tapferkeit des Cid,
Lebten jetzt Doña Ximena,
Sie die Mutter und die Töchter,
Mit dem Cid, der hoch sie liebte,
In Verehrung, Freud' und Glück."

„Ich wollte, mich führte auch jemand nach Valencia," sagte Manuela gähnend und reckte sich auf ihrem Polster. „Ich habe dieses enge Nest hier so satt; ich möchte gern die schöne Welt sehen und ihre Freuden kosten — nachher könnte dann auch meinetwegen die Arbeit wieder anfangen, wenn Sie es durchaus so wollen, Doña Gerta!"

Ehe Gertrud antworten konnte, erschien Herr Römer unter der Säulenhalle und setzte sich zu den Mädchen. „Ich habe euch eine Neuigkeit mitzuteilen, meine Lieben," begann er freundlich, „eure Tante, Doña Gracia, ladet uns alle ein, sie zur Feier des Fronleichnamsfestes in Villamar zu besuchen."

Manuela schnellte aus ihrer müden Stellung auf und flog jubelnd ihrem Vater um den Hals. „O Papa, welche Wonne, welch Entzücken! Natürlich hast du „ja" gesagt!"

„Noch nicht, wir wollen die Sache erst überlegen."

Aber da ist ja gar nichts zu überlegen! Tante Gracia hat meinen heißesten Wunsch in meinem Herzen gelesen, seine Erfüllung macht mich ganz glücklich! Sie müssen wissen, Doña Gerta, meine Tante wohnt ganz nahe vor der Stadt; Villamar ist so gut wie Valencia. O wie selig bin ich!"

„Eure Tante schreibt," fuhr Herr Römer fort, „daß ihre Tochter Costanza nach vollendeter Erziehung aus dem Kloster zurückgekehrt sei, und daß sie ihr das Vaterhaus gern recht angenehm machen wolle; deshalb wünsche sie ihr einige junge Freundinnen einzuladen. Was sagt meine Dolores zu dem Plan?"

„Er scheint mir sehr hübsch," erwiderte diese; „natürlich begleiten Sie uns, Doña Gerta," fügte sie hinzu, indem sie die Gefährtin bittend ansah.

„Deine Tante hat bei ihrer Einladung wohl nicht an mich gedacht," meinte Gertrud errötend.

„Gewiß!" versetzte Herr Römer verbindlich, „spanische Gastfreundschaft erstreckt sich stets über alle Glieder des Hauses."

„Papa, giebt es am Fronleichnamstage nicht immer Stiergefechte in Valencia?" fragte Manuela aufgeregt.

„Ich glaube, ja!"

„O wie himmlisch!" jubelte sie und klatschte in die Hände. „Das ist das höchste Ziel meiner Wünsche! Aber was werden wir anziehen? Costanza hat gewiß bei ihrer Rückkehr eine reiche Ausstattung erhalten — da dürfen wir nicht zurückstehen."

„Wir wollen die Großmutter um Rat fragen," sagte Dolores vorsichtig, „ohne ihre Zustimmung können wir doch nichts beschließen."

Wider Gertruds Erwartung ging Doña Serafina mit Eifer auf die Wünsche ihrer Enkelinnen ein und schlug vor, jemand nach Barcelona zu schicken, um alle nötigen Einkäufe zu machen. Das Amt wurde Gertrud übertragen, die sich damit an Frau Roß wenden sollte. „Ich bitte Sie, ganz den Ratschlägen dieser erfahrenen Dame zu folgen," sagte Herr Römer zu ihr; „schonen Sie meine Börse nicht; ich wünsche, daß meine drei Töchter hübsch und elegant gekleidet seien. Ich hoffe, liebes Fräulein, Sie erlauben mir, in diesem Falle volle väterliche Rechte über Sie in Anspruch zu nehmen."

Gertrud dankte gerührt und erfreut; ihr Herz schlug hoch vor froher Erwartung, und Herrn Römers Güte that ihr umsomehr wohl, als sie darin ein Zeichen seiner Zufriedenheit sah. Die Fahrt nach Barcelona und das Wiedersehen mit dem freundlichen Ehepaar war schon an sich ein Vergnügen, das Aussuchen und Einkaufen ohne ängstliche Rücksicht auf die Kosten ein zweites; nur die Frage, ob sie sich schon die Liebe und das Vertrauen der alten Dame erworben habe, trübte einen Augenblick ihre frohe Laune, weil sie das gänzliche Fehlschlagen ihrer allzu sicheren Hoffnung sich nicht verhehlen konnte. Mit Schätzen beladen kehrte sie nach Villabermeja zurück und fand, um ihr Behagen voll zu machen, daß Doña Serafina durch ein leichtes Unwohlsein genötigt war, zu Hause zu bleiben. So traten die drei Mädchen in heiterster Stimmung mit Herrn Römer ihre Reise an.

Eine mehrstündige Wagenfahrt brachte sie nach dem alten Tortosa, das sich mit seinen verwitterten Mauern und seiner stattlichen Kathedrale in den grünlich schimmernden Fluten des Ebro spiegelt. Hier

bestiegen die Reisenden ein Dampfboot, denn bis hierher können Seeschiffe den Ebro herauf gelangen. Man fuhr abends den Strom hinab und auf das Meer hinaus, und bald hatte Gertrud Gelegenheit, dessen Einfluß auf die verschiedenen Menschen zu beobachten. Da war eine Gesellschaft Engländer, welche sich auf dem schwankenden Boden ebenso sicher wie auf dem festen Lande zu fühlen schienen und ungestört ein reichliches Mahl zu sich nahmen, während einige Spanierinnen sich wie Verzweifelnde gebärdeten und jammernd verlangten, wieder ans Land gesetzt zu werden, was ihnen natürlich nicht gewährt werden konnte. Einige Damen wanden sich in der Kajüte im tiefsten Elend der Seekrankheit, während andere auf dem Verdeck die kühle Nachtluft mit Entzücken einatmeten. Zu den letzteren gehörten Gertrud und Manuela, die sich gar nicht entschließen konnten, in die heiße, vollgedrängte Kajüte hinabzusteigen, in der Dolores regungslos in einem stillen Winkel lag. In welcher Pracht erglänzte der Sternenhimmel über ihren Häuptern! nie hatte Gertrud daheim solchen blendenden Glanz geschaut! Jupiter und Mars brannten wie feurige Kugeln, der stolze Schwan und die Leier funkelten hoch oben im Zenith wie kleine Sonnen; es war, als senkten alle die leuchtenden Weltkörper sich zu den Schauenden herab, als ständen sie dem Auge viel näher, als die in tiefen Schatten versunkenen Berge der Küste. Endlich mußten die Mädchen doch die Ruhe suchen, aber bald nach Sonnenaufgang weckte der Ruf: „Valencia!" sie aus kurzem Schlummer. Sie eilten hinauf und sahen die Stadt vor sich liegen, wie einen schneeweißen Vogel auf grünem Nest, ringsum ein Rund bläulich schimmernder Berge, die es wie ein riesiger Blumenkranz umgeben. Über ihm schien ein Hauch von Poesie zu schweben; alte Sagen und Romanzen von tapferen Rittern und schönen Frauen schienen hier lebendig zu werden, Lieder und Guitarrenklänge tönten durch Gertruds Seele, als sie mit freudig erwartungsvollem Blick das liebliche Bild umfaßte.

Ein Boot brachte unsere Reisenden nach dem Hafen el Grao; dort bestiegen sie eine Tartane und durchglitten die prächtige Allee von Ulmen und Pappeln, welche mitten durch die üppig grüne Huerta nach der Stadt führt. Kurz, ehe dieselbe erreicht war, bogen sie jedoch in einen Seitenweg ein und hielten nach einigen Minuten vor einem Hause still, das einsam im Schatten alter Kastanien dalag. Es hatte offenbar einst einem vornehmen Geschlecht zum Wohnsitz gedient; das zeigte die stattliche Vorderseite, die aus mächtigen Quadersteinen er-

richtet war, der große Balkon, der auf weißen Marmorsäulen ruhte und an seiner Balustrade ein steinernes Wappenschild von hohem Alter trug. Aber die Fenster hatten zerbrochene Scheiben, die hohen Thüren mit den schön gearbeiteten Metallbeschlägen hingen schief in den Angeln, in den breiten Spalten und Rissen der Quadern hatte sich ein grünes Gewirr von Schlingpflanzen und Unkräutern angesiedelt, dazwischen huschten schillernde Eidechsen, flatterten zahllose Schwalben, welche unter der Vorhalle ihre Nester gebaut hatten — lauter Zeugnisse einer großen, reichen Vergangenheit und einer verarmten, heruntergekommenen Gegenwart, die man so oft in Spanien findet. Um so überraschender war der Anblick, als man um die Ecke bog und einem Flügel gegenüberstand, der im neuesten Geschmack ausgebaut war. Aus der geöffneten Thür trat den Ankommenden ein junges Mädchen entgegen; sie war klein und von anmutiger Gestalt, in lebhafte Farben gekleidet; ihr hübsches Gesicht hatte einen matten Ton, wie Elfenbein, das glänzendschwarze Haar war mit leuchtenden Rosen geschmückt. Ihre lachenden Augen, ihr keckes Stumpfnäschen, die kirschroten Lippen, die bei jedem Wort die blendendweißen Zähne sehen ließen — das alles machte den Eindruck heiterster, jugendlichster Frische, und die fröhliche Zutraulichkeit, mit der sie die Gesellschaft begrüßte, gewann ihr im Nu alle Herzen. Sie führte die Gäste in eine große Halle, deren kühler Schatten nach der Sonnenglut draußen äußerst wohlthuend wirkte, und wo die Herrin des Hauses, Doña Gracia de Lopez, sie mit freundlicher Würde empfing.

Gertrud wurde mit echt spanischer Herzlichkeit begrüßt; man behandelte sie vollständig wie eine nahe Verwandte, und Mutter und Tochter thaten, was sie konnten, um ihr den Aufenthalt behaglich zu machen. Das geschah auf sehr verschiedene Weise; Doña Gracia, welche, wie die meisten Spanierinnen in reiferen Jahren, sehr stark war, liebte die Ruhe über alles; sie verbrachte den größten Teil des Tages in einem verdunkelten Zimmer auf einem Diwan liegend, Cigaretten rauchend und ihren großen Fächer schwingend; jede Bewegung war ihr unbequem, nur ihre Zunge durfte niemals feiern, und sie war niemals glücklicher, als wenn sie jemand gefunden hatte, mit dem sie ungestört plaudern konnte. Costanza dagegen war ganz Leben und Bewegung und stets darauf bedacht, sich und ihren Gästen Vergnügen und Abwechselung zu bereiten. Sie führte schon in der ersten Stunde jene im ganzen Hause umher, zuerst in dem neuen Teil mit seinen prunkend

ausgestatteten Räumen, die mit allen möglichen Kostbarkeiten und Seltenheiten bis zur Überladung geschmückt waren. „Das hat Papa alles aus Indien, China und andern unbekannten Ländern mitgebracht," erklärte Costanza, „er läßt sich's nicht ausreden, in jedem Jahr seine Schiffe selbst dorthin zu führen, obgleich er es ebenso gut andern Leuten überlassen und bei uns bleiben könnte."

„Wem hat das ursprüngliche Haus gehört?" fragte Gertrud, „es scheint aus sehr alter Zeit zu stammen."

„Ja, es ist ganz ur—uralt, man kann die Jahre seines Bestehens gar nicht mehr nachrechnen. Ich glaube, die ursprünglichen Lopez de Mendoza haben hier schon gehaust und gegen die Mauren gekämpft, lange ehe unser Heiland geboren war."

„Das wäre doch kaum möglich," meinte Gertrud lächelnd, „denn damals gab es hier noch keine Mauren, auch enthält das Wappen ein Kreuz."

„Nun, dann war es jedenfalls in grauer Vorzeit, ehe unser Herrgott die neue Welt geschaffen hatte; denn einer aus dem alten Geschlecht war dabei, als sie vor dem großen Cristoforo Colon aus dem Meer auftauchte. Mein Vater hat noch einen von ihnen gekannt, der in der Jugend Page eines Königs gewesen war — ich weiß seinen Namen nicht — desselben, wissen Sie, für den der tapfere Cid die Mauren aus Valencia vertrieb, und der durch den heiligen Gerichtshof unser Land von den schändlichen Juden säuberte."

Gertrud schüttelte verzweifelt den Kopf; die sorglose Unwissenheit, mit der das junge Mädchen Ereignisse, Jahrhunderte und Phantasieen durcheinanderwürfelte, erregte halb ihr Entsetzen und halb ihre Heiterkeit. „Können Sie uns den alten Bau nicht zeigen, Doña Costanza?" fragte sie statt einer Antwort.

„Gern, Doña Gerta, wenn Sie sich vor einigen Fledermäusen, Eulen und Ratten nicht fürchten, die lange die unbestrittene Herrschaft darin geführt haben — ganz zu geschweigen von den Gespenstern, die in einigen Teilen umgehen sollen."

„Ich bitte dich, Costanzita, sprich nicht so leichtfertig von so schauerlichen Dingen!" bat Dolores mit bleichen Lippen. „Mir ist alle Lust vergangen, das unheimliche Schloß zu betreten."

„Komm nur getrost, Dolorita; Geister erscheinen nie vor Mitternacht, sie fürchten sich vor dem hellen Sonnenschein. Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Mühe wir gehabt haben, die alte Kapelle in

einen menschlichen Zustand zu versetzen," plauderte Costanza unaufhörlich fort, indem sie durch lange Gänge voranging und hin und wieder eine Thür aufschloß, welche in Räume voll wunderbarer, alter Pracht und verstaubter und zertrümmerter Schönheit führte. „So viele Spinnweben habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen; jeder Engel hatte ein Käppchen davon auf dem Kopf, und der heilige Michael bot mir ein besonders dickes auf der Spitze seines Schwertes dar. Dreimal haben wir den heiligen Petrus absetzen müssen, so viel Unheil hatten die Fliegen an seinem Leibe angerichtet, und dem heiligen Johannes hatten die Ratten so die Füße benagt, daß er sich kaum noch aufrecht halten konnte — ich sage euch, in drei Tagen ist ein Dutzend dieser gefräßigen Tiere in die Falle gegangen, alle so groß wie Wölfe!"

„Und zu wessen Besten haben Sie alle diese ungeheuren Anstrengungen gemacht?" fragte Gertrud lachend.

„Für meinen Vetter im hundertsten Grade, den Señor Don Bonaventura Lopez de Mendoza, der in Rom studiert. Ehe er die Priesterweihen empfängt, soll er noch einmal die Heimat seiner Väter besuchen, und ihr müßt mir helfen, ihm das Leben ein wenig zu erheitern. Der arme Junge! er hat keine näheren Verwandten, als uns, und ich möchte gern, daß er für ein Weilchen den strengen Ernst vergäße und jung und lustig mit uns wäre, ehe er der Welt und ihren Freuden für immer lebewohl sagt."

Am Nachmittag wurde ein Spaziergang in die Huerta unternommen, die unermeßliche Ebene, die sich meilenweit um Valencia erstreckt, schachbrettartig von unzähligen Kanälen durchzogen, in welchen das Wasser des Guadalaviar strömt. Durch einfache Vorrichtungen wird dieses Wasser gehoben und über die Felder geleitet, wo die Feuchtigkeit unter einem milden Himmel und einer glänzenden Sonne eine unerhörte Fruchtbarkeit erzeugt. Hoch und fest wie Mauern standen die Weizenfelder, die sich schon gelblich färbten, denn die Ernte beginnt bereits im Juni; wirksam hob sich das dunkle Grün der Maulbeerpflanzungen, welche der Seidenzucht dienen, davon ab, oder der schlanke Gipfel einer einsamen Palme, welche wie träumend das Meer von Grün überragte. Hier und da prangte ein Orangenhain im letzten Blütenschimmer, oder im Schmuck zahlloser grüner Früchtchen, die eine reiche Ernte für das nächste Jahr verhießen; immer noch lagen unter den niedrigen, buschartigen Kronen große Mengen

überreifer, goldener Früchte umher, die man nicht hatte bewältigen können. Die ganze Huerta bietet dem Auge weniger ein Bild voll malerischer Schönheit, als das einer trunkenen Fülle, eines überwältigenden Reichtums dar, obgleich die Bertiefungen und Kanäle, die jeden Baum und Strauch umgeben, um das Wasser künstlich festzuhalten, nur allzu deutlich zeigen, wie sehr auch hier die Natur der helfenden Menschenhand bedarf.

Gertrud und Dolores waren in lebhaftem Gespräch hinter den andern zurückgeblieben und hatten, ohne es zu merken, einen andern Weg eingeschlagen; erst, als das Tageslicht sich auffallend verdunkelte, sahen sie zum Himmel auf und erkannten mit Schrecken, daß derselbe sich mit dunklem Gewölk umzogen hatte. Im nächsten Augenblick fuhr ein pfeifender Windstoß über die Erde hin, wirbelnde Staubwolken vor sich hertreibend; die alten Pappeln am Wege bogen sich stöhnend unter seiner Gewalt und schüttelten in unwilligem Widerstreben ihre rauschenden Wipfel. Voll Angst sah sich Gertrud nach einem Obdach um und schritt eilends mit ihrer Gefährtin auf eins der kleinen, schneeweiß getünchten Bauerhäuschen zu, die mit ihren spitzen Strohdächern und dem Kreuz darauf hin und her zerstreut lagen. Aber ehe sie dasselbe erreicht hatten, klammerte sich Dolores plötzlich mit einem Aufschrei an ihren Arm: „Mein Fuß! er schmerzt furchtbar — ich kann nicht weiter — helfen Sie mir, Doña Gerta!" Das war ein neuer Schrecken, der die junge Erzieherin ratlos machte; sie suchte Dolores fortzuziehen, aber deren Kraft versagte völlig; sie bat sie, sich auf einen Stein am Wege zu setzen und zu warten, bis sie Hilfe hole, aber jene flehte sie an, sie hier nur nicht allein zu lassen. Endlich erspähte Gertrud ein kleines, offnes Kapellchen am Wege, dorthin trug sie ihre zarte Freundin, und kaum hatten sie den dürftigen Schutz dieses Daches erreicht, als eine bläuliche Feuerschlange durch die Luft züngelte und das tiefe Rollen des Donners sich in das Rauschen des Regens mischte, der mit wilder Gewalt herniederströmte. Die beiden Mädchen hatten sich dicht aneinander gedrängt; Dolores verbarg ihr totenblasses Gesicht in ihren zitternden Händen und murmelte leise, abgebrochene Gebetsworte, während Gertrud in einem feierlichen Schauer dem Toben der südlichen Elemente zuschaute. Der Boden erbebte unter dem Krachen der Donnerschläge, der Orkan fuhr mit entfesselter Wut darüber hin; rings umher war alles eine Wasserflut, aus der das Kapellchen wie eine kleine Insel auftragte. Aber schnell wie das Un-

wetter gekommen, zog es auch vorüber; kaum eine halbe Stunde war vergangen, da teilte sich das dunkle Gewölk, und überstrahlt von der sinkenden Sonne hüllte sich der Himmel in einen leuchtenden Königsmantel von Gold und Purpur.

„Mut, Dolores, Mut!“ sagte Gertrud ermunternd, „ich glaube, ich höre Tritte.“ Über den vollen Weizenähren, die noch leise im Winde schwankten, wurde ein männlicher Hut sichtbar; es war ohne Zweifel ein Reiter, der langsam seines Weges zog. „Señor, Señor!“ rief das junge Mädchen mit lauter Stimme, „ich bitte Sie, zwei verirrten Damen zu Hilfe zu kommen!“ Der gesenkte Kopf des Reiters hob sich horchend in die Höhe: „Ich komme!“ schallte es zurück, und wenige Minuten später tönten die Glöckchen, die am Zaumzeug des Maultieres befestigt waren, in nächster Nähe; der Reiter sprang ab, zog seinen großen Schlapphut und fragte höflich, womit er den Damen dienen könne. Bei dem Ton seiner Stimme schlug Gertruds Herz lebhafter. „Don Enrico!“ sagte sie in freudiger Bewegung, „wieder schickt der Himmel Sie uns als Retter in der Not!“

„Ist's möglich, Fräulein Gertrud? Sie hier? Das nenne ich eine Überraschung!“ erwiderte er, „und hier ist auch Doña Dolores — aber was in aller Welt führt Sie zu dieser Stunde in die Huerta, wo eine neue Sündflut alles zu ertränken droht?“

Die Mädchen erklärten schnell ihr Mißgeschick; ohne langes Besinnen hob Dr. Lecomte Dolores auf sein frommes Reittier und schlug den Weg nach Villamar ein, den Zufall preisend, der ihn gerade heute zu einer kranken Bäuerin in der Nähe geführt hatte. Gertrud mußte natürlich zu Fuß gehen, doch sah sie zu ihrem Erstaunen, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit der poröse, durchglühte Boden die Nässe auffog, so daß nach einer weiteren halben Stunde kaum noch eine Spur davon übrig war.

Sie fanden bei ihrer Rückkehr das ganze Haus in lebhafter Unruhe; schon waren Boten ausgeschickt, um die beiden Verirrten zu suchen; man empfing sie mit lauten Freudenbezeigungen und nahm ihren Ritter mit der wärmsten Gastfreundschaft auf. Für Dolores' verletzten Fuß wurde schnelle Hilfe geschafft, und der Abend verfloß im fröhlichsten Beisammensein. Von einer Rückkehr des unerwarteten Gastes nach der Stadt durfte nicht die Rede sein; Doña Gracia erklärte vielmehr mit spanischer Höflichkeit, sie würde sich freuen, wenn Señor Enrico ihr Haus fortan ganz als sein eignes betrachten wolle.

Zehntes Kapitel.

Fronleichnamsfest.

Don Bonaventura war eingetroffen, ein hagerer junger Mann in der schwarzen Tracht der Jesuitenzöglinge. Zuerst zeigte er ein sehr ernstes, zurückhaltendes Wesen und schien den Verkehr mit den jungen Damen ein wenig unter seiner Würde zu finden, doch war es schwer, der unbefangenen, zutraulichen Fröhlichkeit seiner Base zu widerstehen; bald lichtete sich sein strenger Ernst, und zuweilen hörte man ihn mit den beiden Unzertrennlichen, Costanza und Manuela, ganz heiter plaudern und scherzen. Alle Gedanken und Erwartungen richteten sich auf den nahen Fronleichnamstag; die ganze Gesellschaft wollte sich früh morgens nach der Stadt begeben, bei Bekannten von Doña Gracia einkehren — denn es herrschte an solchen Festtagen unbegrenzte Gastfreiheit — und alle Festlichkeiten von dort aus mitmachen; auch Dr. Lecomte versprach, sich ihnen anzuschließen.

Heute wäre es nicht möglich gewesen, sich in der Huerta zu verirren; auf allen Wegen wogte es von festlich geputzten Menschen, von Reitern auf geschmückten Maultieren, von beränzten Tartanen, die zum Überquellen mit fröhlichen Insassen gefüllt waren, und alle strebten einem Ziele zu. Eine dicht gedrängte Menge schob sich durch die engen Straßen von Valencia, alle im besten Feierkleide, alle heiter und voll des natürlichen Anstandes der Südländer, welcher, solange die Leidenschaften nicht erregt sind, alle Ausschreitungen ausschließt. Da war kein Streiten und Zanken, jeder begegnete dem andern höflich und freundlich. Alle Balkone waren mit bunten Teppichen behängt, die Straßen vielfach mit farbiger Leinwand überspannt, auf den Plätzen spielten Musikbanden, in den Kirchen summten die Orgeln, und von allen Türmen klangen die Glocken. Aber wie anders läutet man in Spanien zur Kirche, als in Deutschland! Vor Gertruds Seele tauchte

die friedliche Stille eines heimischen Sonntagmorgens auf, die Gruppen von Landleuten, die ernst und gesammelt durch die Felder dem Dorfkirchlein zuschreiten, das in feierlichen Glockentönen die Gemeinde zum Altar des Herrn ruft. Hier klingelten und bimmelten, sangen und schrieen hundert Glöckchen im höchsten Diskant durcheinander, und wenn auch einmal eine große Glocke im tiefen Baß dazwischen brummte, so wollte es doch nicht so fromm und andächtig klingen wie daheim.

Da bis zum Beginn der großen Prozession noch eine Stunde Zeit war, schlug Dr. Lecomte vor, den Micalete, den berühmten Glockenturm der Kathedrale, zu besteigen, um einen Überblick über die Stadt und Umgegend zu gewinnen; doch fand sein Vorschlag nur bei Gertrud lebhaften Anklang. Dolores mußte ihren Fuß schonen, und die andern konnten sich nicht entschließen, den Balkon zu verlassen, vor dem sich das buntseste Gewimmel, wie ein heiteres Schauspiel, entwickelte.

Mühsam bahnten sich die beiden Freunde einen Weg durch die wogende Menge und bestiegen den Turm, von dem aus schon der große Cid Campeador nach seinem siegreichen Einzuge in Valencia (1095) seiner Ximene und den Töchtern die Herrlichkeit des eroberten Landes gezeigt hatte. Und reich belohnte dieser Blick jede Mühe! Tief unten lag die Stadt, deren Straßen wie enge Kanäle erschienen, überragt von den zahlreichen Kirchtürmen mit ihren leuchtenden Azulejo-Kuppeln. Diese Azulejos sind glasierte Fliesen, die zur Bedeckung dienen und weiß, tiefblau oder goldig gefärbt sind, wodurch sie in den Strahlen der Sonne einen märchenhaften Glanz entfalten. Wie ungeheure Beilchen glänzten die vier Kuppeln der Kathedrale, und wohin das Auge schaute, strahlte ihm die köstlichste Farbenpracht entgegen. Rings um die Stadt breitet sich, wie ein Riesengarten, von silbernen Wasseradern durchzogen, die stille, grüne Huerta aus, die weit hinten durch steile Felsenmauern abgeschlossen wird und sich ostwärts in das blaue, unendliche Meer verliert.

„Wie herrlich!“ sagte Gertrud mit gefalteten Händen, „welche Fülle von Licht, von Glanz und Farben! In diesem Augenblick kommt es mir vor, als könnte meine deutsche Heimat mir nach dieser zauberischen Schönheit immer nur arm und dürftig erscheinen! Dann möchte ich diesem Paradiese beinahe zürnen, weil es jener geliebten Stätte ihren Reiz raubt.“

„Nein! fürchten Sie nichts!“ erwiderte Lecomte. „Der Zauber

der Heimat liegt nicht im Auge, sondern im Herzen, in den tausend Beziehungen und Erinnerungen, die unlöslich mit uns verwachsen sind. Wenn Sie wieder zu Hause sind, wird Ihnen dieses strahlende Bild eine hübsche Erinnerung sein, aber ich glaube nicht, daß Sie sich danach zurücksehnen werden.“

Sie sah ihn dankbar an. „Da sprach wieder einmal das tiefe, deutsche Gemüt aus Ihnen, Don Enrico!“ sagte sie lächelnd, „und Sie wollen ein Franzose sein!“

Er wandte sich ab, ohne zu antworten. „Hören Sie nur, wie gewaltsam unter uns der Organist auf der Orgel herumpaukt,“ bemerkte er nach einer Weile, „die Feier muß bald beginnen; wir müssen eilen, um nichts zu versäumen.“

Sie stiegen die Treppen hinab und schauten vom Chor in die Tiefe der Kirche hinunter, wo sich ihnen ein wunderbar bewegtes Treiben zeigte. In den verschiedenen Kapellen, welche das Hauptschiff der Kathedrale umgeben, wimmelte es von Menschen, welche alle eifrig beschäftigt waren; da wurden phantastische Gewänder angelegt, Heiligenscheine aufgepaßt, rote, schwarze und silberweiße Bärte umgebunden, Flügel angeschleiert und Sandalen angeschnallt; ganze Scharen niedlicher Kinder in durchsichtigen Röckchen mit Flügeln, Blumen und Kränzen geschmückt, tummelten sich dazwischen — es war, als sähe man hinter die Kulissen eines Theaters. „Was bedeutet dies alles?“ fragte Gertrud höchst erstaunt.

„Das werden Sie bald sehen,“ gab ihr Begleiter zur Antwort; „Sie denken doch nicht, daß sich Valencia mit einer so bescheidenen Prozession begnügt wie Villabermeja? Diese Aufzüge haben seit Jahrhunderten eine weitreichende Berühmtheit, und Könige und Kaiser haben es nicht verschmäht, sie anzusehen, oder wohl selbst eine Rolle dabin zu spielen.“

Als sie die Straße betraten, kam ihnen ein Zug entgegen: in der Mitte der Kaplan von Valencia, ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haar, in priesterlichen Gewändern auf einem stolzen Rappen reitend, dessen Mähne und Schweif mit blauen Bändern durchflochten waren und dessen tief herabreichende schwarze Samtdecke das goldgestickte Wappen der Stadt zeigte; ihm zur Seite städtische Beamte in großer Uniform, die von Zeit zu Zeit die umgebende Menge anredeten und sie einluden, an der Feier des Kirchenfestes teilzunehmen. Jung

und alt drängte sich an den Priester, küßte ihm die Hände und Füße und empfing gebeugten Hauptes seinen Segen.

Endlich war das Hochamt in der Kathedrale beendet; Geschützsalven donnerten durch die Stadt, die große Orgel ließ alle Register mit Trompeten und Posaunen losschmettern, die Prozession ordnete sich; eine Abteilung berittener Soldaten mit einer Musikbande setzte sich an die Spitze, und nun entfaltete sich eine Pracht, welche wohl geeignet war, alle Sinne gefangen zu nehmen. Da sah man die Hauptgestalten des Alten und Neuen Testamentes vorüberziehen, gefolgt von riesigen Wagen mit figurenreichen, allegorischen Darstellungen; den eigentlichen Mittelpunkt des endlosen Zuges aber bildete die gesamte Geistlichkeit in ihren goldstrotzenden Gewändern, mit dem Erzbischof in ihrer Mitte, dem das Allerheiligste in einer kostbaren Monstranz vorangetragen wurde. Dazu die rauschende Musik unzähliger Instrumente, die wirbelnden Weihrauchwolken, welche immer von neuem aufstiegen, die Hunderte von flatternden Fahnen und flimmernden Kerzen, die Pracht der Uniformen von Offizieren und Beamten, die reichlich vertreten waren, — das alles gab ein pomphaftes, augenverblendendes Schauspiel ab, welches durch immer neue Überraschungen die Aufmerksamkeit der Zuschauer fesselte.

„Ist dieser Triumphzug des Glaubens nicht wundervar erhebend?“ fragte Don Bonaventura, zu Gertrud gewendet; „haben Sie in Ihrem nüchternen, kalten Lande irgend etwas, was die Seele so unwiderstehlich zur Anbetung zwingt?“

„Ach, wie kann man fromm sein, wenn man immer frieren muß und nie die Sonne sieht!“ rief Costanza mitleidig, „da muß ja alle Begeisterung, alle Andetung erstarren!“

„Auch wir haben Sonne und Wärme genug, wenn wir auch nicht gerade in einem feurigen Ofen sitzen,“ erwiderte Gertrud etwas gereizt, „und die Frömmigkeit liegt bei uns im Herzen, und nicht auf der Straße.“

Don Bonaventura murmelte etwas vor sich hin und schlug ein Kreuz; er schien die junge Deutsche durchaus nicht mit günstigen Augen zu betrachten. Jetzt brach die ganze Gesellschaft auf, um noch einen Platz in der Kathedrale zu gewinnen, wohin die Prozession zuletzt zurückkehrte, und wo die kirchliche Feier mit einem Gottesdienste schloß. Dolores mußte zurückbleiben, und Gertrud leistete ihr gern Gesellschaft. „Warum so traurig, mein Liebling?“ fragte sie zärtlich, „hast du

Schmerzen, oder bekümmert es dich, daß du manchem entsagen mußt?“

„Nein, Doña Gerta, das ist es nicht; ich muß nur an die Geschichte denken, die uns Don Bonaventura vorhin erzählte, als Sie eben fortgegangen waren. Ein Freund von ihm, ein Abbate, hatte im vorigen Jahr einen der frommen Väter auf einer Missionsreise nach Afrika und Kleinasien begleitet. Als beide auf der Heimreise durch die Wüste pilgerten, wurde der Pater plötzlich sehr krank, und sein Begleiter befand sich in der tödlichsten Verlegenheit, denn ihm fehlten alle Kenntnisse und Mittel, um das Leiden zu mildern. Da kam eine Karawane vorüber, in der sich ein deutscher Arzt befand; der nahm sich aufs freundlichste des Kranken an, und in kurzer Zeit war derselbe hergestellt. Statt alles Dankes begehrte der Arzt nur einen Gegendienst; er gab dem jungen Mann einen Brief, den er ihm mit den wärmsten Worten ans Herz legte; derselbe sei an seine Mutter gerichtet, die schon lange keine Nachricht von ihm erhalten habe, ja, es schien sogar, als ob der Deutsche in Unfrieden von ihr geschieden sei. Diesen Brief wollte er nur einem sicheren Boten anvertrauen, er hat daher den Abbate, er möge ihn bis Rom mitnehmen und erst dort der Post übergeben. Der andere versprach alles, als er aber nach einigen Wochen in Rom ankam — da war der wichtige Brief spurlos verschwunden!“

„Wie schrecklich!“ rief Gertrud, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte; „die arme Mutter!“ Wie sehnsüchtig mag sie noch heute auf eine Kunde von ihrem Sohne warten!“

„Nicht wahr, Doña Gerta? Ich kann die Mutter gar nicht vergessen. Und was mag der Sohn empfinden, der in diesem Brief vielleicht die Verzeihung seiner Mutter erbat und gar keine Antwort erhält?“

„Konnte denn der Abbate nichts thun, um sein Vergehen gut zu machen?“ fragte Gertrud lebhaft, „konnte er nicht selbst an die Mutter oder den Sohn schreiben und den Verlust bekennen?“

„Ich glaube nicht, daß er den Aufenthalt beider kannte, jedenfalls sagte Don Bonaventura, daß sein Freund ganz untröstlich über dieses Unglück gewesen sei.“

Dolores war so erregt, daß Gertrud sie bat, sich zu beruhigen, da sie ihre Kräfte heute noch brauchen würde, und jene gehorchte, indem

sie sich ausstreckte und die Augen schloß. Sie selbst aber konnte ihre Gedanken von diesem Gegenstande nicht losmachen; es schien ihr höchst wahrscheinlich, daß jener deutsche Arzt der schmerzlich gesuchte Heini gewesen sein müsse, und es schnitt ihr ins Herz, zu denken, welche Fülle von Kummer und Sorge seiner Mutter erspart geblieben wäre, wenn sie jenen Brief erhalten hätte. Sie wollte gleich an Lisa schreiben und ihr die Geschichte erzählen, vorher aber Don Bonaventura nach dem Namen des Abbate fragen; vielleicht konnten die beiden Damen ihn in Rom auffuchen und sich näheres von ihm berichten lassen. Wie wunderbar verschlangen sich doch die Fäden, die, über Länder und Meere hinweg, die Menschen verknüpften, und von welchen scheinbaren Zufällen hingen die wichtigsten Dinge im Leben ab! Wer es nur recht verstände, mit sicherer und geschickter Hand einzugreifen und die Knoten zu lösen! Gertrud wurde nicht müde, sich immer neue Möglichkeiten auszudenken und die verworrensten Fäden zu entwirren.

Gehörte der Vormittag dieses Tages der kirchlichen Feier, so war der Nachmittag ganz dem Vergnügen geweiht. Alle Plätze der Stadt waren mit Landleuten angefüllt, die in ihrer malerischen Tracht den heitersten Eindruck machten; die Männer trugen weite, flatternde Beinkleider von weißer Leinwand, die bis an die Kniee reichten, darunter Strümpfe und sandalenartige Schuhe, bunte Westen mit silbernen Knöpfen, welche die schneeweißen Hemdärmel sehen ließen, und hochrote Schärpen um den Leib; auf dem Kopf den spitzen Hut, oder ein buntseidenes Tuch, das an die Zeit der Maurenherrschaft erinnerte. Bei den Frauen war die Nationaltracht schon mehr verwischt; nur die turbanähnlichen Kopftücher, die mit großen, goldenen Nadeln festgesteckt waren, stammten wohl noch aus alter Zeit. Überall erklangen die Guitarren zur Begleitung der eigenartigen Volkslieder, die ihren hauptsächlichsten Reiz in der lebendigen Frische des Vortrags haben, oder die Castagnetten, welche die volkstümlichen Tänze begleiten. Da sah man den Bolero und den Fandango, die Jota und den Jaleo tanzen, die sich von unsern deutschen Tänzen wesentlich unterscheiden, da ihre Eigentümlichkeit weniger in der Bewegung der Füße, als in den Stellungen des Körpers und dem Ausdruck der Gebärden liegt. Gewöhnlich ist nur ein einziges Paar dabei in Thätigkeit, manchmal sind es zwei Frauen, zuweilen auch nur eine Person; immer aber umgiebt die Tanzenden ein lebhaft erregter Zuschauerkreis, welcher mit den Händen

den Takt schlägt und sein aufmunterndes: „anda! ole! salero!“ dazu hören läßt.

Alle diese bunten Bilder entfalteten sich vor Gertruds Augen, als die Gesellschaft am Nachmittage nach dem großen Cirkus fuhr, um einem Stierkampfe beizuwohnen. Das deutsche Mädchen hätte sich gern von diesem barbarischen Vergnügen zurückgezogen, aber der Widerstand, den ihre Absicht fand, war gar zu entschieden gewesen. In Valencia sein und die berühmte Fronleichnams-Corrida nicht mitmachen, das hieße ja so viel, wie in Rom sein und den heiligen Vater nicht sehen — beides sei einfach undenkbar. So gab Gertrud nach, aber das Herz schlug ihr bang und beklommen, als sie den ungeheuren Cirkus betrat, dessen aufsteigende Sitzreihen zwölftausend Menschen faßten. Statt des Daches wölbte sich der blaue Himmel darüber, und die Sonne schien hell und heiß auf die eine Seite, welche man den geringeren Leuten überläßt, während die Vornehmeren im Schatten sitzen. Ein ununterbrochenes, lautes Getöse, gleich dem Wogen und Brausen des Meeres vor dem Sturm, diente der eigentlichen Handlung als Vorspiel und steigerte die schwüle Spannung, womit jeder Einzelne dem Kommenden entgegensah.

Jetzt wurde der Kampfplatz geräumt, und die Kämpfer hielten ihren Einzug; da waren die Picadores auf ihren elenden Pferden, die für ein sicheres, aber qualvolles Ende bestimmt sind; dann die Banderilleros, prächtig in knappe, bunte Gewänder gekleidet, mit langen Shawls von greller Farbe über dem Arm, und endlich der Espada, auch Matador genannt, der Liebling der Volksmenge, in andalusischer Nationaltracht: einem kurzen Jäckchen und ebensolchen Beinkleidern von kirschrotem Atlas, mit silbernen Achselschnüren, einer Weste von reichem Silberstoff und mit einer kleinen Samtmütze auf dem Kopf. Alle wurden von den Zuschauern mit lautem Zuruf empfangen und begrüßten das Ayuntamiento (die städtische Behörde), welches vollzählig in seiner Loge saß, mit anmutigen Verbeugungen. Nun ordneten sich die Kämpfer auf den für sie bestimmten Plätzen, der Alkalde gab ein Zeichen, — für einen Augenblick hielt die tausendköpfige Menge in tiefstem Schweigen den Atem an — dann öffnete sich eine Thür, und der Stier betrat die Arena. Ein unglaublicher Lärm empfing ihn, man schrie, pfiff, klatschte, jauchzte, man schwenkte die Hüte und Tücher und gebärdete sich wie unsinnig. Der Stier, der noch bis vor wenigen Tagen die volle Freiheit seines heimischen Weidelandes genossen, die

letzten Stunden aber in einem stockfinsteren Raume zugebracht hatte, stand einen Augenblick betäubt und geblendet da, dann hob er den mächtigen Kopf und blickte mit glühenden Augen um sich, als wolle er fragen, ob alle diese Herausforderungen an ihn gerichtet seien. Darauf aber stürzte er wütend auf den nächsten Picador zu und bohrte seine Hörner tief in den Leib des Pferdes, das zu Boden stürzte und seinen Reiter unter sich begrub. Ein Schreckensschrei erfüllte den Cirkus, doch schnell eilten die Banderilleros herbei, schwenkten ihre Shawls um den Kopf des Stieres und warfen sie ihm dann vor die Füße, um ihn von der Verfolgung seines Opfers abzuziehen, das sich unter den Sporenstichen seines Reiters wieder erhob. Aber für Dolores' zarte Nerven war der Anblick des blutenden Tieres und des gefahrvollen Gedränges zu viel; mit einem krampfhaften Thränenstrom klammerte sie sich an die selber zitternde Gertrud und verbarg ihr Gesicht an deren Schulter. „Fort! fort!“ stöhnte sie, „ich ertrage es nicht.“ Da half kein Zureden der andern; Herr Römer, der selbst kein besonderes Gefallen an dem grausamen Spiel fand, führte die beiden Mädchen hinaus, auch der Arzt schloß sich ihnen an. Draußen bestiegen sie eine Tartane, „nach der Glorieta!“ rief Dr. Lecomte dem Kutscher zu. Kopfschüttelnd gehorchte der Arriero; was konnte diese wunderlichen Leute bewegen, das herrliche Schauspiel eines Stierkampfes, dem er mit bitterem Neide fern bleiben mußte, im Stich zu lassen, um den langweiligen Garten aufzusuchen, den man doch alle Tage sehen konnte?

Dolores beruhigte sich allmählich, als sie am Arme ihres Vaters die wundervollen alten Anlagen, diesen Stolz Valencias, durchwandelte. Ein köstliches Gewirr von Bäumen und Sträuchern, die allen Teilen der Erde angehörten, verbreitete lieblichen Schatten, herrliche Blumenbeete hauchten den köstlichsten Wohlgeruch aus. In den Gängen, die sonst von fröhlichen Kindern wimmeln, war es heute ziemlich still. „Früher soll dies der Sammelplatz für die feine Welt gewesen sein,“ sagte Lecomte, „da blitzten hier die Augen der schönen Spanierinnen um die Wette mit den Brillanten, die sie trugen; aber jetzt haben die Vornehmen in unerklärlicher Laune dies kleine Paradies den geringen Leuten überlassen und sich andere Wege erwählt, die nicht halb so hübsch sind.“

Während Herr Römer seine Tochter in seiner gründlichen Weise auf jeden fremdländischen Baum und jede tropische Blume aufmerksam

machte, ging Gertrud an des Doktors Seite, und eben wollte sie die gute Gelegenheit benutzen, um ihm Don Bonaventuras Erzählung zu wiederholen und ihn um seinen Rat zu fragen, als er ihr zuvorkam.

„Mir ist heute etwas Wichtiges widerfahren,“ begann er, „und Sie, Fräulein Gertrud, sind hier die einzige mitfühlende Seele, der ich einen Anteil an meinem Geschick zutrauen kann. Ich habe heute eine Aufforderung von einem bedeutenden Professor erhalten, als Hilfsarzt in eine neuerrichtete Augenheilanstalt einzutreten.“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, Don Enrico!“ sagte das junge Mädchen warm. „Werden Sie Valencia ohne Bedauern verlassen?“

„Mich hält hier nichts zurück; ich bin in der kurzen Zeit noch nicht heimisch geworden und bedaure nur, aus diesem liebenswürdigen Kreise zu scheiden, denn ich muß sogleich abreisen.“

„Wohin führt Sie Ihr neuer Beruf?“

„Nach Chartres, einer recht altmodischen, stillen Provinzialstadt, die jedoch nur wenige Stunden von Paris entfernt ist. Paris aber ist der große Magnet, der jeden Franzosen unwiderstehlich anzieht, das Herz, von dem das ganze Land sein eigentliches Leben erhält. Ohne Zweifel wird auch Ihr Weg Sie einmal dorthin führen, Fräulein Gertrud, dann werde ich mich glücklich schätzen, Ihr Führer durch die herrliche Stadt zu sein, in der ich so wohl bekannt bin.“

Dr. Lecomte's Pläne und Aussichten drängten für den Augenblick jedes andere Interesse in den Hintergrund, und als die übrige Gesellschaft aus dem Cirkus zurückkehrte, war vollends keine Zeit mehr zu einem ruhigen Zwiegespräch. Costanza und Manuela befanden sich in einem Zustande der Erregung, der Gertruds großes Mißfallen erweckte; die Stiergefechte mit ihrer atemlosen Spannung, ihren blutigen Zwischenfällen schienen alles mädchenhafte Zartgefühl ausgelöscht zu haben. Bei dem Bericht über die letzten Erlebnisse suchten beide einander zu überbieten; sie erzählten mit einer Art grausamen Entzückens, in welcher Weise jeder der fünf Stiere geendet habe, wieviele Pferde getötet, wie viele Picadores ohnmächtig hinausgetragen worden seien. „Man sagte, der eine sei schwer verletzt,“ fügte Don Bonaventura hinzu, „aber so treu sorgt unsere heilige Mutter Kirche für alle ihre Glieder, daß kein Torero (Stierkämpfer) die Arena betritt, ohne vorher die Absolution zu empfangen, ja, daß ein Priester während des ganzen

Schauspiels in der Nähe wartet, um vielleicht das Bild des Gekreuzigten einem Sterbenden als letzten Trost vor Augen zu halten."

„Und das soll ein Vergnügen sein!" sagte Gertrud schaudernd vor sich hin, und ein tiefer Widerwille gegen die Herzlosigkeit, mit der jung und alt in Spanien die Qualen der unglücklichen Tiere und die Gefahren der Menschen ansieht, stieg in ihr auf. Alle Freuden von Valencia erschienen ihr plötzlich schal und leer, sie fühlte sich müde und einsam und sehnte sich nach der ruhigen Thätigkeit in Villabermeja zurück.

Elftes Kapitel.

Lisa Dornau an Gertrud Stein.

Florenz den 15. Mai 1869.

Herzallerliebste Trudi!

Das war eine Freude, als mir Dein Brief gebracht wurde! Ich sprang ganz ausgelassen in meinem kleinen Stübchen umher — obgleich es nur drei Schritte lang ist — und ließ alle die Liebe und Zärtlichkeit an ihm aus, die ich der Schreiberin nicht beweisen konnte. Er ist gerade so lieb und gut, so klug und verständig wie Du selbst und hatte daher ein Dutzend Küsse und einige Umarmungen wohl verdient. Dann aber steckte ich ihn in die Tasche, und als Felix kam, um mich, wie alle Tage, zu einer Wanderung abzuholen, sagte ich kein Wort, sondern wartete mit Selbstverleugnung, bis wir im Boboligarten in einem wahren Dickicht von Oleander, Rosen und Orangen saßen; da zog ich ihn plötzlich hervor und überraschte Deinen Bruder aufs angenehmste damit. Noch viel schöner wäre es freilich gewesen, wenn Du selbst dort bei uns gesessen hättest, eingehüllt in ganze Wolken von süßem Duft, umrauscht von Springbrunnen und Wasserfällen, mit dem Blick auf die gewaltige Kuppel des Domes und den schlanken, reizenden Campanile (Glockenturm), dieses Wunderwerk italienischer Baukunst. Du bist freilich auch im Süden; auch über Dir wölbt sich der durchsichtige, blaue Himmel, der mir immer den Eindruck macht, als müßte man all die holden Engelein, die den gütigen Schöpfer mit einer lichten Glorie umgeben, hindurch schimmern sehen, auch um Dich her blüht und duftet es, wie es eben nur unter solchem Himmel, solcher strahlenden Sonne blühen und duften kann; — aber ich kann mir doch nicht vorstellen, daß Spanien so hinreißend, so berauschend schön ist wie Italien, wie insonderheit Firenze la bella, welche der reichste Edelstein in dem Diadem ist, das der liebe Gott diesem gesegneten Lande aufs Haupt gedrückt hat. Jetzt erst verstehe ich den Zauber, der Eure alten, deutschen

Kaiser immer wieder über die Alpen gezogen hat, wo sie doch eigentlich nur Täuschungen und herbe Verluste fanden, — der noch heute unzählige Menschen aus allen Ländern lockt, der Heimat den Rücken zu kehren, um hier die volle Wonne des Daseins zu kosten. Es wimmelt hier in jedem Winter und bis in den Sommer hinein von Engländern, Russen und Deutschen, denen es daheim zu kalt und trübe wird. Freilich scheint hier auch nicht immer die Sonne; manchmal sollen die Winde empfindlich wehen und der Regen strömt tagelang ohne Aufhören, aber die böse Zeit ist kurz; schon im Januar giebt es sonnige, wonnige Frühlingstage, die, wie mir Felix sagt, an den April und Mai bei Euch oben erinnern. Und das ist gut, denn die braven Leute hier haben wenig Hilfsmittel gegen ernsthafte Kälte; ihre Kamine sollen alle rauchen, und das beste Erwärmungsmittel ist ein Henkeltopf voll glühender Kohlen für die erstarrten Hände und Füße.

Aber wie kann man jetzt an Frost und Regen denken; jetzt ist alles in Sonnenglut und Glanz getaucht, und die Erde singt lauter Jubellieder zum Himmel hinauf. Jeder Tag verfließt wie ein süßer Traum von Glück und Schönheit, und wenn ich mich abends zur Ruhe lege, freue ich mich schon auf das Erwachen am Morgen. Dein Felix ist der rechte Führer durch dieses Paradies; er öffnet mir die Augen für die Schöpfungen der Kunst, die ich früher noch gar nicht zu sehen verstand, die jetzt aber meine Seele und meine Gedanken weiten und erheben. Trudi, könntest Du nur dabei sein, wenn wir durch die Straßen und Paläste dieser wunderbaren Stadt wandern! Könntest Du nur einmal mit uns auf der großartigen Piazza della Signoria stehen, die mein tägliches Entzücken ist. Vor dir steht der Palazzo vecchio, eine trotzige Zwingburg aus roh behauenen Quadersteinen, mit einem leichten, zinnengekrönten Türmchen drauf, das so aussieht wie ein kecker Federbusch auf einem eisernen Sturmhut. Wendest Du Deine Augen nach rechts, so erhebt sich vor Dir die herrliche Loggia dei Lanzi, eine offene Säulenhalle mit leicht geschwungenen Bogen, unter denen die schönsten Bildwerke von Erz und Marmor stehen.

Dann führen wir Dich zu den Uffizien, einem großen Gebäude, welches im Erdgeschoß viele dienstliche Räume enthält; wir aber steigen zwei stattliche Marmortreppen hinauf und betreten die Galleria degli Uffizi, dies glorreiche Denkmal, das die reichen und kunstliebenden Mediceer sich selbst gesetzt und als stolzes Geschenk ihrem Volke hinterlassen haben. Eine schönere, inhaltreichere Kunstsammlung giebt es

nicht in der Welt, und wenn ich auch lange nicht alles bewundern kann, so habe ich doch meine Lieblinge, die ich immer wieder mit Freuden begrüße. Gleich zuerst kommen wir in die Tribuna, einen achteckigen Raum mit Oberlicht, dessen Fußboden aus den prächtigsten Marmorarten zusammengesetzt ist, während die Decke in mattem Perlmutterglanze prangt. Das nenne ich eine würdige Fassung für die kostbaren Edelsteine, die hier zu finden sind! Da stehen die herrlichsten Meisterwerke der griechischen Kunst im Kreise umher, die mediceische Venus und der Apollino des Praxiteles, die in ihrer ruhigen Schönheit wie ein hehres Geschwisterpaar aussehen. Am meisten aber liebe ich den tanzenden Faun; der närrische Kerl macht dazu mit Händen und Füßen Musik und ist so mit Leib und Seele dabei, daß man gleich Lust bekommt, nach seiner Pfeife zu tanzen. An den Wänden hängen die schönsten Gemälde von Rafael, Tizian und anderen Meistern — es ist eine solche Fülle von Schönheit da, daß man eine lange Weile braucht, um alles kennen zu lernen. Zwei besondere Freunde von mir stehen in der Vorhalle, zwei prächtige Hunde, die so recht wild und grimmig in die Luft hinausheulen. Ich gehe nie an ihnen vorbei, ohne ihnen einen freundschaftlichen Schlag auf die steinernen Köpfe zu geben — ich halte es nämlich für sehr geraten, auf einem guten Fuß mit ihnen zu stehen; denn wenn sie einmal zum Leben erwachten, würden sie mit ihren Feinden wohl kurzen Prozeß machen.

Auch in den Palazzo Pitti müßtest Du uns begleiten; ich bin überzeugt, daß Du einen ähnlichen, gewaltigen Bau noch nie gesehen hast. Von außen hat er freilich nichts Gefälliges oder Heiteres; es ist eine mittelalterliche Schutz- und Trutzburg, deren unteres Geschoß aus ungeheuren Felsenmassen besteht, — man meint, nicht Menschenhände, sondern Titanen und Cyclopen müßten sie aufeinandergetürmt haben. Innen aber herrscht eine blendende Pracht, denn der Palast hat seit den Zeiten der Mediceer als fürstliche Residenz gedient und enthält zahllose Meisterwerke der Malerei. Seit vier Jahren hat der König Victor Emanuel seine Wohnung darin aufgeschlagen, doch ist er augenblicklich nicht hier. Du weißt natürlich, Gertrud, was mir doch erst durch Felix ordentlich klar wurde, daß ganz Italien, das früher, wie Euer Deutschland, unzähligen, kleinen Fürsten gehorchte, jetzt, mit Ausnahme von Rom, dem Scepter dieses einen Herrschers unterworfen ist, der das Erreichen dieses Zieles, welches längst von allen italienischen Patrioten erstrebt wurde, vorzugsweise der thatkräftigen Hilfe und

klugen Vermittelung unseres Kaisers, Napoleon III., verdankt. Freilich hat auch der Volksheld Garibaldi viel zur Einigung Italiens unter der Herrschaft Victor Emanuels beigetragen und besonders Neapel dafür gewonnen; auch den siegreichen Preußen sind die Italiener großen Dank schuldig, denn nach der Schlacht bei Königgrätz übergab Österreich das heiß begehrte Venedig unserem Kaiser, der es großmütig an den König von Italien abtrat. Nun fehlt nur noch Rom in seiner Krone, aber darauf dürfen die stürmischen Patrioten sich keine Rechnung machen, denn unser Kaiser ist für den Papst eingetreten und schützt ihn in seiner uralten Stadt, — und was Napoleon will, das geschieht!

Staunst Du nicht über meine Kenntnisse, Trudi? Ich thue es manchmal selbst, denn alle diese Dinge lagen mir vor wenig Wochen noch so unendlich fern und sind mir nun auf einmal höchst interessant geworden.

Den 20. Mai.

O Himmel, für wie herzlos und selbstsüchtig mußt Du mich halten, Trudi! Da schwärme ich Dir in allen Tonarten von dem schönen Florenz vor und denke mit keiner Silbe an Frau v. Bernecк und den eigentlichen Zweck unseres Hierseins! Halte mich nicht für noch schlechter, als ich wirklich bin, Gertrud; ich schäme mich bitterlich vor Dir! Die arme Frau Pate ist von einem bösen Augenübel befallen, das sie ganz ans Zimmer bannt, solange die Sonne am Himmel steht; dies ist der Grund, der uns hier zurückhält. Doch sind Briefe und Erkundigungen nach dem Verlorenen in alle Welt hinausgeflogen, aber leider bis jetzt ohne Erfolg. Bis nach Neapel ließen sich die Spuren jenes Heinrich Graf, von dem ich Dir neulich schrieb, sicher verfolgen; dort hat er sich eingeschifft, um nach Afrika zu reisen, aber wo er gelandet und was weiter aus ihm geworden ist, das ist nicht zu ermitteln. Wir könnten nun umkehren und ganz betrübt nach Hause reisen, aber Frau v. Bernecк ist zu krank und angegriffen, sie muß erst einige Kräfte sammeln und ihre schmerzenden Augen ausheilen lassen. Ich leiste ihr viele Stunden des Tages Gesellschaft, doch besteht sie darauf, daß ich täglich ausgehe, nicht nur um meinetwillen, sondern, wie sie freundlich behauptet, auch zu ihrem Besten, um sie durch die Eindrücke zu zerstreuen, die ich draußen einsammle. So ziehe ich denn jeden Morgen mit Deinem Bruder hinaus und wachse an Weisheit und Erkenntnis, besonders auch in der meiner schrecklichen

Unwissenheit. Mir selbst ist es oft, als hätte ich den Heini schon gefunden, denn Felix ist mir ganz derselbe brüderliche Kamerad, und ich muß mich manchmal besinnen, worin sich denn eigentlich der alte und der neue Freund voneinander unterscheiden. Ich bin dem Himmel von Herzen dankbar, daß wir gerade hier vor Anker liegen und nicht an irgend einem wildfremden Ort, wo ich ohne passende Begleitung mich leicht zu Tode langweilen könnte.

Wärst Du nur in unserem Bunde die dritte, Trudi! Mein Florenz würde Dir sicher gefallen, es ist zu schön. Wie würdest Du die Kirchen bewundern, die voller Kunstschätze sind, vor allem den Dom in seiner majestätischen Größe, das Baptisterium mit den weltberühmten Erzthüren von Ghiberti und unzähligе andere. Zuweilen wohne ich auch dem Gottesdienste bei, hauptsächlich um des wundervollen Gesanges willen, denn das Übrige läßt mich ziemlich kalt. Wunderbarerweise scheint es den Italienern nicht viel besser zu gehen; sie machen mir oft den Eindruck, als ließen sie ihre Priester alles für sich thun und säßen ganz gleichgültig daneben. Viele Frauen und Mädchen scheinen nur dazu in die Kirche zu kommen, um zu sehen und gesehen zu werden; sie sind im schönsten Putz, schwatzen, kichern und gucken unablässig umher. Dazu spielt die Orgel heitere Opernmelodieen von Verdi und Rossini, mit allen Trillern und Cadenzen; die Worte, die der Priester am Altar spricht oder singt, bleiben der Gemeinde ganz unverständlich, eine Predigt giebt es sehr selten — wie anders, als daheim in unserem schlichten Dorfkirchlein, wo der gute Onkel Pfarrer den Leuten eindringlich ins Gewissen redet und der Gesang zwar aus rohen, bäuerlichen Kehlen, aber doch aus aufrichtigen Herzen strömt!

Den 25. Mai.

Heute waren wir im Kloster San Marco — da hätte ich Dich wieder an unsere Seite gewünscht, Trudi, es war gar zu interessant. Das Kloster bewahrt viele Erinnerungen an seine großen Ordensbrüder, Fra Angelico, Fra Bartolomeo und Savonarola. Die beiden ersten waren Maler, die zu verschiedenen Zeiten (der erste starb 1455, der andere 1517) ihr Kloster herrlich geschmückt haben. Den Kapitelsaal, das Refektorium, selbst die Kreuzgänge hat Fra Angelico mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte und Legende geziert; wen er aber unter den Brüdern besonders lieb hatte, dem malte er ein schönes Bild an die nackte Wand seiner ärmlichen, kleinen Zelle. So wimmelt es

nun in allen Räumen von himmlischen Gestalten, die alle etwas Lichtes, Stilles, Friedliches haben, und gewiß war der fromme Bruder selbst eine stille, friedevolle Seele. Von Fra Bartolomeo hatte ich schon im Palazzo Pitti mehrere Bilder gesehen, sie sind viel großartiger und gewaltiger, als Fra Angelicos liebliche Schöpfungen.

Die Zelle Savonarolas, des großen Eiferers, der vor 400 Jahren auf der Piazza della Signoria den Flammentod sterben mußte, ist ebenso klein und eng wie alle andern; seine Kutte, sein Rosenkranz und sein Bild werden noch darin gezeigt; das letztere, obgleich von seinem Freunde Fra Bartolomeo gemalt, sieht zum Erschrecken häßlich aus. Wenn ich auch gern glauben will, daß er ein gewaltiger Geist war und das Beste wollte, so kann ich es ihm doch nicht verzeihen, daß er jeden Schmuck des Lebens für sündhaft erklärte und von den Florentinern verlangte, sie sollten ihre Kunstwerke zerbrechen und ihre klassischen Bücher verbrennen. War es für die Welt nicht ein Glück, daß er mit seiner finsteren Lehre nicht durchdrang? Wieviel Schönes und Großes hätte er schonungslos vernichtet, das heute noch unsere Herzen erhebt! — Jetzt sind von den Mönchen in San Marco nur noch wenige übrig, aber sie malen nicht mehr und suchen auch nicht die Welt und die Kirche zu reformieren, sondern sie brauen einen berühmten Likör, der gegen alle körperlichen und geistigen Leiden helfen soll. Ich schenkte Felix eine Flasche davon und hoffe, sie wird ihm für Leib und Seele wohlthun.

Den 28. Mai.

Durch Felix bin ich mit einer italienischen Familie bekannt geworden, und es macht mir das größte Vergnügen, in ein echt italienisches Hauswesen hineinzugucken. Den Hausherrn, welcher Advokat ist und den größten Teil des Tages in seiner Amtsstube in der Stadt zubringt, kenne ich freilich sehr wenig, aber unbeschreiblich anziehend ist mir seine Frau, Signora Carlotta Liperano, welche den ganzen Sommer über mit ihren beiden Kindern in der entzückenden Villa Rosellina vor dem Thor wohnt. Das zierliche weiße Haus, das ganz mit Schlingpflanzen umrankt ist, liegt mitten im Garten, und selten geht jemand an dem goldenen Gitterthor vorüber, ohne stehen zu bleiben und das poetische Nestchen zu betrachten, oder den Spielen der reizenden Kinder, eines Mädchens und eines Knaben, zuzusehen. Signora Carlotta ist eine Römerin, und ihre stattliche Erscheinung trägt, wie Felix sagt, ganz den Stempel der ewigen Stadt; sie ist eine ernste, klassische

Schönheit mit den reinen Zügen einer Statue, großen, dunklen Augen und rabenschwarzem Haar. Zuerst empfand ich große Ehrfurcht vor ihr, aber die wußte sie bald zu zerstreuen und eine schwärmerische Liebe daraus zu machen. Wenn sie sich zu ihren Kindern neigt, mit ihnen tändelt, sie ermahnt und beruhigt, dann verwandelt sich ihre königliche Würde in die überströmendste Zärtlichkeit, und mir wird manchmal weh ums Herz, wenn ich denke, daß ich solch süßes Gefühl nie von meinem Mutterle erfahren durfte. In ihrer Unterhaltung macht sie einen sehr geschleiten und hochgebildeten Eindruck, und Felix, der sie natürlich genauer kennt als ich, sagt, daß sie viele und ernste Bücher läse; aber sie hängt ihre Kenntnisse nicht an die große Glocke, sondern versteht es, mit bezaubernder Anmut zu plaudern. Dabei scheint sie auch eine gute Hausfrau zu sein, wenigstens ist ihr Haus ein Bild des Behagens, des Geschmackes und der Ordnung, und sie waltet mit edler Ruhe und Würde darin. So stelle ich mir Olympia Morata vor, jene berühmte, schöne und gelehrte Italienerin des 16. Jahrhunderts, deren Lebensgeschichte uns der Onkel Pfarrer vorlas, und die ich so beklagte, weil sie ihrem deutschen Gatten aus dem sonnigen Süden nach — Schweinfurt, in erbärmlich enge und kleine Verhältnisse folgen mußte. Weißt Du noch, Trudi, wie böse Du mir deshalb warst? Seit ich Italien kenne, dies gesegnete Land voll berauschender Schönheit, kann ich die arme, verbannte Olympia nur noch mehr beklagen!

Wenn alle italienischen Frauen so wären wie Signora Carlotta, da wäre es wohl gut um das Land bestellt; denn man sagt ja, daß der sittliche Wert eines ganzen Volkes zumeist vom Zustande seiner Frauen abhängt. Aber als sie mich einmal zu einem Empfangsabend bei der Gräfin Trovero mitnahm, schien sie mir wie eine stolze Säule über die andere Gesellschaft emporzuragen, obgleich manche reizende Erscheinung da zu sehen war und die Unterhaltung von südlicher Lebhaftigkeit übersprudelte. An diesen Abend denke ich zurück wie an ein buntes Schauspiel, so lärmend und lustig, so zwanglos ging es zu. In einem Saal saß eine Gruppe älterer Herren, mit einem Priester darunter, am Kartentisch, ganz in ihr Whist vertieft, das sie mit lauten Bemerkungen begleiteten; im nächsten spielte eine Gesellschaft unter schallendem Gelächter Billard; in einem andern Zimmer wurde Musik gemacht; hier und da saß ein Paar in einer Fensternische in halblauter und, wie es schien, sehr inniger Unterhaltung, andere wandelten

durch den Garten, in dem alles blühte und duftete. Eisgekühlte Limonade, eingemachte Früchte und kleine Kuchen bildeten die ganze Bewirtung, und offenbar erwartete auch niemand etwas anderes.

Ich glaube, ich war das einzige junge Mädchen in dem ganzen, großen Kreise, und Frau Liperano sagte mir nachher, daß junge Damen in der italienischen Gesellschaft gar keine Rolle spielen; man läßt sie so lange wie möglich im Kloster und sucht sie dann schnell zu verheiraten, ähnlich wie in Frankreich. Es ist merkwürdig, daß der strengen Überwachung der Mädchen eine sehr große Freiheit der Frauen gegenübersteht; eine verheiratete Frau darf sich hier sehr viel erlauben, und wenn sie einen Verehrer hat, so fällt das niemand auf, nicht einmal ihrem Mann — falls er nicht ein ganz wilder Othello ist, was allerdings auch manchmal vorkommt.

Den 2. Juni.

Gestern machten wir einen Ausflug, der reizend anfing, aber ein sehr ernstes Ende nahm; Du mußt Dir's schon gefallen lassen, Trudi, daß ich Dir ganz ausführlich davon berichte. — Schon vor einigen Wochen machte ich, auf Wunsch der Frau Pate, einen Besuch im hiesigen Institut des Diaconesses, welches, trotz seines französischen Namens, eine Tochter-Anstalt des berühmten Kaiserswerther Diakonissen-Hauses ist. Die Vorsteherin — man nennt sie allgemein nur Schwester Johanna — ist mit Frau v. Berneck von der Jugend her befreundet, sie ist in Kaiserswerth zur Lehrerin ausgebildet und hat an verschiedenen Missionsschulen im Morgenlande, z. B. in Jerusalem und Beirut, gewirkt, ist aber vor kurzem an die hiesige Anstalt berufen worden. Die Italienerinnen sind von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich bedacht, sie haben einen offnen Kopf und eignen sich im täglichen Verkehr sehr leicht eine gewisse oberflächliche Bildung an, aber wirkliche Kenntnisse pflegen sie selten zu drücken. Von den Frauen aus dem Volke können die wenigsten lesen und schreiben, und für die der mittleren Stände ist alles, was nicht von praktischem Nutzen ist, böhmischer Wald. Auch in den besten Familien sollen die Mädchen sehr wenig lernen; denn die Nonnen wissen selbst nicht viel, und außer den Klöstern giebt es keine Schulen. Diesem Mangel soll für Florenz das Institut des Diaconesses abhelfen; es ist eine Erziehungs-Anstalt für Töchter höherer Stände, sowohl für Ausländerinnen, die sich hier nur vorübergehend aufhalten, als auch für Kinder evangelischer Eltern, die hier dauernd wohnen. Auch Katholikinnen besuchen die Schule, weil

sie sehr gut ist und die Mädchen sich hier sehr leicht die fremden Sprachen aneignen können. Ich bin recht gern manchmal dorthin gegangen und habe mich an dem babylonischen Sprachengewirr in den Freistunden ergötzt; denn außerhalb der Lehrstunden darf jede sprechen, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, während der Unterricht größtenteils französisch erteilt wird. Das Schönste an der ganzen Sache ist der fröhliche Geist, der durch die Anstalt weht, die Freudigkeit, mit der die leitenden Schwestern ihr Werk thun, das gar nicht immer leicht ist. Man bekommt eine riesige Ehrfurcht vor diesen Diakonissinnen, die alles aus Liebe zu Gott thun und mit solcher Treue für Ihn arbeiten. Ach, was für ein unnützes Geschöpf ist man selbst dagegen! —

Für die Pfingstferien war den Schülerinnen ein weiterer Ausflug versprochen, und Schwester Johanna lud mich ein, daran teilzunehmen. Auch Feliz durfte sich anschließen und fand Gesellschaft an einem jungen Lehrer, der zur Waldenser-Gemeinde gehört. Wie interessant wußte dieser von seiner Sekte zu erzählen, die schon dreihundert Jahre vor der Reformation eine Rückkehr zur alten, apostolischen Kirche erstrebte und Lehre und Wandel auf das reine Evangelium gründete, die Jahrhunderte lang grausam verfolgt, aber nie ausgerottet wurde. Er sprach mit warmer Liebe und Verehrung von dem König Victor Emanuel, der vor zwanzig Jahren in seinem kleinen Lande Piemont den Waldensern Duldung und Glaubensfreiheit gewährte und dieselbe seitdem auf das ganze Königreich Italien ausgedehnt hat.

Wir waren eine stattliche Gesellschaft von zwanzig Köpfen, alle beritten auf munteren Eselchen, welche die gutmütigsten Tiere von der Welt sind. Ein halbes Dutzend barbeiniger Buben, nicht vollkommen sauber und ganz gekleidet, aber lustig und leichtfüßig und mit Augen wie leuchtende Kohlen, trabte nebenher und trieb die Esel mit wunderlichem Geschrei und tollen Sprüngen zum Laufe an. So ging es anderthalb Stunden fort, zuerst durch die wundervolle Ebene, durch blühende Gärten und Weinberge, vorüber an weißschimmernden Landhäusern und reizenden Villen, allmählich aber aufwärts in die Berge. Welch ein Bild, wenn man da rückwärts schaute! Da lag die reiche, herrliche Stadt mit ihren Kirchen und Palästen, über alle hinaus aber ragte die mächtige Kuppel des Domes und der schlanke Campanile; da waren die trotzigen, alten Thore, die einst den Feinden so selbstbewußt die Zähne wiesen; da konnte man die glänzende Linie des Arno verfolgen, samt all seinen stattlichen Brücken, bis hin zu den Cascinen,

diesem wundervollen Park, in dem die Florentiner sich so gern ergehen und ihre Wagen zur Schau stellen. Dann ging es immer höher hinauf, bis wir endlich Fiesole erreichten, die alte Nebenbuhlerin der bella Firenze, jetzt freilich längst völlig in Schatten gestellt durch die stolze Nachbarin und nur noch ein armseliger Überrest einstiger Größe. Doch flicht man noch heute hier die allerfeinsten Strohhüte, und um solche zu kaufen, trat ich mit Felix in ein kleines Haus an der Straße ein.

Ein ergreifendes Bild bot sich unsern Augen dar; im Bette lag eine alte Frau, vor ihr stand ein junger Priester in Amtstracht, fast ebenso bleich wie die Kranke, aber von einer edlen Schönheit, wie man sie selbst in Italien selten findet. Alle Hausgenossen knieten im Kreise umher und folgten andächtig der heiligen Handlung. Wir blieben still an der Thür stehen, um nicht zu stören; Felix aber zog ganz leise sein Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete mit flüchtigen Strichen die Gruppe ab. Du weißt doch, Trudi, daß dein Bruder wunderhübsch zeichnet? Was gäbe es überhaupt, was er nicht verstände? Er dichtet auch reizende Lieder und schreibt allerliebste Artikel für verschiedene Zeitungen. Ich wünschte nur, er hätte etwas breitere Schultern und wäre nicht so weiß und rot wie ein Mädchen, — doch versichert er immer, daß er sich ganz wohl und kräftig fühle.

Nachdem wir tüchtig in den Bergen umhergeitiegen waren, entzückende Blumen gepflückt und viele Kränze gewunden hatten — der Reichtum an wilden Blumen ist hier meine tägliche Wonne —, kehrten wir zuletzt in einem Winzerhause ein. Im Garten standen hundertjährige Ölbäume, der Wein bildete eine schattige Pergola, rings umher blühten Rosen und Oleander — es war ein poetisches Plätzchen! Die freundliche Frau, welche eine anmutige Feinheit des Benehmens zeigte, die hier zu Lande selbst den einfachsten Leuten eigen ist, brachte uns ein paar strohumflochtene Flaschen kühlen Landweines, nebst Erdbeeren, frühen Kirschen und saftigen Melonen in verschwenderischer Fülle — ein Göttermahl von Nektar und Ambrosia. Dazu sangen die Schülerinnen ihre Lieder, bald deutsche, bald englische und französische, geistliche und weltliche, ernste und heitere. Ein ganzer Kreis von Einwohnern sammelte sich neugierig um die Fremden und fing auch zu singen an, reizende, italienische Volkslieder; es war ein wahrer Wettstreit der sangeslustigen Kehlen.

Ich fragte eine der Frauen nach dem jungen Priester, den wir gesehen hatten, und sie brach in ein begeistertes Loblied aus. Der Prete

(S. 112.)



Im Winzergarten zu Fiesole.

wäre ein Heiliger; so gütig und freundlich hätte noch keiner mit den kleinen Leuten verkehrt, wie er; unermüdlich wäre er auf der Wanderung, um auch die entferntesten Häuschen zu besuchen und den Armen und Kranken geistigen und leiblichen Troſt zu spenden. Sie fürchte nur, er triebe es zu arg; denn er gönne sich keine Ruhe und kaum das nötigste an Speise und Trank. Das alles nahm uns sehr für den jungen Geistlichen ein, und als er später selbst im Garten erschien, schickten wir Felix ab, um ihm einen Platz nebst einigen Erfrischungen anzubieten, was jener auch annahm. Nun entspann sich zwischen ihm und Schwester Johanna eine höchst interessante Unterhaltung; der Prete war auch im Morgenlande gewesen, kannte Jerusalem und Beirut, und so fanden sich viele Berührungspunkte zwischen dem katholischen Priester und der evangelischen Diakonissin. Mir fiel dabei die unendliche Schwermut in den Zügen des jungen Mannes auf; er sah aus, als drücke ihn irgend eine schwere Last. Plötzlich wurde er blaß wie der Tod und lehnte sich ohnmächtig in seinen Stuhl zurück; mit Mühe wurde er wieder zum Bewußtsein gebracht, aber er war so schwach, daß er an allen Gliedern zitterte. Nach langer Beratung wurde beschlossen, ein Wägelchen zu mieten und ihn nach Florenz ins Hospital zu schaffen, da sein eignes Haus keinerlei Bequemlichkeit gewährte, und er selbst gestand, sich schon lange krank gefühlt zu haben. Felix und der Lehrer begleiteten ihn, und wir andern kehrten viel ernster zurück, als wir ausgezogen waren.

Den 8. Juni.

Felix erkundigt sich täglich im Hospital nach dem Prete, dem es leider schlecht geht; er hat ein schleichendes Fieber, und seine Kräfte sind durch unzureichende Nahrung und übermäßige Anstrengung sehr geschwächt. Dazu noch die schreckliche, italienische Art, alle Krankheiten durch Blutentziehung zu heilen!

Mir flößt der junge Priester mit den schönen, wie aus Marmor gemeißelten Zügen und seiner tiefen Schwermut ein unerklärliches Interesse ein; ich muß fortwährend an ihn und sein Schicksal denken. Ob er wohl eine Schuld auf dem Gewissen hat, die er durch selbstverleugnende Thätigkeit und völlige Ertötung des Leibes zu sühnen sucht?

Den 10. Juni.

Der Prete ist tot! Mir stürzten die Thränen aus den Augen, als Felix mir heute die Nachricht brachte. Der arme Mensch! er war ge-

wiß sehr unglücklich! Er dauert mich so! Vielleicht hatte er eine arme Mutter, deren Stolz er war, die auf ihn die ganze Hoffnung ihres Lebens setzte! Wie seltsam ist es, daß man sich zu manchen Menschen sogleich unwiderstehlich hingezogen fühlt, während man neben andern hundert Jahre leben könnte, ohne sich im mindesten mit ihnen zu beschäftigen.

Den 16. Juni.

Wir fangen an, uns zur Heimkehr zu rüsten; es wird schon sehr heiß, und unsere Hoffnung, hier noch irgend eine Nachricht über Heini zu erhalten, ist eigentlich längst geschwunden. Immer mehr gewinnt der Gedanke Raum, daß er nicht mehr auf Erden weilt, denn sonst müßte er zu finden sein. Die arme Frau Pate! wie beklage ich sie! Sie macht wenig Worte über ihren Schmerz, aber sie sieht so gealtert und vergrämt aus, daß — — —

Eben kommt Dein Brief aus Valencia, der mich in eine namenlose Aufregung versetzt. Trudi, Trudi, welch ein Lichtstrahl! es kann ja gar nicht anders sein, als daß jener deutsche Arzt in der Wüste der lange gesuchte Heinrich Graf — unser Heini — war! Ach, warum mußte der Brief verloren gehen! Mir zuckte es in allen Fingern, jenen leichtsinnigen Abbate an den Ohren zu zausen und ihm seine Nachlässigkeit gehörig heimzuzahlen! O, wo weilt er nun, der böse Flüchtling? Warum schrieb er nicht noch einmal, statt in seinem gekränkten Stolz anzunehmen, daß seine Mutter seinen Brief mit Absicht unbeantwortet ließe! Mein Hirn wirbelt von tausend sich kreuzenden Gedanken — soll ich Frau v. Berneck von deiner Mitteilung sagen oder nicht? Ich muß Felix fragen.

Den 17. Juni.

Felix entschied sich für sofortige Mitteilung, daher las ich Deinen Brief mit Don Bonaventuras Erzählung der Frau Pate vor. Sie hörte ihn in tiefem Schweigen an; nur die wechselnde Farbe ihres Gesichts und das Zittern ihrer Hände zeigte, daß die Geschichte Eindruck auf sie mache. In voller Ruhe überlegte sie mit Felix, was zu thun sei; sie mußte die völlige Unmöglichkeit eingestehen, selbst nach Rom zu reisen, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen, und bat daher Felix, es für sie zu übernehmen. Der gute Junge reist heute abend ab, und Du kannst Dir denken, mit welcher zitternden Spannung wir seine Rückkehr erwarten werden.

Den 23. Juni.

Die Tage schleichen wie Schnecken hin; heute abend hoffen wir auf Felix — was für Nachricht wird er bringen?

Abends.

Dein Bruder ist zurückgekommen — der Abbate ist nicht mehr in Rom, er hat schon im Winter die Priesterweihe erhalten und ist als Adjunkt eines alten Geistlichen auf eine ländliche Pfarrstelle, hier in der Nähe, geschickt. Eine schreckliche Ahnung verfolgt mich — — —

Den 24. Juni.

Gertrud, meine Ahnung hat sich erfüllt! Der Abbate, der Heinis Brief verlor, war — der junge Prete! So nah war uns die Möglichkeit, alles zu erfahren, und nun deckt das Grab sein ganzes Wissen zu! — Wir reisen morgen ab. Addio, Italia, addio, Firenze la bella! o wie schwer ist es, von euch zu scheiden! — Behalte lieb

Deine

traurige Lisa.

Mitteilung der Verlagsbuchhandlung. Leider erlaubte der gegebene Raum nicht, auch Rom und römisches Leben in eingehender Weise vorzuführen. Wir benutzen deshalb die Gelegenheit, die Leserinnen, welche sich mit der ewigen Stadt vertraut machen wollen, auf folgendes Buch der beliebten, kürzlich verstorbenen Schriftstellerin Johanna Hering hinzuweisen: Eschenbach, Olga (pseudonym), Elisabeths Winter und Frühling in Rom. Briefe eines jungen Mädchens in die Heimat. Mit 16 Abbildungen, die Hauptsehenswürdigkeiten Roms berücksichtigend. Reich geb. 4 ℳ.

Zwölftes Kapitel.

Ein Besuch in der Hauptstadt.

Es war Herbst geworden. Gertrud Stein stand auf dem kleinen Balkon und blickte mit trüben Augen und gefalteten Händen auf den Hof hinab und in die Ferne hinaus. Es sah kahl und unwohnlich in ihrem Zimmer aus, in einer Ecke stand ihr gepackter Koffer. Sie hörte es nicht, daß leise an ihre Thür geklopft wurde, sondern fühlte sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen, ein lockiger Kopf lehnte sich an ihre Schulter und eine zitternde Stimme flüsterte: „O warum müssen Sie uns verlassen, Doña Gerta? und was soll ich ohne Sie anfangen?"

„Meine Dolores! mein Liebling!" erwiderte Gertrud zärtlich, indem sie den aufsteigenden Thränen wehrte, „es ist für euch alle besser so. Ich will nicht Unfrieden säen zwischen dich und deine Großmutter, nicht Streit erregen zwischen deinem Vater und Doña Serafina. Ehe ich kam, lebtet ihr alle in Liebe und Eintracht; wenn ich gegangen bin, wird alles wieder sein wie einst."

„Ach, Doña Gerta, warum muß so viel Hader in der Welt sein? warum können nicht wenigstens die Guten einander verstehen? Die Großmutter meint es von Herzen so gut und Sie auch, und doch habe ich es oft mit Trauer gefühlt, daß Sie einander nicht lieben konnten!"

Gertrud schluckte die bitteren Gefühle hinunter, die in ihr aufquellen wollten. „Es war vielleicht meine Schuld," sagte sie sanft, „ich habe es nicht verstanden, mir ihre Liebe zu erwerben."

„Und wie wird Papa Sie vermissen!" fuhr Dolores klagend fort. „Ich darf ihm nicht mehr vorlesen, und meine Stümperei würde ihm auch schlecht gefallen, nachdem er an Ihren Beistand gewöhnt ist."

Gertrud seufzte tief auf: „Es wird mir sehr schwer, mich von euch loszureißen, Dolorita," sagte sie traurig, „doch glaube ich, daß ich

recht daran thue, und dann darf man nicht zaudern. Manuela wird mein Fortgehen nicht bedauern; sie ist sehr verändert, seit jener Reise nach Valencia hat sie alle Lust zum Lernen verloren."

„Aber im geheimen hat sie Sie doch lieb, Doña Gerta, Sie merken es nur nicht. Sie hat die Freuden der großen Welt gekostet, und die Stille unseres Städtchens will ihr nicht mehr gefallen, das macht sie launisch und unzufrieden. Aber ich weiß es, daß ihr Herz an Ihnen hängt."

„Meinst du?" fragte Gertrud zweifelnd, „sie hat mir in den letzten Monaten wenig Beweise davon gegeben."

Die letzte Mahlzeit war eingenommen, die Tartane stand vor der Thür, Gertruds Gepäck war aufgeladen; jetzt trat das junge Mädchen auf Doña Serafina zu, um ihr lebewohl zu sagen. Aber die freundlichen Worte, die sie sich sorgfältig ausgedacht hatte, um den letzten Augenblicken etwas Versöhnendes zu geben, erstarben ihr auf den Lippen; denn in den schwarzen Augen der älteren Dame schien nur der Triumph darüber zu funkeln, daß sie endlich von der Nähe der fremden Ketzerin erlöst werden sollte, welche durch die „anscheinend" treuherzige Geradheit ihres Wesens alle Hausgenossen, vom Hausherrn bis zur alten Pepita, umgarnt hatte. Seufzend wendete sich Gertrud ab und zu Dolores, welche in Thränen zerfloß und sich in zärtlichen Liebkosungen und den Versicherungen dankbarer Liebe und Treue nicht genug thun konnte. Aber wo war nur Manuela? Wieder, wie bei Gertruds Ankunft, half kein Rufen und kein Schelten, und als die alte Pepita zögernd damit herausfam, daß sie die Señorita vor kurzem habe aus der Gartenpforte schlüpfen und den Weg zum Thal hinabeilen sehen, da war Herrn Römers Geduld zu Ende, und er bat Gertrud, nicht länger zu warten. Es that der jungen Erzieherin bitter weh, so von einer Schülerin zu scheiden, die ihr zwar viel Mühe und Ärger bereitet, aber doch mitunter wunderbare Blitze eines tiefen Gefühls und eines begabten Geistes gezeigt hatte. Die Maultiere waren schon in vollem Gange, als plötzlich die Vermißte wie ein Pfeil angeflogen kam und sich mit einem Satze durch die offene Hinterwand der Tartane schwang. Sie überschüttete Gertrud mit einem wahren Regen frischgepflückter Waldblumen, dann umfaßte sie ihre Kniee und rief unter strömenden Thränen: „O Doña Gerta, verzeihen Sie mir alles, was ich Ihnen angethan habe — ich war schlecht — ich habe Sie gekränkt und gequält — es brennt mir auf der Seele! Sie sind der beste Mensch,

den ich kenne — ich werde Sie nie vergessen — sagen Sie mir nur ein Wort, daß Sie ohne Haß an mich denken wollen!“

Gertrud küßte sie auf die Stirn und strich liebevoll über ihr dichtes, schwarzes Haar. „Gott behüte dich, Manolilla!“ sagte sie weich. „Gehorche immer der guten Stimme in deiner Brust und strebe nach Wahrheit und Tüchtigkeit. Gott hat dir reiche Gaben anvertraut — laß sie nicht verkümmern und verderben!“

Schluchzend drückte Manuela heiße Küsse auf die Hände der Abreisenden, und ehe noch ihr Vater Zeit gehabt hatte, den Wagen halten zu lassen, war sie mit demselben Ungestüm hinausgesprungen und winkte nur im Davoneilen mit ihrem Tuche. Gertrud erwiderte ihre Grüße mit feuchten Augen, dann raffte sie schweigend die Blumen zusammen und band einen Strauß davon; sie erkannte mit Rührung, daß es lauter Lieblinge von ihr waren.

Gertrud hatte es mit jeder Woche deutlicher erkennen müssen, daß zwischen ihr und Doña Serafina ein Verständnis unmöglich sei, daß die Abneigung der Spanierin in demselben Verhältnis wuchs, wie sich die andern, besonders Dolorés und ihr Vater, mehr mit der jungen Deutschen befreundeten. Ein eifersüchtiges Mißtrauen verfolgte sie auf Schritt und Tritt und verbitterte ihr jede Stunde; der Friede der Familie litt darunter, denn Herr Römer wollte sich den Verkehr mit der gebildeten Hausgenossin, der einzigen, die seinen gelehrten Bestrebungen zu folgen vermochte, nicht verkümmern lassen, trotz der offnen und versteckten Anschuldigungen seiner Schwiegermutter gegen das junge Mädchen. So sah sich Gertrud zu dem Entschlusse gedrängt, ihre jetzige Stellung zu verlassen; da es ihr aber widerstrebte, so schnell in die Heimat zurückzukehren, so hatte sie beschlossen, einige Zeit in Frankreich zu bleiben, um sich an Ort und Stelle in der französischen Sprache auszubilden. Herr Römer konnte ihre Gründe nicht widerlegen, so aufrichtig er es auch bedauerte, sie zu verlieren; doch hatte er erklärt, seine junge Freundin dürfe Spanien nicht verlassen, ohne seine Hauptstadt kennen zu lernen; er selbst wolle sie dorthin begleiten und ihr Führer sein. Das hatte Gertrud mit freudigem Danke angenommen, denn sie hatte immer schon den Wunsch gehabt, Madrid zu besuchen, weniger um seines Glanzes willen, als weil sich dort seit kurzer Zeit ein deutscher Mann befand, der das große und kühne Werk unternommen hatte, mitten in der Hochburg des katholischen Glaubens die Keime des Protestantismus zu pflegen, welche sich seit alter Zeit in Spanien erhalten hatten.

Solange die glaubensstrenge Königin Isabella regierte, hatten diese Reste nur wie schwache Fünkchen unter der Asche geglimmt; denn jede Ausübung eines anderen Gottesdienstes, als des katholischen, war aufs strengste verboten, jedes Lesen der Bibel wurde wie ein Verbrechen bestraft; am liebsten hätte die Königin jeden Ketzer, wie in der guten, alten Zeit, öffentlich verbrennen lassen. Aber ein Jahr zuvor hatte sich eine starke Partei im Volke, die schon längst mit Isabellas Regiment unzufrieden war, gegen sie erhoben; sie hatte Thron und Residenz verlassen und nach Frankreich flüchten müssen. Seitdem wehte ein freierer Geist durch die Verwaltung des Landes, und wenn die Ordnung auch noch lange nicht hergestellt war, wenn sich auch hie und da noch Aufstände für die Vertriebene regten und die Häupter der vorläufigen Regierung noch vergebens nach einem König suchten, der allen Ansprüchen genügt hätte, so war doch der Grundsatz der Duldung gegen Andersgläubige laut verkündet und durch die Cortes bestätigt worden. Im Januar 1869 wurde zu Madrid der erste öffentliche evangelische Gottesdienst gehalten, am Palmsonntag eine eigene Kapelle eingeweiht. Auch in anderen Städten traten die verstreuten Protestanten zu förmlichen Gemeinden zusammen, und im ganzen Lande fanden sich, zum Schrecken der Vertreter der spanischen Glaubenseinheit, einige tausend Personen, welche sich zur evangelischen Lehre bekannten. Mit unendlicher Teilnahme hatte Gertrud diese Bewegung verfolgt, deren Einzelheiten sie durch Dr. Lecomte erfahren hatte, und von ganzem Herzen wünschte sie ihren Träger kennen zu lernen, den Pastor Fliedner, welcher unverzagt ans Werk gegangen war und nun, den alten Aposteln gleich, lehrend und schlichtend, tröstend und ermunternd von einer Gemeinde zur andern wanderte.

Die Provinz Neu-Castilien, in welcher die Hauptstadt liegt, ist ein ödes, unwirtliches Land; kahle Bergzüge, von tiefen Schluchten zerrissen, ohne andern Pflanzenwuchs, als die Espartostaude, die nur den genügsamen Ziegen eine spärliche Nahrung gibt, steigen steil aus der gelbbraunen Ebene auf; nur wo ein Flüßchen langsam dahinschleicht, oder ein kleiner See sich ausbreitet, sieht man einzelne Ortschaften und einiges angebaute Ackerland. Erst im Thal des Tajo und des Manzanares wachsen schöne Ulmen, Eichen und Ölbäume, und die Gärten und Parks in unmittelbarer Nähe der Residenz, die eine ausreichende künstliche Bewässerung genießen, bieten einen herrlichen Anblick dar. Aber darüber hinaus ist alles eine pflanzen-

lose Öde, und nicht mit Unrecht sagt man, daß hinter dem letzten Hause von Madrid die Wüste beginne.

Herr Römer war mit Gertrud in einem großartigen Gasthofe in der Nähe der Puerta del Sol abgestiegen, und wenige Schritte brachten unsere Reisenden in diesen Mittelpunkt des hauptstädtischen Lebens. Tausende von müßigen Spaziergängern schlendern hier langsam auf und ab; sie scheinen sämtlich viel Zeit und nichts zu versäumen zu haben. Hunderte anderer tummeln sich dazwischen, die mit lauter Stimme und großem Eifer ihre Waren anpreisen, Lotterielose und Trinkwasser, Zeitungen und Nähmaschinen, Streichhölzer und unzählige andere Dinge; andere bieten ihre Dienste an, oder suchen dienstbare Geister; hier drängt sich eine dichte Gruppe um einen Bänkelsänger, dort folgt ein bunter Schwarm einem Hochzeits- oder Leichenzuge — alles mit möglichst viel Geräusch und lautem Geschrei. An allen Ecken stehen Mozas de cordel, junge Burschen, mit einem Strick, als einzigem Handwerkszeug, ausgestattet, die auf Beschäftigung warten, in der Zwischenzeit aber ihren Übermut an den Vorübergehenden auslassen und immer eine schlagfertige Antwort auf der Zunge haben. Jede Neuigkeit, jedes Gerücht fliegt zuerst in die Puerta del Sol und erzeugt dort eine leidenschaftliche Aufregung, daher sind alle Revoluttionen in Madrid — deren es im Laufe der Jahre unzählige gegeben hat — von diesem Punkte ausgegangen. Mühsam bahnte Herr Römer für sich und seine Gefährtin einen Weg durch diese Menschenmassen, welche von Sonnenaufgang bis Mitternacht, im Regen und Sonnenschein, an Wochen- und Feiertagen die Straße bedecken, als hätten sie nichts anderes auf der Welt zu thun.

Gertrud fand viel zu sehen und zu bewundern, besonders in den Gemäldegalerien, wo die Werke der großen spanischen Maler, eines Murillo, Velasquez, Ribera und anderer, in ihrer unvergänglichen Farbenpracht einen tiefen Eindruck auf sie machten. Und doch sehnte ihr Herz sich nach etwas anderem; sie hatte viel Liebes von dem Hause des Pastor Fliedner gehört, und das Kind des deutschen Pfarrhauses, das sich seit sechs Monaten nur unter Katholiken bewegt und jede religiöse Erbebung schmerzlich vermißt hatte, verlangte ungeduldig danach, einmal wieder unter gleichgesinnten Menschen zu sein und ihre Seele durch die Gemeinschaft des Glaubens zu stärken. Endlich stand sie vor dem bezeichneten Hause auf der Plaza Almudena und ließ den Klopfer gegen die Thür fallen. Ein stattlicher Pförtner öffnete

und erwiderte auf ihre Frage sehr höflich, daß Don Federico nicht zu Hause sei, daß er sie aber sogleich zur Señora führen wolle.

Es dauerte keine Stunde, bis sich Gertrud in dem traulichen Familienkreise heimisch fühlte; war es doch, als wäre hier ein Stückchen deutschen Lebens nach der spanischen Hauptstadt verpflanzt. Die Kinder erinnerten sie an die kleinen Geschwister daheim; sie faßten schnell Zutrauen zu ihr und erklärten, sie würden Fräulein Trudchen nicht fortlassen; ein Tag sei gar nicht lang genug. Mit Stolz zeigten sie ihr die wundervolle Aussicht aus den oberen Fenstern auf das grüne Thal des Manzanares und das himmelhochragende Guadarramagebirge, das von seinen Schneefeldern herab in einem tiefen Kanal der Stadt alle die Wasser zusendet, ohne die kein Baum und Strauch gedeihen könnte, und die allein imstande sind, den trockenen Staub der Straßen zu dämpfen, in dem die Menschen nicht atmen könnten.

Die Frau Pastorin erzählte ihr viel Interessantes von der Thätigkeit ihres Gatten und seinen Wanderungen, die nicht immer ohne Gefahr wären. War er doch einmal, als er nur für einen Tag von den Seinen Abschied genommen hatte, von den Guardias civiles aufgegriffen und, des fehlenden Passes wegen, wie ein Verbrecher von einem Ort zum andern und endlich ins Gefängnis geschleppt worden, wo er mehrere Tage unter verurteilten Sträflingen zubringen mußte, bis er endlich durch die Vermittelung des preußischen Gesandten befreit wurde. „Sie können sich meine Todesangst in dieser Zeit vollkommener Ungewißheit denken, liebes Fräulein," fuhr die Pastorin fort. „Aber so fest steht mein lieber Mann in seinem kindlichen Vertrauen auf den Schutz seines Gottes, daß er sich durch solche Erlebnisse in seiner Pflicht keinen Augenblick irre machen läßt und alle meine Sorgen stillt durch den Hinweis auf den allmächtigen Vater im Himmel, der auch der Menschen Herzen wunderbar zu lenken weiß. Und wir dürfen es ja täglich erfahren, wie recht er daran hat! Wieviel Feindschaft haben wir hier zuerst gefunden, mit wie tausendfältigen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt! und wie viele köstliche Erfahrungen haben wir schon gemacht! Sie haben unsern Portero gesehen, der jetzt die Liebenswürdigkeit selbst ist, — der war zuerst einer unserer heftigsten Widersacher, obgleich er von uns besoldet wird, und seine Frau that es ihm an Unfreundlichkeit gegen die verhaßten Ketzer noch zuvor. Sie grüßten uns nicht einmal mehr, wenn sie uns im Hausflur begegneten, obgleich doch sonst in Spanien die Höflichkeit zu Hause ist.

Manchmal wollte uns schier die Luft vergehen, die widerwilligen Menschen auch nur anzusehen, aber mein Mann bestand darauf, daß wir sie mit aller Lindigkeit behandelten und es an keiner Rücksicht fehlen ließen. So wurden sie endlich durch beharrliche Freundlichkeit besiegt, zuerst der Mann, aber schließlich verwandelte sich auch der eisigsaure Ausdruck im Gesicht der Frau in lauter Honigseim. Jetzt sind wir die besten Freunde, und wer weiß, ob sie nicht noch einmal für unsern reinen Glauben gewonnen werden."

Im Laufe des Tages führte die Pastorin ihren Gast in die evangelische Schule in der Calle de Calatrava, die aus einer Knaben- und einer Mädchenklasse besteht. Eine schwarzhaarige Spanierin leitete den Unterricht in der letzteren und schlug mit lebhafter Gebärde den Takt zu den Liedern, welche die Kinder sangen. Wie wunderbar klangen in Gertruds Ohr die wohlbekannten deutschen Melodieen, denen man lauter spanische Worte untergelegt hatte! Unter den frischen, dunklen Gesichtern, denen Lust und Eifer aus den schwarzen Augen leuchteten, erschienen ihr viele wie Murillo'sche Engelsköpfe, und in dieser jugendlichen Schar, welche den Geist des Evangeliums von Kindheit an einsaugt, schien ihr eine schöne Verheißung für die Zukunft zu liegen. Auch die Knaben wurden besucht und mußten Proben ihrer Weisheit ablegen; die meisten lernen mit der Raschheit der Auffassung, welche den Südländern eigen ist; dagegen wird es ihnen schwer, sich der strengen Schulordnung zu fügen. Mit Drohungen oder gar mit Schlägen ist wenig bei ihnen auszurichten, aber durch ein höfliches Wort, ein Anrufen ihrer Ehrenhaftigkeit, bringt der Lehrer diese kleinen Caballeros (ein Wort, das dem englischen gentleman entspricht) leicht zu allem.

Mit dankbarem Herzen nahm Gertrud von dem lieben Hause Abschied, und ihre ganze Sehnsucht war darauf gerichtet, am nächsten Sonntage dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Sie war nicht sicher, wie dies zu Herrn Römers Plänen passen würde, und trug ihm etwas schüchtern ihren Wunsch vor, fand ihn aber gleich bereit, sie dorthin zu begleiten.

Die einfach, aber würdig ausgestattete Kirche befand sich in dem Schulgebäude, war jedoch im Hinterhause gelegen; denn die Protestanten mußten immer noch darauf bedacht sein, ihren Gottesdienst den Blicken der großen Menge zu entziehen, da Aberglaube und Unwissenheit auf der einen, Haß und Verfolgungssucht auf der andern Seite

denselben mit Störungen bedrohten. Aber in solch einer geduldeten oder gar verfolgten Gemeinde lebt meist ein um so freudigerer Geist, eine kräftige Überzeugung, und ihre Glieder schließen sich mit besonderer Wärme und Innigkeit aneinander. Es war kein Kreis von Reichen und Vornehmen, der sich hier zusammenfand, sondern meist einfache, schlichte Leute, aber um so mehr fühlte sich Gertrud an die Gemeinschaft der ersten Christen erinnert, welche ihren Glauben mit Opfermut und freudiger Kraft unter einer feindseligen Umgebung zu bewahren und zu verbreiten, und ihrer christlichen Liebe einen herrlichen und überzeugenden Ausdruck zu geben wußten. Wohl erklangen Gesang und Predigt hier in einer fremden Sprache, aber Form und Inhalt heimelten das deutsche Mädchen unbeschreiblich an, und nie, während ihres Aufenthaltes in Spanien, hatte sie sich so wohl gefühlt, wie in diesem bescheidenen Kirchlein der Protestanten. Auch Herr Römer war sichtlich ergriffen; vielleicht empfand er hier zum erstenmal ein Bedauern darüber, daß er die Religion seiner Jugend mit einer andern vertauscht hatte.

Nur zu schnell waren die Tage in Madrid verflogen; die Stunde der Abreise kam heran, und tief gerührt über die Wärme und Herzlichkeit, mit welcher der ernste Mann sich von ihr verabschiedete, bestieg Gertrud den Eisenbahnzug, der sie wieder in ein neues, unbekanntes Leben hineinführen sollte. Aber die Berührung mit dem Friedmerschen Hause hatte ihren Glauben und ihr Vertrauen in Gottes Schutz und Leitung sehr gestärkt. Ihm wollte sie sich getrost übergeben. Bei dem Gedanken an alle die fremden Menschen aber tröstete sie eins: wenn es unter den Franzosen viele gab, welche dachten und fühlten wie Dr. Lecomte, dann brauchte sie sich nicht zu fürchten, dann mußte es sich auch in Frankreich ganz gut leben lassen.

Dreizehntes Kapitel.

In der Penſion Duclair.

Dröhnend fährt der Zug in die rauchgeſchwärzte, ſchmuckloſe Halle der Gare d'Orléans in Paris ein; ein betäubendes Gewirr und Getöſe, ein Drängen, Schreien, Anrufen empfängt unſere Reiſende, die ſich mühſam in dem Menſchengewühl zurechtfindet und erleichtert aufatmet, als ſie ſich endlich, ſamt ihrem Gepäck, in einem Fiaker ſieht, welcher ſie auf langer Fahrt durch die erleuchteten Straßen der Weltſtadt führt, in denen, trotz der vorgerückten Stunde, noch volles Leben und Treiben herrſcht. Alles ſieht hell und heiter aus; vor den Kaffeehäuſern ſitzen zahlreiche Gruppen auf offener Straße; an ihnen vorüber drängen ſich Ströme von Luſtwandelnden, welche den milden Herbſtabend genießen. Allmählich werden die Gaſſen ſtiller und menſchenleerer, man ſieht keine Schaufenſter mehr, die Häuſer werden niedriger, kleine Vorgärten trennen ſie von der Straße, die ganze Umgebung verliert den Charakter der Großſtadt und nimmt das Gepräge einer ländlichen Vorſtadt an. Endlich hält der Wagen vor einem eiſernen Gitter, der Kutſcher zieht die Klingel am Thor, die Hausthür thut ſich auf, Lichter ſchimmern, und gleich darauf erſcheint eine weibliche Geſtalt an der Pforte. „Mademoiselle Stein?“ fragte eine höfliche Stimme, „soyez la bien-venue!“

Gertruds Herz, das auf der langen Fahrt in bangen Schlägen geklopft hatte, ſchlug ruhiger bei dieſen Worten; ſie war nicht mehr ein namenloſes Atom in dem ungeheuren Wirbel von Paris, nicht mehr ein Stück Gepäck, das der Gnade eines fremden Kutſchers anheimgegeben war, ſondern ein beſtimmtes Weſen, welches von teilnehmenden Menſchen erwartet wurde. An der Schwelle des Hauſes wurde ſie von Madame Duclair, der Vorſteherin des Penſionats, empfangen, einer kleinen, lebhaften Franzöſin, welche ſie, inmitten einer klaffenden Hundeſchar, mit einem Schwall von freundlichen Worten begrüßte und ſie

hat, ihr ſogleich in das Eßzimmer zu folgen, wo die ganze Hausgeſellſchaft noch verſammelt ſei. Gertrud ließ ſich kaum Zeit, Hut und Mantel abzulegen; ſie fand um den langen Tiſch einen Kreis von etwa zwölf Damen ſitzen, denen ſie vorgeſtellt wurde und deren Namen man ihr auch nannte, doch rauſchte alles unverſtanden an ihrem Ohr vorüber. Man brachte ihr die Speiſen, welche für ſie aufgehoben waren, und während ſie mechaniſch aß und trank, nahm die Unterhaltung der andern, welche durch ihren Eintritt nur für einige Augenblicke unterbrochen worden war, einen neuen Aufſchwung; doch erſchien ſie unſerer Reiſenden wie ein völlig unverſtändliches Chaos, aus dem nur hin und wieder ein bekanntes Wort auftauchte, um ihr zu beweiſen, daß man wirklich franzöſiſch ſpräche. Da ihre nächſte Nachbarin ein lebhaftes Geſpräch nach der andern Seite führte, ſo begnügte Gertrud ſich damit, die Geſellſchaft zu muſtern und aus der Art des Benehmens auf die Nationalität der Betreffenden zu ſchließen. Die reiferen Damen mit der ſteifen, aufrechten Haltung, mit den langen Geſichtern, in denen ſich beim Sprechen nur der Mund bewegte, waren unzweifelhaft Engländerinnen, die kleinen, zierlichen und beweglichen Geſtalten, bei denen immer der ganze Menſch mitredete, ebenſo ſicher Franzöſinnen; einige ſchienen ihr Deutſche zu ſein, und unter dieſen zog ſie ein junges Mädchen beſonders an, das, ungewöhnlich hoch und ſchlank gewachſen in den klugen Zügen einen großen Reiz beſaß. Gertrud war angenehm überraſcht, als nach Aufhebung der Tafelrunde dieſelbe auf ſie zutrat und ſie in deutſcher Sprache anredete.

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen beim Auspacken und Einrichten behilflich zu ſein?“ fragte ſie in ſehr ſchneller Rede, „es iſt nicht ganz leicht, ſich in einem Penſionsſtübchen einzuſchachteln, und ich habe ſchon Übung in der Kunſt.“

„Sie ſind ſehr freundlich!“ erwiderte Gertrud, hoch erfreut über das liebenswürdige Entgegenkommen, „ich bin glücklich, eine Landsmännin hier zu finden. Darf ich fragen, wo Sie zu Hauſe ſind?“

„Ich bin aus Baden und heiße Veronika Gerner — denn ſchwerlich werden ſie in dem Sammelſurium von Namen, das Ihnen erſt an den Kopf geſchleudert wurde, den meinen verſtanden haben. Dieſer erſte Eintritt in eine fremde Geſellſchaft kommt mir immer ſo vor, als ob man ins Waſſer geworfen würde, um ſchwimmen zu lernen; zuerſt ſchlagen einem die Wellen über dem Kopf zuſammen, und man meint, zu ertrinken. Ich kenne das, denn ich habe es ſchon oft durchgemacht,

und plätschere nun schon ganz unverfroren durch die Flut. Sie scheinen mir aber ein Neuling zu sein, daher möchte ich Ihnen gerne einen rettenden Strick zuwerfen."

„Das ist sehr menschenfreundlich!" erwiderte Gertrud lächelnd, „wird Ihnen in diesem Falle aber wohl noch nicht die Rettungs-Medaille einbringen, denn ich bin es schon gewohnt, mich in der Fremde zurechtzufinden. Ich komme eben aus Spanien."

„Sie flößen mir die größte Ehrfurcht ein! Spanien ist das reine Märchenland für mich! Gehen die Dons da noch immer mit bauschigen Ärmeln und Federhüten, mit kurzen Mäntelchen von starrer Seide und dem tapferen Schwert an der Seite? haben Sie einige Don Juans und Don Karlosse, einige Marquis Posas und Eboli's kennen gelernt? oder überwiegen die Zigeunerbuben im Schatten der Kastanien am Strande des Ebro und des Manzanares?"

Gertrud lachte herzlich. „Ich habe weder die eine, noch die andere Sorte gesehen, aber vieles andere, was fremdartig und anziehend war und wovon ich Ihnen manches erzählen kann. Wo haben Sie Ihre Menschenkenntnis erworben, Fräulein Gerner?"

„In Pariser Pensionen, von denen eine immer schrecklicher ist, als die andere. Diese Damen sind allesamt Vampyre, die ihren Gästen das Blut aussaugen; man wird bei ihren Mahlzeiten immer dünner und durchsichtiger. Sehen Sie nur hin, ich werfe kaum noch einen Schatten; das Licht geht ungehindert durch meine ätherische Person hindurch."

„Warum bleiben Sie denn hier und führen dieses abzehrende Leben?" fragte Gertrud lachend.

„Warum? O, Sie holde Unschuld, Sie sind mir ordentlich rührend in Ihrer kindlichen Unwissenheit! Weil ich lernen will, französisch zu sprechen wie eins dieser eingebornen Schmattergänschen, um nachher wieder den lieben Kleinen im deutschen Vaterlande die Kunst des welschen Geplappers beizubringen — oder vielmehr, weil ich mir mein Brot erwerben muß, wenn ich welches essen will. Es fliegen nicht jedem die gebratenen Tauben von selbst in den Mund.

„Mir auch nicht!" erwiderte Gertrud ernsthaft, „auch ich will hier fleißig die französische Sprache studieren, um die Wissenschaft daheim zu verwerten. Lassen Sie uns eine der andern helfen, dies Ziel zu erreichen."

„Topp!" sagte die andere und schüttelte ihr kräftig die Hand.

„Der erste Schritt dazu wird sein, daß wir einander beharrlich den Rücken kehren und kein Wort zusammen sprechen, denn eine gemütliche deutsche Unterhaltung ist der größte Verderb bei solchem Streben. Guten Freunden muß man aus dem Wege gehen und sich an seine Feinde drängen, wenn man ihnen ihre Feinheiten ablauschen will."

„Da haben Sie freilich recht!" meinte Gertrud nachdenklich. „Aber wir wollen einen Vertrag schließen: bei Tage halten wir uns streng an die Franzosen, abends aber sind wir Deutsche und helfen uns, als gute Kameraden, alle Nöte ertragen — das Herz will doch auch sein Recht haben."

„Sie sind ein gutes kleines Mädchen," sagte Veronika herzlich, „ich freue mich, endlich unter diesen Larven eine fühlende Brust gefunden zu haben. Also auf treue Kameradschaft in guten und bösen Tagen!"

Damit ging sie, und als Gertrud ihr Haupt aufs Kissen legte, dankte sie Gott, daß Er ihr in der Fremde gleich eine Freundin zugeführt habe; denn trotz ihrer offenbaren Neigung zum Spott flößte jene ihr Vertrauen und Zuneigung ein. Als man sich am nächsten Morgen zum Frühstück versammelte, eilte sie gleich auf Veronika zu, um sie herzlich zu begrüßen, blieb aber ganz betreten stehn, als die andere ihr einen spöttischen Knicks machte und mit einem höflichen: „bon jour, Mademoiselle!" auf die andere Seite schritt. Gertrud fühlte sich tief verletzt — hatte sie sich in der Aufrichtigkeit ihrer neuen Bekannten so schwer getäuscht? Aber Veronika blinzelte ihr über den Tisch so listig und bedeutsam zu, daß ihr deren Meinung endlich klar wurde: dies war nur die Ausführung des Vertrages, sich bei Tage zu meiden, um nicht in die Versuchung zu kommen, deutsch zu sprechen.

Nach eingenommenem Frühstück, welches weder sehr reichlich, noch sehr gut war, aber durch Madame Duclairs nimmer endende Unterhaltung gewürzt wurde, zerstreuten sich alle, denn jede der anwesenden Damen verfolgte ihre besonderen Ziele. Gertrud wendete sich an die Frau vom Hause und bat sie um ihren Rat, auf welche Weise sie ihren Zweck, die französische Sprache möglichst schnell zu erlernen, am besten erreichen könne. Madame Duclair erwiderte ihr mit großer Beredsamkeit, daß sie vor allem die reichen Hilfsmittel des Hauses benutzen möge. „Sie werden es schon bemerkt haben, Mademoiselle, daß ich stets bemüht bin, meinen Gästen eine angeregte Unterhaltung darzubieten, denn nichts ist lehrreicher, als die gebildete Konversation einer

tauchte in Palästina oder Ägypten auf, seitdem ist er völlig verschollen. Ich mag die arme Mutter nicht noch einmal mit trügerischer Hoffnung täuschen."

„So lassen Sie Herrn v. Berneck fahren und hören Sie meinen Plan. Sie müssen endlich Paris kennen lernen, Gertrud; Sie sind schon zehn Tage hier und haben noch nichts, als dieses stille Auteuil und ein Stückchen Bois de Boulogne gesehen. Morgen ist Sonntag, da steht die Tretmühle der täglichen Pflicht einmal still; ich habe daher mit meinem Vetter verabredet, daß er vormittags herkommt, um uns abzuholen, damit wir einen Streifzug durch die Weltstadt machen."

„Wie gut das von Ihnen ist!" versetzte Gertrud erfreut. „Aber schickt es sich auch für mich, mit einem fremden Herrn . . . ."

„O Kind," fiel Veronika ein, „kommen Sie mir nur nicht mit Ihren kleinstädtischen Anstandsbegriffen; die sind für Fremde, welche für sich selbst sorgen müssen, nicht am Platze. Hier schickt sich alles, wenn man sich nur anständig beträgt und jedes Aufsehen vermeidet. Wer fragt in diesem Ocean danach, in welchem Verhältnis Sie winziges Tröpfchen zu Ihrem Begleiter stehen? Ich verbürge mich außerdem für meinen Vetter; er ist ein braver Mann aus dem Mittelalter, mit höchst gediegenen Ansichten und ganz solider Häßlichkeit, ein Witwer mit zwei Kindern und einer Glatze auf dem Kopf, obenein führt er den poetischen Namen Schulz — mein Liebchen, was willst du noch mehr? Ist Ihnen das alles noch nicht ungefährlich genug?"

„Ich hätte so gern einmal einen deutschen Gottesdienst besucht," sagte Gertrud, „seit dem Frühjahr habe ich keinem beigewohnt."

„Auch das sollen Sie haben! Um zwei Uhr ist deutsche Predigt im Temple des Carmes-Billettes in der inneren Stadt; um die Zeit werden wir gerade da angekommen sein. Also seien Sie morgen früh reisefertig — gute Nacht!"

Vierzehntes Kapitel.

Ein Spaziergang durch Paris.

Gertrud konnte vor froher Erwartung kaum schlafen und war ernstlich erzürnt, als am andern Morgen das Frühstück sich weit über die gewöhnliche Stunde verspätete. Endlich erschien Madame Duclair, aber in welchem Aufzuge! Ihr helles Morgengewand war über und über mit Flecken besäet; ihr schwarzes Haar, das sonst in einen gewaltigen Chignon, in Puffen und Locken kunstreich geordnet war, hing ihr schlaff über den Rücken. „Pardonnez, mes dames," begann sie mit gewohnter Zungenfertigkeit, „ich habe Sie warten lassen, aber Sie ahnen nicht, wieviel Arbeit und Kummer ich heute schon hinter mir habe. Zuerst habe ich meinen Hühnerstall gereinigt — denn ich kann die lieben Tierchen unmöglich allein bezahlten Händen überlassen; Dienstboten haben zu wenig Verständnis für ihre zarteren Bedürfnisse und begreifen nicht, daß sie außer ihrem Futter auch Liebe und Zärtlichkeit brauchen, um freudig zu gedeihen. Dann ging ich an die Morgen-Toilette meiner Lieblinge, die, wie Sie wissen, meinem Herzen so nahe stehen wie Kinder. Pierrot, Jane, Tom Pouce, Jacquelin und Lord kamen mir alle froh entgegengesprungen, aber wo war Lady? ja, wo ist das geliebte Tier, das schönste Seidenspitzchen in ganz Paris? Es ist fort, geraubt, entführt — denn nimmer kann ich glauben, daß es mich freiwillig verlassen hat! Ich habe bereits mein ganzes Personal ausgeschickt, um Lady zu suchen; wird sie nicht gefunden, so werde ich den weiten Weg bis zum Jardin des Plantes nicht scheuen, in dessen Nähe in der Mittagsstunde ein Hundemarkt abgehalten wird. Vielleicht finde ich mein Herzblatt dort, ehe es in fremde, fühllose Hände übergeht! O, der Gedanke ist zu schrecklich!"

Die ganze Tischgesellschaft gab in mehr oder weniger lebhafter Weise ihre Teilnahme an dem drohenden Verluste kund, nur Mademoiselle Felicie flüsterte Gertrud zu: „Ich wollte, sie gingen alle sechs

denselben Weg, dann wäre ich wenigstens eine Plage meines Daseins los!“ Das deutsche Mädchen aber stellte im stillen ihre verwunderten Betrachtungen über den Pariser Sonntag an: Extra-Reinigung der Ställe, Hundemarkt — das klang nicht nach feierender Ruhe, wie sie es von der Heimat her gewohnt war. Sie fand diesen Eindruck bestätigt, als sie in die Straßen der eigentlichen Stadt kam, wo überall das volle Werktagsleben herrschte; alle Läden waren geöffnet, an vielen Bauten wurde gearbeitet wie am Wochentage.

„Giebt es denn hier keinen Ruhetag, kein kirchliches Bedürfnis?“ fragte sie ganz erstaunt ihre beiden Begleiter. „Bei uns schweigen doch die öffentlichen Geschäfte, und während der Stunden des Gottesdienstes herrscht Ruhe und Stille in den Straßen, man merkt es auf den ersten Blick, daß es Sonntag ist.“

„Am Nachmittage werden Sie es hier auch merken,“ sagte Herr Schulz; „da schließen sich die Läden, und alle Arbeiter stellen ihre Thätigkeit ein, freilich nicht, um in die Kirche zu gehen, sondern um die zahllosen Vergnügungsorte aufzusuchen, von denen es in und um Paris wimmelt.“

„Aber giebt es hier wirklich gar kein Christentum mehr?“ fragte Gertrud ganz erschrocken.

„Kennen Sie nicht die kleine Geschichte von dem Franzosen in London und dem Engländer in Paris?“ warf Veronika ein. „Der erste rief ganz erstaunt aus: welch eine merkwürdige Stadt! man findet hier zwanzig Religionen, aber nur eine Suppe! Der andere aber sagte: ein wunderliches Volk! es hat zwanzig verschiedene Suppen, aber gar keine Religion.“

„Ganz so schlimm ist es nicht,“ versetzte Herr Schulz, „es giebt auch hier viele fromme Christen, und die Kirchen sind meist recht gefüllt, aber dennoch ist es nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, der hineingeht, und fast nur Frauen. Die Männer sind überwiegend Freigeister und in der Kirche nur dann zu finden, wenn eine Musik-Aufführung, oder irgend ein interessantes Schauspiel ihnen einen Ohrenschmaus oder eine Augenweide verheißt.“

Am Pont d'Jéna bestieg unsere Gesellschaft eins der kleinen Dampfboote, die beständig die Seine auf- und abfliegen, und so, in behaglichster Ruhe sitzend, ließen sie die Wunderwerke der gewaltigen Stadt an sich vorüberziehen. Herr Schulz war ein vortrefflicher Erklärer; durch einen langjährigen Aufenthalt in Paris hatte er eine

genaue Kenntnis ihrer Bauwerke gewonnen, während eine tüchtige Bildung ihn in stand setzte, die geschichtlichen Erinnerungen ins rechte Licht zu stellen. Da war zuerst das Marsfeld, auf welchem zwei Jahre vorher der Palast für die Weltausstellung gestanden hatte. Hier hatte im Jahre 1790, am Jahrestage des Bastillensturms, das große Verbrüderungsfest stattgefunden, welches die Revolution beschließen sollte. Ganz Paris schwamm damals in Wonne und Begeisterung; Ruhe, Glück und Frieden schienen wiederhergestellt und für immer fest begründet — ach, für wie kurze Zeit!

Jetzt tauchte die goldene Kuppel des Invalidendomes auf, das ganze Häusermeer ringsum überragend; sie wölbt sich in majestätischer Höhe über dem Grabe des ersten Napoleon, das von den Invaliden der französischen Armee treu gehütet wird.

Dann wurde zur linken Hand die Place de la Concorde sichtbar, einer der merkwürdigsten Plätze der Stadt. Auf ihm hatte im Jahre 1793 die Guillotine ihr furchtbares Werk mit der Hinrichtung des unschuldigen Königs begonnen, und mehr als zweitausend Personen hatten in den nächsten zwei Jahren hier den gleichen Tod gefunden. Später wollte man an dieser Stelle einen Springbrunnen anlegen, um die schreckensvolle Erinnerung zu verdrängen, aber mit Recht machte Chateaubriand geltend, daß alles Wasser der Welt nicht hinreichen würde, um das hier vergossene Blut abzuwaschen. So entschloß man sich, den großen Obelisken von Luxor, ein Geschenk des Paschas von Ägypten an Louis Philipp, dort aufzurichten, und ernsthaft und nachdenklich schaut der uralte Stein, der über dreitausend Jahre lang vor dem großen Tempel des alten Theben gestanden hat, auf das tolle Treiben der leichtblütigen Pariser Bevölkerung herab, die sich äußerlich so freundlich, höflich und wohlanständig gebärdet, und in der doch ein Tiger schlummert, der, wenn er erwacht, die Welt durch Wildheit und Blutdurst in Schrecken setzt.

Jetzt erschienen herrliche, alte Bäume am Ufer, ein gewölbter Bogen bildete den Eingang in den Garten der Tuilerieen. Schöne Terrassen mit wundervoll gepflegten Blumenbeeten und großen, samtgrünen Rasenplätzen umgeben ihn; hinter dem Garten erhebt sich das alte, graue Tuilerieenschloß, dessen Bau vor dreihundert Jahren begonnen wurde, das seitdem aber viele Veränderungen erfahren hat. Die bourbonischen Könige liebten es nicht, hier dauernd zu wohnen; Ludwig XVI. residierte, wie seine Vorgänger, in Versailles, bis ihn im

August des Jahres 1789 die „Damen der Halle“ d. h. die Markt- und Fischweiber, nötigten, seinen Aufenthalt inmitten seines „getreuen Volkes von Paris“ zu nehmen. So blieb er mit seiner Familie in den Tuilerieen, bis drei Jahre später eben dies getreue Volk das Schloß stürmte und ein furchtbares Blutbad anrichtete, in welchem achthundert Mann der Schweizergarde ihren Tod fanden, während der König mit den Seinen in die Gefangenschaft des Temple wanderte. Auch in den Revolutionen von 1830 und 48 entbrannten um das alte Königsschloß die heftigsten Kämpfe.

Auf die Tuilerieen folgt der Palast des Louvre, jetzt ein großartiges Museum, voll herrlicher Kunstschätze, einst der Wohnsitz der Katharina v. Medicis und ihres Sohnes, des jungen Königs Karl IX. In diesem Palast fand am 19. August 1572 die Vermählung der Prinzessin Margarethe von Valois mit König Heinrich von Navarra statt; von hier aus erging fünf Tage später, in der Bartholomäusnacht, der Befehl, die Glocke der nahen Kirche St. Germain-l'Auxerrois zu läuten, welche das Signal zur Ermordung der Hugenotten gab. So ist der Boden in Paris auf jedem Schritt mit Blut getränkt, und die Erinnerung an Grausiges und Schreckliches drängt sich fortwährend in den Glanz und die Pracht der Gegenwart hinein.

Oberhalb des Louvre teilt sich die Seine in zwei Arme und bildet die Insel de la Cité, auf welcher die ältesten Baudenkmäler von Paris stehen. Da ist das Palais de Justice, ehemals der Sitz der französischen Könige, bis Heinrich der Zweite den Reichspalast seinem Parlament, d. h. dem obersten Gerichtshof des Landes, einräumte. Neben ihm steht die Conciergerie, das Untersuchungsgefängnis, hinter dessen düsteren Mauern einst die Königin Marie Antoinette, „la veuve Capet“, bis zu ihrer Enthauptung gefangen gehalten wurde. Das riesige Krankenhaus, Hotel Dieu genannt, und die uralte, weltberühmte Kirche Notre Dame schließen den Ring hervorragender Gebäude auf der Insel, die früher eine Menge enger, unheimlicher Gäßchen und Winkel enthielt, welche, trotz der Nähe des Justizpalastes, oft der Schauplatz blutiger Verbrechen und zugleich der Zufluchtsort der Übeltäter waren. Aber Kaiser Napoleon der Dritte hatte mit den alten, winkligen Straßen wunderbar aufzuräumen gewußt; mitten durch die ältesten Stadteile hatte er breite, luftige Straßen legen und alles, was diesen schnurgeraden Linien im Wege stand, rücksichtslos fortbrechen lassen, um seiner Haupt- und Residenzstadt gesunde Lungen, d. h. eine Menge von

Licht und Luft zu geben. So wurde in wunderbar kurzer Zeit ganz Paris von schönen Boulevards durchschnitten, welche mit breiten Asphalt-Trottoirs versehen und mit Bäumen bepflanzt sind und sich zu beiden Seiten in überraschender Schnelligkeit mit stattlichen Häusern, glänzenden Läden und Cafés bedeckt haben.

Das Dampfboot hatte die Insel beinahe umschifft und legte am Pont d'Arcole an, wo Gertrud mit ihren Gefährten daselbe verließ, um ihren Weg zu Fuß fortzusetzen. Am Hotel de Ville, dem alten Rathause der Stadt, an das sich auch eine Fülle historischer Erinnerungen knüpft, und das in seinen Empfangssälen an Pracht, Reichtum und Geschmack die kaiserlichen Schlösser übertrifft, ging es vorüber nach der nahen Rue des Billettes, wo unsere Wanderer in ein einfaches Kirchlein eintraten. Nach all den zahllosen, glänzenden Eindrücken, welche während der Fahrt auf Gertrud eingestürmt waren, thaten ihr die feierliche Ruhe und der schlichte, deutsche Gottesdienst doppelt wohl, und mit durstigen Zügen trank ihre Seele sich an der lebendigen Quelle des verkündigten Gotteswortes satt. In markigen Worten ermahnte der Geistliche seine Gemeinde, das irdische und das himmlische Vaterland treu im Herzen zu behalten und es, mitten in dem verführerischen Glanz der Weltstadt, unter ihren tausendfachen Versuchungen und Lastern, nie zu vergessen, daß sie evangelische Christen und Deutsche seien, also zwiefache Fremdlinge in diesem stolzen Babel, das alle Herrlichkeiten dieser Welt in sich vereine und die Seelen so selten an ihre ewige Bestimmung mahne.

Nach dem Gottesdienst führte ein Omnibus die Drei durch die glänzende Rue de Rivoli nach dem Palais Royal, welches ehemals das Eigentum und die Residenz der Familie Orleans war, jetzt aber seine Hauptbedeutung in einer Reihe glänzender Läden und Kaffeehäuser hat, welche den Garten rings umgeben und ein Paris im kleinen darstellen. In einem der zahlreichen Restaurants nahmen sie Platz, um sich durch Speise und Trank zu stärken und neue Kräfte für die weitere Wanderung zu sammeln. Welch ein geräuschvolles Leben flutete hier um sie her! Gertruds Kopf schwindelte bei der Menge der Menschen und Fuhrwerke, die sich in atemloser Hast vorüberdrängten; aber ihre Begleiter lachten und meinten, es käme noch besser.

Es dämmerte schon, als sie aufbrachen; überall entzündeten sich Tausende von Gasflammen, welche in unabsehbaren Linien die Straßen taghell erleuchteten; alle die zahllosen Läden erglänzten in strahlender

Helle und ließen ihre Herrlichkeiten noch deutlicher sehen, als bei Tage. Langsam schlenderte unsre kleine Gesellschaft an dem stattlichen Börsenpalast vorüber und betrat die alten Boulevards, in denen sich das lebhafteste Getriebe der Weltstadt entwickelt, wo die Pracht der Schaufenster, deren Schätze mit künstlerischem Geschick geordnet sind, die Augen blendet, während auf der Fahrstraße eine vier- bis sechsfache Wagenreihe dahinrollt, deren Gerassel unerträglich sein würde, wenn es nicht durch das Asphalt-Pflaster wohlthätig gedämpft würde. Jeden Augenblick wurde Gertruds Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gezogen; hier drängte sich ein Knabe an sie heran und zeigte ihr mit beweglicher Miene einen engen Käfig, der mit ängstlich flatternden Spatzen gefüllt war: „Nur zwei Sous das Stück, Madame! schenken Sie den armen Tieren die Freiheit!“ — dort standen sie unwillkürlich vor einem Tischchen still, hinter dem ein Mann in wunderlichem Aufputz seine Waren in endlos strömender Rede feilbot, oder vor einem Taschenspieler, der auf offner Straße die erstaunlichsten Kunststücke zum besten gab. Überall drängten sich die Leute in Massen um diese fliegenden Händler, diese wandernden Künstler, und doch herrschte ein merkwürdiger Anstand in dem Gewühl; alle Menschen sahen sauber und nett, die weibliche Hälfte durchgängig zierlich und geschmackvoll aus; sorgfältig wich einer dem andern aus, um ihn nicht zu stoßen, und wo er ihn auch nur am Ärmel streifte, ertönte alsbald ein entschuldigendes „Pardon.“ Und wie fein und elegant klang in den Ohren des deutschen Mädchens diese Sprache selbst aus dem Munde des Eckenstehers und des kleinsten Gamins; keiner Frage oder Antwort fehlte jemals das höfliche „s'il vous plait“, und bis in die untersten Volkskreise hinab hörte sie die Leute sich stets mit „Monsieur“ und „Madame“ anreden. Auch war unter all den Tausenden nicht ein einziger Betrunkener zu sehen.

Nachdem man auf den Boulevards des Capucines und des Italiens lange genug auf- und niedergewandelt war, forderte Herr Schulz seine Damen auf, vor einem der vielen Kaffeehäuser Platz zu nehmen. Ein Tisch wurde glücklich aufgefunden, irgend ein dienstfertiger Bursche, der plötzlich auftauchte, brachte für geringen Lohn ein paar Stühle herbei, und nach dem Gehen und Stehen war die Ruhe sehr erwünscht. Wie ein brausendes Meer wogten die Menschenmassen um sie her, ein immer wechselndes, immer fesselndes Bild. Einmal fühlte Gertrud ihren Arm leise berührt; sie sah niemand, aber neben ihr lag ein duftiges Sträußchen, das sie überrascht in die Hand nahm, um daran zu riechen. Gleich tauchte neben Herrn Schulz ein kleines Blumenmädchen auf; „deux sous, Monsieur, s'il vous plait, Madame a accepté les fleurs.“ Gertrud errötete, ihr Kavalier aber zahlte lachend seinen Tribut und lachte noch einen Strauß für Veronika dazu.

„Sie sind so still geworden, Gertrud,“ sagte ihre Gefährtin, „sind Sie müde?“

„Ach nein!“ erwiderte jene, „ich meine, hier könnte man sich nie satt sehen. Es kommt mir vor, als wäre das alles eine lustige Komödie, die mir zu Ehren aufgeführt wird, ein Feenmärchen, zu bunt und berauschend für die Wirklichkeit. Aber ich mußte eben daran denken, wie recht der Geistliche hatte, als er uns warnte, uns nicht von den Stricken dieser verführerischen Stadt umgarnen zu lassen. Ich kann mir denken, daß bei einem längeren Aufenthalt diese Fülle von Reichtum und Schönheit, von Leben und Heiterkeit die Seele mit ihren goldenen Netzen so gefangen nähme, daß sie Heimat und Himmel und alles vergäße, um ganz im Genuß zu schwelgen.“

„Wenn Sie länger hier lebten, mein Fräulein,“ nahm Herr Schulz das Wort, „so würden Sie bald erkennen, daß neben dem Glanz auch tiefe Schatten liegen, neben dem Reichtum eine Masse erschreckenden Elends. Wenn Sie einmal in früher Morgenstunde durch dieselben Straßen gingen, die Ihnen jetzt ein so heiter lächelndes Gesicht zeigen, so würden Sie Scharen von Weibern und Kindern treffen, welche mit spitzen Haken in den Kehrichthaufen wühlen, um alles herauszusuchen, was ihnen noch nützen kann. Und sie sind nicht wählerisch, diese Ärmsten, die auch jeden Tag satt werden möchten, gerade so gut wie der Kaiser selbst, oder der reiche Rothschild, und die doch nichts haben, um ihren Hunger zu stillen. In dieser glänzenden Millionenstadt sind täglich über hunderttausend Menschen dem Hungertode nah, und all diese kleinen Künste, die hier ringsum ausgeübt werden, und die so belustigend anzusehen sind, sind doch im Grunde nur ein harter Kampf um das tägliche Brot. Solche Einblicke sind sehr geeignet, uns zu ernüchtern . . .“

„Sehen Sie, Gertrud, da ist er wieder!“ fiel Veronika dem Sprechenden ins Wort.

„Wer — wo?“ fragte die andere schnell, indem sie der Richtung des weißenden Schirmes folgte.

„Herr v. Berneck — dort im Wagen!“

Eine lebhafte Röte übergoß Gertruds Gesicht, mit Mühe unterdrückte sie eine Neigung, aufzuspringen und dem Vorüberfahrenden ein Zeichen zu geben. „Nein, nein, das ist er nicht!“ sagte sie, tief aufatmend, „diesen Herrn kenne ich ganz genau. Es ist ein Dr. Lecomte, den ich in Spanien kennen lernte.“

Veronika schüttelte zweifelnd den Kopf. „Diesmal hätte ich all mein Hab' und Gut verwetten mögen, daß es wirklich Heinrich v. Berneck wäre!“

„Nein, verlassen Sie sich darauf, daß es ein Irrtum ist; ich dachte mir gleich, daß eine zufällige Ähnlichkeit Sie getäuscht hätte.“

„Jetzt wäre es gerade noch Zeit, ein Theater zu besuchen,“ sagte Herr Schulz, „haben Sie Lust dazu, meine Damen?“

Aber Gertrud dankte, sie fühlte sich ohnedies schon von allen empfangenen Eindrücken übermäßigt und sehnte sich nach Ruhe, um alles zu durchdenken. So rief ihr Begleiter einen Fiaker heran, der sie durch die Champs Elysées führte, diese reizenden Promenaden, die von regelmäßigen, breiten Alleen mit prächtigen Häusern durchschnitten werden. Hier sorgen Schaubuden, Gaukler, Puppentheater, Scheibenschießen und rauschende Konzerte für die Belustigung aller Stände bis tief in die Nacht hinein. Dann tauchte der große Triumphbogen auf, den der erste Napoleon sich selbst und seiner Armee errichtet hat, ein stattliches Thor, welches in Statuen und Reliefbildern die großen Siege des französischen Heeres unter seinen großen Führern feiert. Bald danach erreichten sie einen kleinen Bahnhof, auf dem die beiden Mädchen sich von ihrem liebenswürdigen Führer verabschiedeten, und von dem aus ein Eisenbahnzug sie schnell nach der Vorstadt Auteuil brachte.

Welche grundfalsche Vorstellung haben Sie mir von Ihrem Vetter gemacht, Veronika!“ sagte Gertrud vorwurfsvoll, „er ist so freundlich, so gut, so gründlich gebildet . . . . .“

„Habe ich ihm das alles denn abgestritten?“ unterbrach Veronika ihre Lobpreisung. „Aber trotz all Ihrer Begeisterung können Sie doch nicht leugnen, daß er eine Glatze hat und Schulz heißt, und daß beides sehr, sehr unpoetisch ist!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Familie Mangin.

Die Tage verflossen mit unglaublicher Schnelligkeit; die ganze Woche war dem Studium gewidmet, und mit Freude merkte Gertrud, daß sie die Sprache immer besser und leichter gebrauchen lernte und ihre Ausdrucksweise immer mehr der der Französinnen ähnlich wurde. Mademoiselle Felicie konnte ihren Eifer und ihre guten Anlagen nicht genug loben und prophezeite ihr, ihre Aussprache würde von der einer gebornen Pariserin bald nicht mehr zu unterscheiden sein. Der Sonntag brachte Erhebung und Erholung, zuerst den Besuch eines Gotteshauses, am liebsten eines evangelischen, doch ließen sich die Freundinnen auch mitunter durch die wundervolle Musik in eine katholische Kirche locken, in die Madeleine oder St. Roch, welche durch ihren herrlichen Kirchengesang besonders berühmt sind. Danach wanderten sie ins Louvre, und es war auch eine Art Andacht, mit der Gertrud durch das goldene Gitterthor und den schön gepflegten Vorgarten schritt und durch den hochgewölbten Thorbogen in die große Cour du Louvre eintrat, die ihr wie der Vorhof eines Tempels erschien. Alle Länder, alle Zeitalter haben ihre edelsten Kunstwerke an die französische Hauptstadt abgeben müssen, da stehen uralte Heiligtümer aus Assyrien, Kleinasien und Ägypten, herrliche Statuen aus der Blütezeit des alten Hellas, vor allem die unvergleichliche Venus von Melos und die graziöse Diana von Versailles, wahre Perlen der antiken Bildhauerkunst. Aber auch das Mittelalter und die neue Zeit sind aufs würdigste vertreten, Werke von Michel Angelo, Benvenuto Cellini, Canova und von vielen französischen Künstlern füllen eine Reihe von Sälen. Wie beneidete Gertrud Lisa um die Begleitung ihres Bruders Felix durch die Florentiner Gallerien! Sie wünschte ihn auch an ihre Seite, um sie sehen und verstehen zu lehren!

Steigt man die breite Steintreppe hinauf in das obere Stockwerk, so thut sich dem Auge die ganze Kunst der Malerei auf; da sind die alten Italiener, Tizian und Correggio, Rafael und Andrea del Sarto,

die Niederländer und Flamländer wie Rubens, Van Dyck und Rembrandt, Spanier und Deutsche vertreten, während man die französische Malkunst von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer höchsten Entwicklung verfolgen kann.

Der November war herangekommen; mit Schrecken sah Gertrud, daß ihre spanischen Ersparnisse reißend schnell abnahmen und ihr Beutel immer schwindsüchtiger wurde; sie mußte sich daher nach einem Erwerbe umsehen, wenn sie noch länger in Paris bleiben wollte. Dies aber wünschte sie sehnlich, denn so einsam sie sich auch oft fühlte und so schmerzlich sie ein wirkliches Familienleben entbehrte, so sah sie doch ein, daß sie hier viel für ihre Ausbildung thun könne. Eines Tages rief Madame Duclair sie in ihr Privatzimmer und teilte ihr mit einigen Umschweifen mit, daß sie ihr ein höchst vorteilhaftes Anerbieten zu machen habe und nur hoffe, Mademoiselle werde dasselbe nicht aus übertriebener Bedenklichkeit ablehnen. Sehr verwundert über die lange Vorrede, bat Gertrud um nähere Mitteilung und hörte darauf, daß Madame Mangin, eine Jugendfreundin, von der Madame Duclair allerdings durch spätere Verhältnisse ganz getrennt worden sei, sie gebeten habe, ihr eine feine, junge Dame, am liebsten eine Deutsche, zu empfehlen, welche ihre fast erwachsene Tochter viermal wöchentlich in die Cours encyclopédiques des Professor Remy führen und ihre häuslichen Arbeiten beaufsichtigen solle, wofür ihr ein sehr bedeutendes Honorar zugesichert wurde.

„Natürlich bin ich gern bereit dazu," erwiderte Gertrud hoch erfreut, „die Sache erscheint mir sehr leicht und einfach; was sollte mich daran hindern?"

„Ich fürchtete," versetzte Madame vorsichtig, „Mademoiselle könnte einen Anstoß an der gesellschaftlichen Stellung des Vaters der jungen Dame nehmen; er ist zwar ein sehr wohlhabender Mann, aber — mit Erlaubnis zu sagen — ein Schlächter!"

„Wenn er nur ein Ehrenmann von anständiger Gesinnung ist, so soll mir sein Gewerbe gewiß kein Anstoß sein," meinte Gertrud, „auch denke ich, daß ich weniger mit dem Vater, als mit der Tochter zu thun haben werde, welche ein Streben nach Bildung zu besitzen scheint."

„Gewiß, gewiß!" stimmte Madame Duclair lebhaft bei. „Die Eltern haben keinen höheren Wunsch, als den, ihre Tochter gut und fein zu erziehen; die Ausbildung im Kloster genügte ihnen nicht, daher soll das junge Mädchen noch einen höheren Schliff erhalten. Diese Vorlesungen sind eine ganz neue Einrichtung, und obgleich sie öffentlich sind, so besuchen doch selbst junge Damen aus der besten Gesellschaft dieselben; sie sind durchaus comme il faut."

Gertrud machte sich sogleich auf den Weg nach der endlosen Rue Lecourbe, wo sie nach einigem Suchen den Schlächterladen des Monsieur Mangin fand. Sie trat in eine Halle, so hoch und groß wie eine kleine Kirche, in der alles von Sauberkeit strahlte; die langen Marmortische, die Ständer von blitzblankem Messing, an denen die Wagschalen hingen, das plätschernde Wasser, das angenehme Frische verbreitete, die hohen Spiegel und die vielen Blattpflanzen — alles machte den angenehmsten Eindruck, und der Sinn für Zierlichkeit und Geschmack, den in Paris der kleinste Händler bei der Anordnung seiner Waren beweist, zeigte sich auch hier in der appetitlichsten Weise. Man wies die Eintretende, als sie nach Madame Mangin fragte, nach der Kasse, wo eine hübsch gekleidete Frau von ansprechendem Gesicht und rundlicher Fülle hinter dem Zahltisch saß. Die Besprechung führte schnell zum Ziele, denn beide gewannen bald Vertrauen zu einander. „Nun muß ich Sie gleich mit meiner kleinen Tochter bekannt machen," sagte Madame Mangin, „haben Sie die Güte, mir in unsere Wohnung zu folgen." Sie ging voran die Treppe hinauf und öffnete die Thür eines Zimmers, auf dessen Schwelle Gertrud überrascht stehen blieb, denn sie hatte solchen Glanz noch nicht gesehen und meinte, in den kaiserlichen Gemächern der Tuilerieen könne es nicht schöner sein als hier. Schwere, seidene Vorhänge an Fenstern und Thüren, schön geschnitzte Möbel mit Überzügen von veilchenblauer Seide, vergoldete Leuchter mit glitzernden Kristallbehang an Decke und Wänden, ein Marmorkamin mit einer kunstreichen „Pendule" darauf, schwellende Teppiche, die den ganzen Boden bedeckten, und über dem Sofa die großen Bilder des Kaisers und der Kaiserin — das alles gab der Eintretenden einen lebhaften Eindruck von dem soliden Reichtum des ehrenwerten Schlächtermeisters.

Madame Mangin bemerkte ihre Bewunderung mit wohlgefälligem Schmunzeln. „Dies Zimmer nennen wir den Salon de l'Impératrice," sagte sie, „darum ist er ganz in ihrer Farbe gehalten, und wir stellen immer eine Schale mit Veilchen darin auf, die sie so liebt. Sie müssen nämlich wissen, Mademoiselle, daß ich zu unserer erhabenen Herrscherin in einem gewissen Verhältnis stehe. Meine Eltern hatten sich, nachdem mein Vater sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, ein

hübsches Häuschen in Passy gekauft — da draußen an der Barrière, nicht weit von Auteuil. Uns gerade gegenüber lag die spanische Villa, in der die Gräfin von Montijo mit ihren beiden bildschönen Töchtern wohnte. Besonders die eine, Comtesse Eugénie, gefiel mir gar zu gut, und manchmal hat sie mir freundlich zugewinkt, wenn sie vorüberfuhr, und ich am Gartenpförtchen stand und ehrerbietig knickste. Auf einmal hieß es, sie sei mit dem Präsidenten der Republik verlobt, und seitdem trug sie immer Veilchen an sich, die Lieblingsblume der Napoleoniden. Ein Jahr darauf aber war der Präsident Kaiser geworden, und eines Tages fuhr meine geliebte Comtesse in einem goldenen Wagen, der mit acht schneeweißen Rossen bespannt war, und mit einem glänzenden Gefolge nach der Kathedrale von Notre Dame und vertauschte den Veilchenstrauß mit der Kaiserkrone, die so herrlich zu ihren schönen, stolzen Erscheinung paßte.

Nicht lange danach machte ich mit M. Mangin Hochzeit, und unser Kind wurde an demselben Tage geboren wie der kaiserliche Prinz. Wir haben es, nach der Kaiserin, Eugénie genannt — die Kleine ist unser Stolz und unsere Freude, und wir möchten alles thun, um sie reich, angesehen und glücklich zu machen. Sie will denn auch ein wenig hoch hinaus, die kleine Jenny; ich fürchte, sie wird nie Lust haben, als dame de comptoir im Laden zu sitzen, was ihre Mutter immer noch nicht lassen kann, obgleich sie es längst nicht mehr nötig hätte."

Der Eintritt von Fräulein Eugénie unterbrach den behaglichen Redestrom, dem Gertrud mit Vergnügen zuhörte. Mad. Mangin machte die beiden Mädchen miteinander bekannt. „Ist sie nicht allerliebst?" flüsterte sie dabei Gertrud zu, „sie könnte eine Prinzessin sein, so fein und niedlich ist sie — sie ist nicht umsonst an einem Tage mit dem kaiserlichen Prinzen geboren."

Die Tochter aber gefiel der jungen Lehrerin lange nicht so gut wie die Mutter, obgleich sie dieselbe an feinen Manieren zu übertreffen schien; sie bewegte sich, trotz ihrer Jugend, mit der Sicherheit einer Weltdame und musterte die Fremde mit etwas hochmütigem Blick, den diese fest und ruhig zurückgab. Die Kleine besaß alle Vorzüge einer echten Pariserin: einen reizenden Wuchs, einen Geschmack, der stets mit sicherem Takt das zu finden weiß, was für die betreffende Persönlichkeit paßt, anmutige Bewegungen, kleine Hände und Füße und ein paar lebhafte Augen, welche nicht träumerisch und selbstvergessen, sondern

sehr klar und bestimmt um sich blicken und ihren Vorteil stets zu erkennen wissen. Aber von der behäbigen Gutmütigkeit ihrer Mutter, welche mit sich und aller Welt zufrieden war, schien sie wenig geerbt zu haben.

Mit der folgenden Woche fing Gertruds neues Amt an, auf dessen Umfang sie selbst recht begierig war. Die erste Pflicht bestand darin, ihre Pflegebefohlene nicht aus den Augen zu lassen; denn ein französisches Mädchen aus guter Familie darf niemals ohne Begleitung auf der Straße, oder an irgend einem öffentlichen Ort gesehen werden. In dem geräumigen Saal des Monsieur Remy fanden sie eine Anzahl Schülerinnen sehr verschiedenen Alters und fast ebenso viele Begleiterinnen versammelt; der Professor begann seine Vorlesungen mit einer schwungvollen Rede, in welcher er auf die Notwendigkeit einer höheren Bildung des weiblichen Geschlechtes hinwies und einen Überblick über alles gab, was er den verehrungswürdigen Anwesenden vortragen wollte: Grammatik und Chemie, Mathematik und Zoologie, Geographie und Geschichte, Physik und Litteratur. Gertrud staunte über die Fülle von Kenntnissen, womit im Laufe eines Winters die jungen Köpfe angefüllt werden sollten, und bekam einen sehr hohen Begriff von der Vorbildung der Schülerinnen und der wunderbaren Methode des Lehrers; doch kühlte ihre Bewunderung sich sehr schnell ab. Die Vorträge waren sehr oberflächlich gehalten und eigentlich mehr für die begleitenden Erzieherinnen, als für die jungen Mädchen berechnet. Was der Professor vortrug, wurde nachgeschrieben und zu Hause auswendig gelernt, denn es wurde beim Beginn der nächsten Stunde abgefragt; doch lief der ganze Unterricht viel mehr auf bloßen Gedächtniskram hinaus, als auf ein gründliches Erfassen und Durchdenken des Gegenstandes. Zuerst gab sich Gertrud redliche Mühe, die großen Lücken, die sich in Jenny's Kenntnissen fanden, auszufüllen, aber sie stieß dabei auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie den Versuch aufgab. „Wozu soll ich mich so anstrengen?" fragte die kleine Dame unwillig, „ich will ja keine Gelehrte werden, oder Kinder unterrichten — alle Heiligen des Himmels mögen mich davor bewahren! Mein Vater ist reich, ich werde mich früh verheiraten und ein elegantes Haus machen; dazu braucht man keine Gelehrsamkeit, wohl aber Geschmack, Takt und Esprit. Das alles lernt man nicht in langweiligen Lehrstunden, das sind angeborne Talente!"

„Aber die Frau soll doch die Gefährtin ihres Gatten sein," wandte

Gertrud ein, „sie muß daher so viel gelernt haben, um seine Interessen zu verstehen."

„Ach, Mademoiselle," erwiderte Eugénie mit überlegenem Lächeln, „bei Ihnen in Deutschland mag es Sitte sein, daß Herren mit einer Dame über ihre Geschäfte sprechen, in Frankreich ist das anders! Da läßt ein Mann von Welt alle diese häßlichen Dinge in seinem Büreau oder Kontor zurück und ist in Gesellschaft nur der feine Kavalier, der eine leichte, witzige Unterhaltung führt."

„Aber Sie sind ja noch ein halbes Kind, Jenny, wozu wollen Sie schon ans Heiraten denken? Mit dem eignen Hause beginnt eine große Verantwortung, und die sorglosen Mädchenjahre sind doch so einzig schön, besonders wenn man so gütige Eltern hat, die nichts wollen, als ihren Liebling glücklich und zufrieden sehen."

„Das mag bei Ihnen zutreffen, Mademoiselle, bei uns ist es anders. Ein Mädchen ist bei uns durch hundert Schranken eingeengt, die Freiheit beginnt erst im eignen Hause. In zwei Jahren will ich verheiratet sein, und ich werde meinen Willen durchsetzen — verlassen Sie sich darauf!"

Mit solchen Anschauungen und Entschlüssen konnte der ernste, zartfühlende Sinn des deutschen Mädchens wenig übereinstimmen, und es wollte sich zwischen ihr und Jenny durchaus kein näheres Verhältnis bilden. Viel mehr konnte sie sich mit den Eltern befreunden, die zwar ganz weltlich und oberflächlich gesinnt waren, aber doch viel Herzensgüte und Tüchtigkeit besaßen. Madame Mangin ließ Gertrud nie nach Hause gehn, ohne sie zum Frühstück einzuladen; „ich weiß ja, wie es in solchen Pensionen hergeht," sagte sie mitleidig, „da giebt es kaum satt zu essen." Das konnte man in diesem Hause freilich thun, und es kam Gertrud manchmal vor, als ob sie an einer Hochzeitstafel säße, so auserlesen waren die Gerichte, so schön der Wein. Bei dieser Gelegenheit lernte sie auch Monsieur Mangin näher kennen; es gefiel ihr, daß er so stolz auf sein Gewerbe war und, trotz seines Reichtums, nichts weiter sein wollte, als ein großer Schlächter, und sie hörte ihm gern zu, wenn er von seinen Angelegenheiten erzählte.

„Warten Sie nur, Mademoiselle, bis Sie hier den Karneval erlebt haben," sagte er einmal, „eher wissen Sie gar nicht, was Lust und Leben in Paris heißt. Die drei Tage vom Sonntag bis zum Mardi gras sind das Großartigste, was man sehen kann, sie sind zugleich die Ehrentage für unser Schlächtergewerk. Denn die Hauptperson

in dieser Zeit ist der boeuf gras, der gewaltige Fastnachtsochse, der im Triumph durch die Straßen geführt wird. Vor ein paar Jahren hatte ich die Ehre, ihn zu liefern, und ein Pracht-Exemplar war es, wie noch keins durch Paris gewandelt war, zweitausend Pfund schwer, ein kernfetter Geselle, bei dessen Anblick einem das Herz im Leibe lachte. Natürlich kann ein so gewichtiger Herr nicht zu Fuß gehen, er fährt vierspännig wie ein echter Triumphator; eine Ehrengarde zu Pferde, in der prächtigen Uniform der Musketiere Ludwigs XV., macht den Anfang und Schluß des Zuges."

„Wo endet denn der Triumphzug dieses hohen Herrn?" fragte Gertrud.

„O, Mademoiselle, er endet noch lange nicht, erst muß er noch allen Würdenträgern des Staates und der Stadt seine Aufwartung machen. Zuletzt aber kommt der höchste Glanzpunkt des Festes: da zieht die ganze Prozession mit Tausenden von Schaulustigen in die Cour d'honneur der Tuilerieen ein, die nur an diesem einen Tage im Jahr dem Volke geöffnet ist. Auf dem großen Balkon des Marschallssaales erscheinen die Majestäten, umgeben von den Herren und Damen des Hofes, um die Huldigung des boeuf gras anzunehmen. Es war der stolzeste Augenblick des Lebens, als ich vor drei Jahren den allerhöchsten Herrschaften meine Rede hielt, und darauf der kaiserliche Prinz — er ist genau an demselben Tage geboren, wie meine kleine Jenny — die Treppe herabkam, um sich das ungeheure Tier in der Nähe zu besehen. Nie werde ich diese Stunde vergessen, in der ich in meinem Herzen dem Kaiser und seinem Sohne ewige Treue gelobte! Vive l'empereur et le prince Loulou!" rief Herr Mangin voll Begeisterung, indem er sein Glas erhob, um mit den Damen anzustoßen.

„Mir wäre an dem Tage die Freude am boeuf gras beinahe für alle Zeiten verdorben worden!" nahm Madame Mangin das Wort. „Denken Sie, Mademoiselle, daß die Bonne mit unserer kleinen Jenny auf die Straße gegangen war, um den Aufzug anzusehen. Nun kommt es vor, daß die Schlächtergesellen, welche die Musketiere vorstellen, infolge des reichlich gespendeten Weines in eine sehr heitere Stimmung geraten und ihre Pferde nicht mehr in der Gewalt haben. Ein paar von diesen Kleppern waren aus der Reihe gebrochen, mitten in die Menge hinein, wo gerade die Bonne mit meiner kleinen Jenny stand. Die thörichte Person rannte in sinnloser Angst davon, das Kind stürzte hin — noch ein Augenblick, dann hätte es unter den

Hufen gelegen! O ciel, mir schaudert noch die Haut, wenn ich daran denke! Da warf sich ein junger Mann dem wildgewordenen Pferde entgegen und schrie den Umstehenden zu, das Kind zu retten. So kam unser Liebling mit einer kleinen Wunde an der Stirn davon — und wie dankte ich dem jungen Herrn, den der Himmel zur Rettung meiner Jenny geschickt hatte!"

„Sie sprachen ihn also?" fragte Gertrud.

„Natürlich setzte ich Himmel und Erde in Bewegung, um ihn zu finden," erwiderte Monsieur Mangin großartig, „ich wollte mich dem Retter meiner Tochter doch gern erkenntlich zeigen. Er war ein feiner, junger Mann von gutem, altem Adel, aber obgleich er augenscheinlich arm war, so lehnte er doch jedes Geschenk, sogar jedes Darlehn, das ich ihm anbot, entschieden ab. Doch besuchte er uns ein paarmal, um sich von dem Wohlbefinden unserer kleinen Jenny zu überzeugen, und wir machten uns schon einen schönen Zukunftsplan zurecht, meine Frau und ich — er hätte uns als künftiger Schwiegersohn gefallen, dieser Herr v. Berneck."

„Berneck?" rief Gertrud in höchster Überraschung, „der Name ist mir bekannt — ist er ein Elsässer?"

„Wohl möglich, doch sprach er nicht gern von seiner Heimat, es schien da irgend ein Zerwürfnis mit seiner Familie vorzuliegen. Leider hat sein früher Tod alle unsere Pläne durchkreuzt."

„So ist er wirklich tot? wissen Sie es genau, Monsieur?" fragte das junge Mädchen dringend.

„Ja, ja, es ist leider kein Zweifel daran. Als er nach einiger Zeit ausblieb, erkundigte ich mich nach ihm — er studierte auf der Ecole de Médecine — und hörte von einem seiner Freunde, er sei verreist und unterwegs verschieden. Der Name Berneck war aus den Listen der Studierenden gelöscht."

In tiefen Gedanken ging Gertrud nach Hause; so war also wirklich alles Suchen nach dem Verlornen vergeblich! Sie schrieb sogleich an Lisa, um ihr die eben gehörte Geschichte zu erzählen; war auch die Bestätigung von Heinis Tode ein neuer Kummer, so lag doch ein kleiner Trost in der dankbaren Erinnerung, welche seine gütige Handlungsweise und seine hochherzige Gesinnung hinterlassen hatten.

Sechzehntes Kapitel.

Weihnachten und Neujahr.

„Sind Sie morgen frei, Gertrud?" fragte Veronika eines Abends in der zweiten Hälfte des Dezember, „dann lege ich Beschlag auf Sie."

„Ich stehe zu Diensten, was haben Sie vor?"

„Ich habe meinen kleinen Nichten versprochen, sie auf den Weihnachtsmarkt zu führen, fürchte aber, zwei lebhafte Kinder in dem Gewühl nicht beaufsichtigen zu können und hoffe auf Ihre Hilfe. Sie sehen, ich bin aufrichtig wie immer, sonst könnte ich Ihnen leicht einreden, es geschähe aus reiner Liebe für Sie, um Ihnen den ganzen großartigen Schwindel zu zeigen."

Gertrud lachte. „Wir wollen beide Fliegen mit einer Klappe schlagen; ich helfe Ihnen gern und sehe auch mit Vergnügen ein Stückchen Pariser Leben. Mich wundert nur, daß es hier einen Weihnachtsmarkt giebt, da doch in Frankreich Weihnachten kein frohes Kinder- und Bescherungsfest ist, wie bei uns."

„Nein, dazu haben diese windigen Franzosen nicht das Zeug; sie haben überhaupt wenig Sinn für häusliche Gemütlichkeit, und ihre Kinder sind schon in der Wiege kleine Herren und Damen. Aber geschenkt wird doch viel in dieser Zeit, besonders zu Neujahr, und der große Jahrmarkt sieht bunt und lustig genug aus."

Es war ein herbstlich milder Tag, wenn auch der Himmel dicht bewölkt war und es schon zu dämmern begann, als die beiden jungen Mädchen sich mit den Kindern auf den Weg machten. Die alten, ewig neuen Boulevards, von der Kirche St. Madeleine bis zum Bastillenplatz — der freilich längst keine Spur des alten, berüchtigten Staatsgefängnisses mehr trägt, sondern auf dem sich frei und kühn die Julisäule über dem Grabe der Freiheitskämpfer von 1830 erhebt —, die Boulevards waren mit einer wogenden Menschenmenge angefüllt. Längs

der breiten Trottoirs lief eine ununterbrochene Budenreihe hin, welche, glänzend und geschmackvoll aufgeputzt und mit Laternen und bunten Glaskugeln erhellt, einen bis ins Unendliche reichenden Bazar voll Licht und Flitter, voll Lärm und Aufregung darstellte. Dazu strahlte auf der andern Seite die Häuserreihe mit ihren prächtigen Läden und verführerischen Schaufenstern in der verschwenderischsten Beleuchtung, und wer einen großen Beutel hatte, der konnte rechts und links alle Herrlichkeiten der Welt einkaufen. Plötzlich flammte von der Spitze des turmhohen Gerüstes am Château d'Eau ein elektrisches Licht auf; das ganze Gewimmel der Tausende von Menschen, von hin- und herrollenden Wagen, war wie in Sonnenschein getaucht, die Pferde bäumten sich, wenn sie in das blendend weiße Lichtmeer eintraten, und die Gasflammen wurden matt und gelb, wie billiger Glasfluß neben echten Edelsteinen.

Die beiden kleinen Mädchen jauchzten vor Vergnügen über all die bunte Pracht, und ihre Begleiterinnen hatten Mühe, sie festzuhalten und nahe bei einander zu bleiben. Jetzt hatten sie auf dem Boulevard des Capucines ein palastähnliches Gebäude erreicht, dessen Fassade von zwölf Fenstern Breite und fünf Stockwerken Höhe mit reichem Bildhauerwerk und goldenen Balkonen verziert war und alle seine stattlichen Nachbarn an Größe und strahlender Beleuchtung noch übertraf. Eben hielt eine prächtige Karosse davor still, der Kutscher ganz in Pelz gehüllt, auf der großen, gepuderten Perücke ein dreieckiges Hütchen, die beiden Diener, die hintenauf standen, in ähnlicher Tracht. Auf dem Schlage prangte ein großes, gemaltes Wappen mit Krone und Hermelin, der Wagen war reich vergoldet und das Metall am Geschirr der Pferde echtes Silber. Eine elegant gekleidete Dame mit zwei reizenden Kindern stieg aus und verschwand im Hause. „Könnte das nicht die Kaiserin sein?“ fragte Gertrud neugierig, „der ganze Aufzug ist pomphaft genug dazu. Wen mag sie hier besuchen?“

„Nein, Sie kleine Unschuld,“ erwiderte Veronika mitleidig, „es ist nur irgendeine Herzogin des ancien régime, die hier in dem berühmten Spielwarenlager der Gebrüder Giroux ihre Einkäufe machen will.“

„O laß uns auch da hineingehen, Tante Broni,“ baten die Kleinen, „wir möchten all das herrliche Spielzeug so gern sehen.“

Veronika war dazu bereit, „aber ihr dürft nichts begehren, es ist alles nur zum Ansehen da; wir kleinen Leute machen unsere Einkäufe in den Buden.“

Das Magazin war des Ansehens wohl wert, und seine unzähligen Schätze konnten nicht nur Kinderaugen verblenden, war doch hier alles vereint, was sich die kühnste Phantasie nur ausmalen kann. Vor einer unabsehbaren Reihe von Puppen in allen Größen, in allen Trachten der Welt, in wahrhaft künstlerischer Ausstattung, stand eben die Herzogin mit ihren Kindern, welche eine Auswahl trafen. Da war unter hundert andern ein Polichinell von besonderer Schönheit; die Schellen und Glöckchen an seiner Kleidung waren von feinster Goldarbeit, das Tamburin in seiner Hand mit echten Perlen besetzt. Die Puppe sollte fünfhundert Franken kosten, was selbst einer Herzogin ein wenig hoch vorkam; man beeilte sich daher, ihr billigere Polichinells zu zeigen, die nur die Hälfte kosteten. Aber die Kinder fanden an keinem andern Gefallen; sie erklärten unter Thränen, nur diese Puppe haben und kein anderes Neujahrsgeschenk annehmen zu wollen, wenn ihnen dies versagt würde. So gab die zärtliche Mutter nach, der Hampelmann ward, mit vielen anderen Dingen, sorgfältig verpackt und von dem Diener in den Wagen getragen.

„Fünfhundert Franken für eine Puppe!“ dachte Gertrud kopfschüttelnd, und ihr fiel ein, was Herr Schulz von dem massenhaften Elend in Paris gesagt hatte. Wie viele hungernde Kinder hätten mit dem Preis einer einzigen Puppe gesättigt werden können! Der furchtbare Gegensatz zwischen verschwenderischem Reichtum und bitterster Armut drängte sich ihr schmerzlich auf, und als sie im Schatten eines vorspringenden Hauses eine Jammergestalt stehen sah, in dürftigster Kleidung, mit einem halbverhungerten Kinde auf dem Arm, die ihre Hand mit wortloser Bitte ausstreckte, da leerte sie ihr ganzes Geldtäschchen in dieselbe aus und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihre kleinen Einkäufe für die Geschwister daheim doch nur ein Überfluß gewesen wären, während es hier die brennendste Notdurft zu stillen galt. Sie kam ernst und still nach Hause, der äußere Glanz des Pariser Lebens konnte ihre Seele nicht mehr verblenden. Mit tiefem Heimweh dachte sie an die Ihren, an das fröhlich-geheimnisvolle Thun und Schaffen von Eltern und Kindern in dieser lieben Weihnachtszeit. Warum blieb sie noch länger in der Fremde? warum kehrte sie nicht in die einfachen, gesunden Verhältnisse ihrer Heimat zurück? Sie hatte viel erlebt und gelernt, ihre Kenntnisse, ihre Anschauungen hatten sich sehr erweitert; Schätze hatte sie freilich nicht gesammelt — obgleich Felix ihre Hilfe dankend abgelehnt hatte —, und gerade diese Rückkehr

mit leeren Händen widerstrebte ihrem Stolz. Nein, sie wollte die heiße Sehnsucht bekämpfen und noch länger ausharren; sie hatte einen guten Anfang gemacht und wollte fleißig fortarbeiten und tapfer entbehren, um nicht nur inneren, sondern auch sichtbaren Gewinn nach Hause mitzubringen.

Den Weihnachtsabend wollte sie mit Veronika und einigen anderen Deutschen aus der Pension gemeinsam auf heimische Weise feiern, und sie arbeitete spät und früh an kleinen Geschenken, um das Christbäumchen — es war freilich kein echter Tannenbaum, sondern nur eine kleine Cypresse, die in einem Blumentopf gezogen war — damit zu schmücken. Einige Näschereien nach der Sitte der Heimat hatte sie mit Mademoiselle Felicie's Hilfe gebacken, und sie freute sich wie ein Kind auf Veronikas Überraschung, wenn alle diese bescheidenen Festgaben ans Licht kommen würden. Aber am Vormittage kam jene zu ihr. „Was werden Sie sagen, Gertrud," begann sie ziemlich kleinlaut, „wenn ich Ihnen heute untreu werde?"

„O Broni, das werden Sie mir doch nicht anthun? Wie soll ich den heiligen Abend ertragen ohne Sie? mir ist ohnehin schon ganz melancholisch zu Mute."

„Schelten Sie mich nur tüchtig aus, Kleine, ich nehme alles geduldig auf mich. Aber sehen Sie, mein Vetter hat mich so dringend gebeten, ihm und seinen Kindern heute Gesellschaft zu leisten — ich weiß, daß ohne mein Zuthun die armen Würmer gar kein Vergnügen haben — und der arme Mann kein bißchen häusliches Behagen — sagen Sie selbst, ob ich da „nein" sagen konnte, trotz aller Schulz'schen Prosa?"

Sie versuchte zu lachen, aber die Thränen stürzten ihr dabei aus den Augen, so daß Gertrud die sonst so spottlustige Freundin ganz erstaunt ansah. Eine plötzliche Ahnung überkam sie, und sie drängte alle Selbstsucht zurück. „Gehen Sie in Gottes Namen, liebe Broni," sagte sie herzlich, „ich will Sie nicht halten; bereiten Sie den mutterlosen Kindern einen heiteren, deutschen Weihnachtsabend und seien Sie glücklich im traulichen Familienkreise — ich gönne es Ihnen von Herzen!"

Veronika küßte sie ungestüm und verließ, ohne ein weiteres Wort, das Zimmer.

Die kleine Bescherung, die Gertrud sich so liebevoll ausgedacht hatte, verlor durch die Abwesenheit der Freundin allen Reiz, denn die andern Damen standen ihr zu fern, und selbst Mademoiselle Félicie's Erstaunen über den deutschen Weihnachtsbaum und die niedlichen Überraschungen waren nur ein schwacher Ersatz. Als die Lichter verlöscht waren, machten sich alle auf, um sich nach der Kirche St. Roch zu begeben, wo Mitternachtsmesse mit herrlicher Musik stattfand. Wie Engelchöre erscholl der Gesang der hellen Kinderstimmen von oben herab, und wundervoll feierlich antwortete der Männerchor von unten her — ein ergreifendes Zwiegespräch zwischen Himmel und Erde darstellend. Hier kam eine wirkliche Feststimmung über Gertruds Seele, aber leider war schon der Rückweg sehr geeignet, diese Erhebung zu dämpfen. Die Straßen wimmelten von Menschen, von denen viele aus den Kirchen kamen; aber die guten Pariser schienen sich für diesen Aufwand von Frömmigkeit belohnen zu wollen, denn statt still und andächtig nach Hause zu gehen, zogen sie scharenweise in die Cafés und Restaurationen, um den sogenannten röveillon zu feiern, d. h. bis zum Morgen dort zu sitzen, zu trinken und zu singen und alle belebteren Stadtteile mit unerträglichem Lärm zu füllen.

Als Gertrud endlich zur Ruhe gegangen war, klopfte es an ihre Thür, und Veronika steckte den Kopf herein. „Darf ich?" fragte sie bittend, „ich muß noch mit Ihnen reden." Sie setzte sich auf den Rand der Bettstelle und schaute träumend in das flackernde Licht, das sie auf den Tisch gestellt hatte.

„Nun, wie ist Ihr Weihnachtsabend verlaufen?" fragte Gertrud, als die andere beharrlich schwieg.

„Ja wie?" erwiderte Veronika mit unterdrückter Erregung und seltsam glänzenden Augen. „Ich habe eine kolossale Dummheit begangen, ich habe meinen Kopf in ein Netz gesteckt und mich in seinen Maschen verfangen — ich habe meine Freiheit geopfert, meine Familie, mein Vaterland — ich habe gelobt, eine Pariserin zu werden, was mir doch in tiefster Seele zuwider ist . . . ."

„Großer Gott, Broni, sprechen Sie doch nicht so tolles Zeug! sonst muß ich denken, Sie sind unter die Verschwörer gegangen, oder reden irre. Sagen Sie doch kurz heraus — was ist geschehen?"

„O Gertrud, ich habe endlich „ja" gesagt — ich konnte wirklich nicht anders — verachten Sie mich nicht — ich habe mich verlobt!"

„Verlobt?! mit wem denn? doch nicht etwa gar — mit Herrn Schulz?"

„Mit wem denn sonst, Sie kleine Thörin? Glauben Sie, ich hätte einen andern überhaupt genommen?"

„Aber Broni, die Glatze — das Mittelalter — die fehlende Poesie!“ sagte Gertrud lächelnd.

„Stille, stille, Jungfer Bosheit!“ rief Veronika und drückte der Sprechenden die Hand auf den Mund, „wenn Sie noch ein einziges Wort davon sagen, dann glaube ich, Sie gönnten ihn mir nicht und möchten ihn für sich selbst haben! Leugnen Sie nur nicht, daß er Ihnen sehr gefiel!“

„Ganz ungemein! Ich halte ihn für einen Ehrenmann, der meiner Veronika wert ist!“ sagte Gertrud warm, indem sie die Freundin zärtlich umschlang. „Ich gratuliere Ihnen von Herzen, Gott segne Ihre Wahl und Ihr neues Leben!“

Sie plauderten noch lange fort; Veronika wollte unmittelbar nach dem Feste abreisen, um ihrer Mutter und den Geschwistern selbst die große Nachricht zu bringen und ihre Ausstattung möglichst schnell zu besorgen, denn ihr Bräutigam wünschte dringend, sie schon im März heimzuholen.

Der Gedanke, Veronika so bald zu verlieren, war für Gertrud ein großer Kummer, doch tröstete sie sich mit der reizenden Aussicht, künftig ein befreundetes Haus in der Nähe zu haben, und mit Freuden gab sie der andern das Versprechen, darin die Stelle einer Hausfreundin und Kindertante zu übernehmen. Aber Madame Duclairs Pension erschien ihr noch einmal so öde und freudlos, als Veronika abgereist war, und sie fühlte sich in der ungeheuren Stadt wie ein losgerissenes Blatt, das im Winde wirbelt.

So stieg aus dem Schoße der Zeit das Jahr 1870 herauf, scheinbar friedlich anzusehen, und doch voll verhängnisvoller Keime und Spannungen, welche nach wenigen Monaten zu ungeahnten Ereignissen und weltererschütternden Umwälzungen führen sollten. Aber am Frühstückstische der Madame Duclair ahnte noch niemand, was die Zukunft bringen würde; man wünschte sich heiter Glück zum neuen Jahr, und jeder hoffte davon das Beste für sich und die Seinen. Madame war heute besonders beredt und erging sich in wortreichen Schilderungen der Angriffe, welche der Neujahrstag einer Pariser Hausbesitzerin brächte. Jeder, der vor ihr Angesicht träte, streckte die Hand aus, um „les étrennes“ von ihr zu empfangen. Da sei der Briefträger und der Schuhputzer, der Milchmann und der Bäckerjunge, der Straßenfeger und der Lampenanzünder, da seien die verschiedenen Lieferanten des Hauses, der Schlächter und der Krämer, die Gemüsehändlerin und die

Fischfrau, die freilich viel zu vornehm seien, um sich in Person einzustellen, die aber ihre Laufburschen und Lehrlinge schicken, um mit den höflichsten Glückwünschen ihr Zwei- oder Fünffrankenstück in Empfang zu nehmen. „Mais que faire?“ seufzte die vielgeplagte Frau, „man kann es nicht anders machen, als alle anderen; es ist einmal Sitte — und die Sitte ist allmächtig! Macht doch heute kein Herr einen Besuch bei einer Dame seiner Bekanntschaft, ohne ihr ein Geschenk mitzubringen, wäre es auch nur eine Schachtel mit Bonbons.“

Auch Gertrud sollte heute eine Überraschung haben; ein Laufbursche brachte ihr eine zierliche Schachtel von Madame Mangin — nicht ohne seine étrennes dafür zu erwarten —, darin lag ein schöner Kleiderstoff und eine Menge Süßigkeiten nebst einem Briefchen, worin geschrieben stand, daß Madame und Monsieur für ihre ferneren Bemühungen dankten, da sie die Erziehung ihrer kleinen Jenny für abgeschlossen ansähen, und daß sie Mademoiselle herzlich bäten, die beifolgenden étrennes als Zeichen ihrer freundlichen Gesinnung anzunehmen. Das junge Mädchen starrte tief erschrocken die grausamen Zeilen an; sie hatte so bestimmt darauf gerechnet, ihr Amt bis zum Frühjahr zu versehen, wo die Vorlesungen ohnehin aufhörten. Was sollte sie anfangen, wenn diese Einnahmequelle plötzlich versiegte? Sie erschien mit so betrübtem Gesicht an der Mittagstafel, daß Madame Duclair sie teilnehmend nach ihrem Kummer fragte, doch schien dieselbe ihre Sorgen sehr leicht zu nehmen. „Aber Mademoiselle,“ sagte sie lächelnd, „glauben Sie denn nicht, daß es in dieser riesigen Stadt noch tausend andere Beschäftigungen giebt? Paris ist eine gütige Mutter, die für alle ihre Kinder sorgt! Wir haben eine Menge von Instituten, welche Stellen aller Art vermitteln; Sie werden sicher eine finden, die Ihnen zusagt.“

Diese Rede belebte Gertruds Mut, und sie ging früh am nächsten Morgen aus, um sich im Institut Protecteur zu melden, dem die Comtesse du Pelouz vorstand. Im Vorzimmer wimmelte es bereits von weiblichen Wesen aus allen Ständen, die zum Teil schon lange warteten; aber während Gertrud ihre Gesichter beobachtete und sich die und da in ein Gespräch einließ, mußte sie sich sagen, daß die meisten dieser Mädchen, unter denen sich viele Deutsche befanden, sicher mehr Täuschungen, als Erfolge erlebt und ihre anfänglichen Ansprüche allmählich immer tiefer herabgestimmt hätten. Als die Reihe endlich an sie kam und man sie in das Sprechzimmer rief, fand sie sich einer älteren Dame von wahrhaft vornehmer Haltung gegenüber, welche sich voll

gütiger Herablassung nach ihren Wünschen und Verhältnissen erkundigte und ihr die schönsten Versprechungen machte. Die ersten Tage waren voll Spannung und froher Hoffnung; es fehlte auch nicht an Anerbietungen: hier suchte ein Kaffeehaus eine dame du comptoir, dort ein Modengeschäft eine Verkäuferin; hier brauchte man eine gebildete Erzieherin, dort eine Bonne, welche zwar den Namen eines Fräuleins führen, aber daneben alle Geschäfte eines Dienstmädchens übernehmen sollte. Die Stellen mit guter Bezahlung waren meist derart, daß Gertrud sich sagen mußte, ihr Vater würde sie ungern in solcher Lage sehen und Lisa entrüstet die Hände zusammenschlagen; die höheren waren gewöhnlich äußerst kärglich besoldet, oder wurden nur au pair angeboten, d. h. man wollte für alle möglichen Dienste nur freies Leben im Hause gewähren.

In verschiedenen anderen Instituten, in denen Gertrud sich meldete, ging es ihr nicht besser, nur waren die Vorsteherinnen nicht immer von gleicher Würde und Feinheit des Benehmens wie die Frau Gräfin, und müde von dem täglichen, erfolglosen Umherlaufen, dem hoffnungslosen Warten, den vergeblich aufgewendeten Kosten, faßte sie den verzweifelten Entschluß, ungesäumt abzureisen, als sich ihr ganz unerwartet eine neue Aussicht eröffnete.

An der Mittagstafel erschien eines Tages eine neue Hausgenossin, eine junge Deutsche, welche ihren Platz neben Gertrud einnahm. Die beiden kamen bald in ein Gespräch, in welchem die Fremde erzählte, daß sie eine Stelle als Stütze der Hausfrau ausgefüllt habe, aber ganz glücklich sei, dieser Hölle entronnen zu sein. Gertrud erkundigte sich teilnehmend nach den näheren Umständen und hörte, daß die junge Dame im Hause eines Professors Lauret gewesen sei, eines sehr ehrenwerten Herrn, welcher junge Engländer in Pension habe und sehr gesuchten Unterricht erteile; es herrsche aber so wenig Ordnung im Hause, daß niemand es dort aushalten könne. Die Erzählung machte auf unsere junge Freundin einen Eindruck, den die Sprecherin sicher nicht erwartet hatte; Gertrud sah dieselbe für einen Fingerzeig an, der ihr aus der Not helfen könne, und beschloß, sofort Schritte zu thun, um sich die Nachfolge in jener Stellung zu sichern, deren Schwierigkeiten sie durch Ausdauer und guten Willen zu besiegen hoffte. Der nächste Morgen sah sie, trotz aller Abmahnungen ihrer Nachbarin, auf dem Wege zu Mad. Lauret, und wenige Tage später vertauschte sie die Pension Duclair mit ihrem neuen Bestimmungsort.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Märtyrerin der Pflicht.

„Mademoiselle," begann Madame Lauret in großartigem Ton, als Gertrud ihre Sachen in einem kleinen, notdürftig ausgestatteten Stübchen abgelegt hatte, „ehe ich Sie in Ihre Pflichten einführe, muß ich Sie mit dem Geiste bekannt machen, der in diesem Hause weht, und der — ich sage es mit Stolz — kein gewöhnlicher ist. Mein Gatte widmet alle seine Kräfte der Erziehung der höheren Stände, ich habe die Hebung des Volkes auf meine Fahne geschrieben. In den unteren Volksklassen, vornehmlich unter den Frauen, herrscht noch eine Finsternis, welche erschreckend ist; dahinein will ich mit der Fackel der Aufklärung leuchten, da will ich die oft mißbrauchten Begriffe der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in ihrer wahren Bedeutung verbreiten. Ich will diesen armen, umdüsterten Seelen zeigen, daß sie Menschen sind wie wir, mit denselben Rechten und Ansprüchen; ich will ihnen die besten Errungenschaften der Kunst und Wissenschaft zugänglich machen. Ich werde sie in das Louvre führen, um die Schönheit auf sie wirken zu lassen; ich werde mit ihnen hinausziehen in Feld und Wald, damit sie den Genius der Natur erkennen lernen. Ich will sie anweisen, ihre Kinder nach den Vorschriften der Gesundheitslehre zu behandeln, ihre Häuser zu Stätten des Behagens zu machen und ihre Männer zu beglücken. Diese Aufgaben sind gewaltig, aber das soll mich nicht abhalten, bis zu meinem letzten Atemzuge für meine große Sache einzustehen. — Sie werden es nur natürlich finden, Mademoiselle, daß ich daneben nicht noch Zeit für die kleinen Dinge des täglichen Lebens übrig behalte, deshalb habe ich mich nach einer Gehilfin umgesehen, welche mich von diesen untergeordneten Pflichten entlastet. Ich wähle gern eine Deutsche dazu, denn die jungen Mädchen in Deutschland werden zur Arbeit erzogen und lernen tüchtig zugreifen — und das ist sehr nötig, denn die Dienstboten sind hier leider grundschlecht und

wollen nie auf ihren Posten aushalten. Leider habe ich auch mit Ihren Landsmänninnen schon schlechte Erfahrungen gemacht, aber Ihre schlichte Erscheinung, welche jede kindische Eitelkeit ausschließt, flößt mir Vertrauen ein. Machen Sie sich dessen wert, Mademoiselle!

Und jetzt muß ich Sie verlassen, meine Pflichten rufen mich; machen Sie sich selbst im Hause bekannt und geben Sie wohl acht auf meinen Liebling. „Paul, mon petit oiseau," rief sie zärtlich, „komm her und sage dieser guten Dame guten Tag, sie wird dir bei deinen Arbeiten helfen. Adieu, Mademoiselle! Um zwölf Uhr muß etwas Frühstück für die Herren aufgesetzt werden, um sechs Uhr speisen wir; sorgen Sie dafür, daß alles zu rechter Zeit und in bestem Zustande auf den Tisch kommt!"

Damit rauschte Madame Lauret hinaus und ließ Gertrud ganz verblüfft stehen, denn eine solche Einführung in ein fremdes Haus und eine neue Stellung erschien ihr unglaublich. Aber sie wollte sich nicht irre machen lassen, sondern griff energisch zum Nächstliegenden, nämlich zur Beaufsichtigung der Arbeiten des kleinen Paul, der ein aufgeweckter Bursche von sieben oder acht Jahren war und ihr durch sein Geplauder manchen Einblick in die häuslichen Verhältnisse gab.

„Mama hat nie Zeit für uns," sagte er, „sie muß immer fremde Menschen glücklich machen. Ich wollte, wir wären auch Fremde, Papa und ich, vielleicht würde sie sich dann un petit peu um uns bekümmern. Es ist gar nicht hübsch bei uns, alles geht kunterbunt durcheinander, jede Woche kommt eine neue Köchin, und wenn Papa nicht hülfe, bekämen wir manchmal nichts zu essen. Glauben Sie, daß Papa sehr glücklich ist?" fragte er nachdenklich, „und werden Sie auch gleich wieder fortgehen, wie die früheren Damen?"

„Ich denke nicht, Paul; sei nur immer recht brav und fleißig, dann bleibe ich lange bei dir," erwiderte Gertrud, die ein tiefes Mitleid mit dem armen Jungen fühlte. Im Zimmer sah es wunderbar aus, es schien heute noch keine ordnende Hand gesehen zu haben. Das junge Mädchen rückte die verschobenen Stühle zurecht und stäubte die vernachlässigten Möbel ab, während sie Paul auf seine Fragen Antwort gab. „Fertig!" rief er endlich voll Entzücken, „merci, Mademoiselle, so schnell ist es noch nie gegangen! Adieu! jetzt gehe ich zu meinem Freunde!" Und ehe sie ihn aufhalten konnte, war er hinausgestürmt und ihren Blicken entschwunden. Ein paar Minuten stand Gertrud unschlüssig da; sie hoffte, es würde jemand kommen, um ihr Bescheid

(S. 157.)



Lauret, Professeur des belles lettres . . . . .

zu sagen, aber niemand ließ sich sehen. So entschloß sie sich, auf eigne Hand eine Entdeckungsreise durch das Haus zu machen, welches Laurets allein bewohnten. Das Erdgeschoß enthielt die Wohnstuben, der obere Stock die Schlafzimmer, in denen ein sehr junges Dienstmädchen mit lässiger Miene aufräumte; im Kellergeschoß lagen die Wirtschaftsräume. Wie hübsch und behaglich hätte alles sein können, wenn der ordnende Blick einer tüchtigen Hausfrau darüber gewaltet hätte! Aber es herrschte überall eine Unordnung und Unsauberkeit, welche ein deutsches Auge beleidigen mußten.

Endlich kam Gertrud in eine geräumige Küche, in deren hinterstem Winkel sie eine Gestalt zusammengekauert fand, die ächzend und wimmernd ihren Kopf in den Händen verbarg. „Wer sind Sie? was fehlt Ihnen?“ fragte das junge Mädchen erschrocken.

„Ich bin die Köchin,“ stöhnte die Gefragte, „ich bin sehr krank — ich glaube, ich habe den Typhus.“

„Was machen Sie denn noch hier? Sie müssen fort — in ein Krankenhaus!“

„Das habe ich schon lange gesagt, aber Madame läßt mich nicht fort — sie sagt, es sei alles Einbildung. Aber ich kann nicht weiter — der Kopf geht mit mir in die Runde wie ein Wagenrad.“

Gertrud war entsetzt; dieser Zwang, der gegen eine offenbar Schwerkranke ausgeübt wurde, erschien ihr unmenschlich, und wie stimmte er mit den humanen Bestrebungen der Frau Professorin zusammen? Sie schickte das Mädchen ins Bett und suchte ihr einige Erleichterungen zu verschaffen; dann machte sie sich selbst an die Vorbereitungen zum Frühstück, wozu ihr Jeannette mit hohler Stimme die nötigen Anweisungen gab. Während sie so beschäftigt war, wurde die Küchentür aufgerissen, ein kleiner Herr mit einer Löwenmähne trat eilig herein: „Wie steht es mit dem Frühstück?“ fragte er in scharfem Ton, „die Herren warten — — Pardon, Mademoiselle,“ unterbrach er sich selbst, als er Gertruds ansichtig wurde, „ich ahnte nicht — erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Lauret, Professeur des belles lettres.“

Das junge Mädchen erwiderte seine Verbeugung, „Ich bin die neue Stütze, Gertrud Stein,“ versetzte sie, indem sie mit Mühe ihr Lachen verbiß, denn diese Vorstellung am Herde kam ihr unendlich lächerlich vor.

„Ich bin entzückt, Mademoiselle, Sie hier zu unserem Besten thätig zu sehen,“ sagte der Professor; „meine Frau ist durch anderweitige

Pflichten in Anspruch genommen, und Dienstboten sind nie zur Pünktlichkeit zu erziehen. Wollen Sie mir gestatten, Ihnen behilflich zu sein?“

Gertrud dankte und bat ihn vorauszugehen, sie käme gleich nach. Da das Dienstmädchen sich nicht blicken ließ, ergriff sie selbst das Theebrett mit den Speisen und trug es die Treppe hinauf, in der Hoffnung, oben den Tisch gedeckt zu finden. Im Eszimmer, in dem es wenig einladend aussah, standen einige junge Herren in offenbarer Ungeduld umher; es waren die englischen Pensionäre, die wohl daheim an mehr Behaglichkeit gewöhnt gewesen sein mochten, denn sie machten sämtlich den Eindruck feiner, wohlerzogener Leute. Aber wie sah die Tafel aus! ein Tischtuch, das die Spuren langen Gebrauches in vielen Flecken und etlichen Löchern zeigte, halb zerbrochenes Geschirr, alles dürftig und unsauber, — keine Spur von der Nettigkeit, welche jede Französin an ihrer Person zeigt, sobald sie sich vor anderen sehen läßt, keine Ahnung des gediegenen Wohlstandes, der bei den Mangins herrschte, war hier zu bemerken. Verwirrt und verlegen nahm Gertrud an diesem Tische mit den Herren Platz, doch schienen die andern sich über diese Erscheinungen nicht mehr zu wundern. Der Professor sprach lebhaft und wie ein Buch, die Jünglinge antworteten einsilbig und meist in einem barbarischen Französisch, das der Hausherr unermüdlich verbesserte. Gertruds Aussprache fand mehr Gnade vor seinen Ohren; er bat sie nur zuweilen sehr höflich, diesen oder jenen Ausdruck zu ändern, was sie dankbar annahm. Sie merkte, sie könne hier noch viel lernen, — und lernen war ihre Losung, das Ziel, dem sie manches Opfer bringen wollte.

Einige Stunden später kam Madame Lauret nach Hause, erschöpft und müde zum Umsinken. Sie ließ sich auf einen Sessel fallen: „ein Glas Wein, Mademoiselle, ich vergehe!“ hauchte sie mit ersterbender Stimme. „O meine Nerven! die Aufgabe ist zu groß, sie erdrückt meinen zarten Körper — dazu der Unverstand, der Undank — ich erliege darunter.“

Gertrud empfand wirkliches Mitleid mit der Volksbeglückerin und eilte, ihr einige Stärkungsmittel zu holen. „Etwas Eau de Cologne! Baden Sie meine Stirn!“ seufzte die Dame weiter; „bitte, ziehen Sie meine Schuhe aus und holen Sie mir eine Decke, ich will versuchen, etwas zu ruhen. Schließen Sie die Thür, niemand soll mich in den nächsten Stunden stören.“

„Ich möchte mir erst einige Anweisungen für das Mittagessen ausbitten,“ sagte das junge Mädchen, „die Köchin ist zu krank, um etwas zu thun; ich habe sie zu Bett geschickt.“

„Die Köchin ist eine elende Komödiantin!“ rief Madame Lauret entrüstet, indem sie auf ihre Füße sprang und Gertrud aus zornsprühenden Augen anblitzte; „ihre Krankheit ist nichts, als elende Heuchelei, um mich zu ärgern! Ah, es ist zu viel, was mir aufgebürdet wird! Aber ich will mich nicht in diesen kleinlichen Jammer herabziehen lassen, verstehen Sie, Mademoiselle, ich will nicht! Befehlen Sie der Köchin, das Essen zu bereiten, oder ich lasse die Polizei holen! Ich gehe in mein Schlafzimmer — wenn das Diner fertig ist, so rufen Sie mich!“

Wieder rauschte sie hinaus und überließ es Gertruds eigner Schlauheit, sich aus dieser Schwierigkeit einen Ausweg zu suchen. Als diese ziemlich verzweifelt in die Küche kam, fand sie die Kranke zwischen Schüsseln und Töpfen herumhantierend; sie erklärte, heute wolle sie noch kochen, aber dann wäre es damit vorbei. Gertrud half ihr redlich, auch gelang es ihr, dem Tische ein etwas appetitlicheres Ansehen zu geben. Ängstlich schlich sie endlich zu Madame's Schlafzimmer hinauf und klopfte an die Thür. „Entrez!“ sagte eine ganz muntere Stimme, und zu ihrem Erstaunen fand sie die Dame vor dem Spiegel stehend und ihr Haar kräuselnd, während ein elegantes Gesellschaftskleid über dem Stuhl lag.

„Sie kommen gerade recht, um mir zu helfen,“ sagte Madame Lauret freundlich, „bitte, streifen Sie mir das Kleid über den Kopf, ohne meine Frisur zu beschädigen.“

„Ich freue mich, Sie wieder so wohl zu sehen,“ bemerkte Gertrud mit geheimem Ärger.

„Ja, der Geist hat wieder einmal den Körper besiegt!“ erwiderte die Dame in ihrem großartigen Ton. „Es ist eine meiner zahlreichen Pflichten, die jungen Leute, welche zu unserer Familie gehören, durch eine lebhafte Unterhaltung anzuregen und sie in alle Gebiete des geistigen Lebens einzuführen. Ich bin eine Märtyrerin meiner Pflicht, und dies Bewußtsein giebt mir wunderbare Kraft, allen Druck des täglichen Lebens abzuschütteln.“

In der That sah Gertrud mit Erstaunen zu, wie Madame Lauret gleich darauf im Salon erschien und die Herren begrüßte. Sie entwickelte dabei eine jugendlich graziöse Munterkeit, welche ihre Gehilfin ihr gar nicht

zugetraut hätte; sie führte eine sprühende Unterhaltung, eine echt französische causerie voll Witz und Laune, welche selbst die steifen, zugeknöpften Engländer zu einiger Lebhaftigkeit anregte. Die Französin erschien dem deutschen Mädchen wie ein unerklärliches Rätsel, so verschieden waren die Bestandteile, aus denen ihr Wesen sich zusammensetzte. Nach dem Mittagessen, welches lange ausgedehnt wurde, erklärte sie, einer Einladung folgen zu müssen: „Man muß sich frisch erhalten, Mademoiselle, und man muß auch einnehmen, wenn man fortwährend soviel geistige Münze ausgiebt — das ist auch eine Pflicht. Bitte, nehmen Sie sich Pauls an, der liebe Junge verwildert so leicht. Paul, mon petit oiseau, sei recht artig und mache der guten Dame keine Mühe. Mr. Cleveland und Mr. Brown, ich hoffe, Sie begleiten mich."

Der Aufbruch brachte eine unendliche Unruhe mit sich, ein Schicken und Laufen nach Mänteln und Shawls, welches alle Hausgenossen in Bewegung brachte; endlich zog die Gesellschaft ab. Gertrud atmete erleichtert auf; sie war längst zur Ruhe gegangen, als sie Thüren zuschlagen und durch die Wand die Stimme der Mätzrterin erschallen hörte, die lebhaft auf ihren Gatten einzureden schien. Erst nach Mitternacht trat Ruhe und Stille im Hause ein.

Dem ersten Tage folgten viele ähnliche; Gertrud fragte sich oft, warum diese Frau, die offenbar Geist und Gaben besaß, mit der Ausführung ihrer volksbeglückenden Pläne nicht im eignen Hause den Anfang mache, statt es den Händen immer wechselnder, oft ungetreuer Dienstboten zu überlassen und über der selbsterwählten Pflicht Mann, Kind und Pflegebefohlene grausam zu vernachlässigen. Sie selbst arbeitete vom Morgen bis zum Abend, um diesen Augiasstall zu reinigen und geordnetere Zustände herbeizuführen, und der Professor stand ihr ritterlich dabei zur Seite. Es gelang ihr auch, einige Erfolge zu erreichen; die Zimmer nahmen ein ordentlicheres Ansehen an, die Mahlzeiten erschienen in sauberer Form und zu gehöriger Zeit, Pauls Indianer-Gewohnheiten wurden einiger Regelmäßigkeit unterworfen, und durch das verwahrloste Haus wehte allmählich ein Hauch von Ordnung und Behagen, den seine Bewohner wohlthuend empfanden. Paul vergalt ihre Bemühungen um ihn, die schönen Geschichten, mit denen sie ihn zu fesseln suchte, mit einer stürmischen Zärtlichkeit, die ihr zwar oft etwas lästig, aber doch sehr rührend war; der Professor sprach ihr in stillen Augenblicken seinen tiefgefühlten Dank aus, und sein Gesicht verlor immer mehr den Ausdruck abgehetzter Sorge, den es früher

getragen hatte. Auch die Engländer bewiesen ihr freundliche Rücksicht, und der eine von ihnen, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, setzte sich abends oft zu ihr, um sein tiefes Heimweh und die Sehnsucht nach seiner einzigen Schwester in ihr teilnehmendes Ohr auszuschütten.

Nur Eine empfand die Veränderung ohne besondere Freude, und das war die Hausfrau, die es nicht vertragen konnte, daß man ohne sie so gut fertig wurde; es gehörte mit zu dem Märtyrertum ihrer Pflicht, daß ihr ganzes Haus unter ihrer großen Aufgabe litt, und statt es dem jungen Mädchen zu danken, machte sie ihr durch ungerechten Tadel und gesteigerte Ansprüche oft das Leben schwer. Manchmal hatte Gertrud Lust, ihr sofort den Rücken zu kehren und davonzugehen, aber der Gedanke an die Leiden der anderen, an Pauls vernachlässigte Kindheit, hielt sie fest, — und wohin hätte sie auch gehen sollen? Hier konnte sie etwas Gutes wirken und sich, ohne besondere Opfer, in der Sprache vervollkommnen, das mußte sie für alle Unbequemlichkeiten entschädigen.

Eines Tages entbot Madame Lauret Gertrud und die beiden dienstbaren Geister zu einer Besprechung vor ihr Angesicht. „Wir haben heute geehrte Gäste zum Diner," sagte sie feierlich, „und ich erwarte von Ihnen, daß jeder in besonderem Maße seine Pflicht thun wird." Sie erteilte dann eine Reihe von Befehlen, deren Klarheit und Umsicht Gertrud bewundern mußte — wieviel hätte diese Frau leisten können, wenn sie ihre Kräfte an der rechten Stelle verwendet hätte! „Auf ihre Schultern, Mademoiselle," fuhr jene fort, „lege ich die ganze Verantwortung für die pünktliche Ausführung meiner Absichten; sorgen Sie dafür, daß mein Haus Ehre einlegt. Ich werde Ihnen meine geheimsten Schlüssel übergeben; schonen Sie nichts, machen Sie die Tafel so hübsch und elegant wie möglich, ich setze volles Vertrauen in Ihren Geschmack."

Madame Lauret verstand es vortrefflich, die Menschen anzuspornen und deren Kräfte zu ihrem eigenen Besten zu verwenden. Gertrud arbeitete den ganzen Vormittag angestrengt, um alle Zimmer in den besten Zustand zu setzen und den Tisch aufs zierlichste zu decken. Die geheimen Schlüssel öffneten zwar keine Schatzkammern, keine Vorräte an Wäsche und feinem Geschirr, wie sie der Stolz einer deutschen Hausfrau sind, aber sie fand doch wenigstens das Nötigste, um alles nett und anständig zu machen. Als Madame Lauret nach Hause kam, war die Arbeit im

zugetraut hätte; sie führte eine sprühende Unterhaltung, eine echt französische causerie voll Witz und Laune, welche selbst die steifen, zugeknöpften Engländer zu einiger Lebhaftigkeit anregte. Die Französin erschien dem deutschen Mädchen wie ein unerklärliches Rätsel, so verschieden waren die Bestandteile, aus denen ihr Wesen sich zusammensetzte. Nach dem Mittagessen, welches lange ausgedehnt wurde, erklärte sie, einer Einladung folgen zu müssen: „Man muß sich frisch erhalten, Mademoiselle, und man muß auch einnehmen, wenn man fortwährend soviel geistige Münze ausgiebt — das ist auch eine Pflicht. Bitte, nehmen Sie sich Pauls an, der liebe Junge verwildert so leicht. Paul, mon petit oiseau, sei recht artig und mache der guten Dame keine Mühe. Mr. Cleveland und Mr. Brown, ich hoffe, Sie begleiten mich."

Der Aufbruch brachte eine unendliche Unruhe mit sich, ein Schicken und Laufen nach Mänteln und Shawls, welches alle Hausgenossen in Bewegung brachte; endlich zog die Gesellschaft ab. Gertrud atmete erleichtert auf; sie war längst zur Ruhe gegangen, als sie Thüren zuschlagen und durch die Wand die Stimme der Märtyrerin erschallen hörte, die lebhaft auf ihren Gatten einzureden schien. Erst nach Mitternacht trat Ruhe und Stille im Hause ein.

Dem ersten Tage folgten viele ähnliche; Gertrud fragte sich oft, warum diese Frau, die offenbar Geist und Gaben besaß, mit der Ausführung ihrer volksbeglückenden Pläne nicht im eignen Hause den Anfang mache, statt es den Händen immer wechselnder, oft ungetreuer Dienstboten zu überlassen und über der selbsterwählten Pflicht Mann, Kind und Pflegebefohlene grausam zu vernachlässigen. Sie selbst arbeitete vom Morgen bis zum Abend, um diesen Augiasstall zu reinigen und geordnetere Zustände herbeizuführen, und der Professor stand ihr ritterlich dabei zur Seite. Es gelang ihr auch, einige Erfolge zu erreichen; die Zimmer nahmen ein ordentlicheres Ansehen an, die Mahlzeiten erschienen in sauberer Form und zu gehöriger Zeit, Pauls Indianer-Gewohnheiten wurden einiger Regelmäßigkeit unterworfen, und durch das verwahrloste Haus wehte allmählich ein Hauch von Ordnung und Behagen, den seine Bewohner wohlthuend empfanden. Paul vergalt ihre Bemühungen um ihn, die schönen Geschichten, mit denen sie ihn zu fesseln suchte, mit einer stürmischen Zärtlichkeit, die ihr zwar oft etwas lästig, aber doch sehr rührend war; der Professor sprach ihr in stillen Augenblicken seinen tiefgefühlten Dank aus, und sein Gesicht verlor immer mehr den Ausdruck abgehetzter Sorge, den es früher

getragen hatte. Auch die Engländer bewiesen ihr freundliche Rücksicht, und der eine von ihnen, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, setzte sich abends oft zu ihr, um sein tiefes Heimweh und die Sehnsucht nach seiner einzigen Schwester in ihr teilnehmendes Ohr auszuschütten.

Nur Eine empfand die Veränderung ohne besondere Freude, und das war die Hausfrau, die es nicht vertragen konnte, daß man ohne sie so gut fertig wurde; es gehörte mit zu dem Märtyrertum ihrer Pflicht, daß ihr ganzes Haus unter ihrer großen Aufgabe litt, und statt es dem jungen Mädchen zu danken, machte sie ihr durch ungerechten Tadel und gesteigerte Ansprüche oft das Leben schwer. Manchmal hatte Gertrud Lust, ihr sofort den Rücken zu kehren und davonzugehen, aber der Gedanke an die Leiden der anderen, an Pauls vernachlässigte Kindheit, hielt sie fest, — und wohin hätte sie auch gehen sollen? Hier konnte sie etwas Gutes wirken und sich, ohne besondere Opfer, in der Sprache vervollkommnen, das mußte sie für alle Unbequemlichkeiten entschädigen.

Eines Tages entbot Madame Lauret Gertrud und die beiden dienstbaren Geister zu einer Besprechung vor ihr Angesicht. „Wir haben heute geehrte Gäste zum Diner," sagte sie feierlich, „und ich erwarte von Ihnen, daß jeder in besonderem Maße seine Pflicht thun wird." Sie erteilte dann eine Reihe von Befehlen, deren Klarheit und Umsicht Gertrud bewundern mußte — wieviel hätte diese Frau leisten können, wenn sie ihre Kräfte an der rechten Stelle verwendet hätte! „Auf ihre Schultern, Mademoiselle," fuhr jene fort, „lege ich die ganze Verantwortung für die pünktliche Ausführung meiner Absichten; sorgen Sie dafür, daß mein Haus Ehre einlegt. Ich werde Ihnen meine geheimsten Schlüssel übergeben; schonen Sie nichts, machen Sie die Tafel so hübsch und elegant wie möglich, ich setze volles Vertrauen in Ihren Geschmack."

Madame Lauret verstand es vortrefflich, die Menschen anzuspornen und deren Kräfte zu ihrem eigenen Besten zu verwenden. Gertrud arbeitete den ganzen Vormittag angestrengt, um alle Zimmer in den besten Zustand zu setzen und den Tisch aufs zierlichste zu decken. Die geheimen Schlüssel öffneten zwar keine Schatzkammern, keine Vorräte an Wäsche und feinem Geschirr, wie sie der Stolz einer deutschen Hausfrau sind, aber sie fand doch wenigstens das Nötigste, um alles nett und anständig zu machen. Als Madame Lauret nach Hause kam, war die Arbeit im

wesentlichen vollendet, und einige huldvolle Worte des Lobes belohnten die Mühe der jungen Gehilfin. Die Dame legte selbst die letzte Hand an, verteilte einige mitgebrachte Blumen über die Tafel, schob im Salon die Sessel in ein gefälliges, ungezwungenes Durcheinander und gab mit wunderbarem Geschick dem Ganzen ein anmutendes Aussehen.

„Nun schnell an die Toilette, Mademoiselle," rief sie in bester Laune, „wir müssen uns heute besonders hübsch machen. Ich werde Ihnen selbst die Haare flechten — wir haben einen jungen Mann unter unsern Gästen, den ich Ihnen zum Tischnachbar bestimmt habe; dem sollen Sie gefallen!" Und ehe Gertrud sich sträuben konnte, hatte sie schon deren schwere Zöpfe aufgelöst und in eine neue, anmutige Form gebracht, die zu ihrer ganzen Erscheinung vortrefflich paßte.

Die Gäste erschienen; niemand konnte eine liebenswürdigere, gewandtere Wirtin machen, als Madame Lauret, deren geistvolles Geplauder jeden gleich in eine angenehme Stimmung versetzte. „Soll ich auftragen lassen?" flüsterte Gertrud ihr verstohlen zu, „ich denke, es ist alles versammelt."

„Ihr Kavalier fehlt noch, Mademoiselle, wir wollen noch ein paar Augenblicke auf ihn warten." Bald darauf that sich die Thür auf, der Erwartete erschien und entschuldigte sein Ausbleiben bei der Dame des Hauses; Gertrud wollte eilends entschlüpfen, um die letzten Anordnungen zu treffen, blieb aber auf der Schwelle wie gebannt stehen und schaute errötend und in höchster Überraschung auf den verspäteten Gast, mit dem Madame jetzt auf sie zutrat. „Monsieur Lecomte — Mademoiselle Stein . ." begann sie, aber schon hatte der junge Arzt beide Hände ausgestreckt. „Fräulein Gertrud!" rief er in freudigem Ton und in deutscher Sprache, „Sie hier? Aber warum haben Sie mich das nicht wissen lassen? Wir hatten es doch so verabredet, und ich habe mich längst gewundert, nichts von Ihnen zu hören!"

Die Stunden bei Tische waren die glücklichsten, die Gertrud in Paris verlebt hatte; die Unterhaltung zwischen ihr und ihrem Nachbar stockte keinen Augenblick. Sie mußte ihm alle ihre Erlebnisse erzählen und erwähnte auch die Mangins. „Die kenne ich auch!" sagte er lachend, „den ehrlichen, großsprecherischen Monsieur, welcher das Schlächtergewerk für die Hauptstütze des Kaiserthrones ansieht, und die brave, ewig lächelnde Frau, die es mit der ganzen Welt ebenso gut meint, wie mit sich selbst."

„Kennen Sie auch die kleine Jenny . . . .?"

„Die an demselben Tage geboren ist wie der kaiserliche Prinz? selbstverständlich auch die, obgleich sie vor drei Jahren noch ein winzig kleines Püppchen und obenein krank war."

„War es etwa zu der Zeit, als sie unter die Füße des boeuf gras geraten war?"

„Auch das hat Ihnen Monsieur Mangin erzählt?" fragte Lecomte, während eine leise Röte ihm bis in die Stirn hinaufstieg.

„Natürlich!" erwiderte Gertrud, „kannten Sie auch den Retter, Herrn v. Bernec?"

„Ein wenig, wir studierten zusammen auf der Ecole de Médecine."

„O, ich bitte Sie, erzählen Sie mir etwas von ihm; ich interessiere mich so lebhaft für den jungen Mann."

„Wie kommen Sie dazu, Fräulein Gertrud? — wenn die Frage nicht zu unbescheiden ist."

„Er war der Jugendfreund meiner Cousine, die oft von ihm gesprochen hat; es hat mich tief betrübt, von Monsieur Mangin zu hören, daß er gestorben ist."

„So ist er also wirklich tot, der arme Bursche?!" sagte der Arzt leichthin, „Friede seiner Asche! Ich weiß nicht viel von ihm, es war eine flüchtige Bekanntschaft."

„Wissen Sie, Don Enrico, daß ich Sie schon einmal in Paris gesehen habe?" fragte Gertrud, indem sie lächelnd zu ihrem Nachbar aufblickte. „Sie fuhren über den Boulevard des Italiens, während ich mit Bekannten vor einem Kaffeehause saß."

„Und Sie gaben mir kein Zeichen, Fräulein Gertrud? das war nicht freundschaftlich von Ihnen."

„Die Menschenmenge war zu groß, auch behauptete meine Freundin, Sie wären eben jener Herr v. Bernec; sie hätte Sie ganz genau erkannt."

„Ich glaube, es war eine gewisse Ähnlichkeit zwischen uns, die sogar zu Verwechselungen führte," erwiderte Lecomte gleichgültig. Der Gegenstand schien ihn nicht zu interessieren, denn er brach ab und fing von etwas anderem an. „Ich kann Ihnen eine große Neuigkeit mitteilen: Herr Römer wird in nächster Zeit seine Tochter zur Operation in unsere Augenheilanstalt bringen."

„Meine holde Dolores!" sagte Gertrud zärtlich, „wie oft habe ich mich nach ihr gesehnt! Wenn ich sie doch wiedersehen könnte!"

„Nichts leichter, als das! Sie brauchen nur nach Chartres heraberzukommen; es ist gar nicht weit von hier."

„Das wird kaum möglich sein," meinte das junge Mädchen seufzend, „es ist zu viel im Hause zu thun, Madame Lauret wird mich nicht fortlassen."

„Lassen Sie sich im Lande der Freiheit und Gleichheit nicht unter die Füße treten, Fräulein Gertrud; wer seine Arbeit thut, muß auch seine Erholung haben. Ich hatte freilich eine ganz andere Stellung für Sie im Sinn, die vortrefflich für Sie gepaßt hätte."

„Sie für mich? Darauf bin ich neugierig."

„Wir hatten in unserer Klinik eine junge Dame aus einer alten Hugenotten-Familie, die mit einer älteren Verwandten ganz allein auf einem einsamen Schlosse in der Nähe von Chartres lebt. Da ihre Augen einer längeren Schonung bedurften, so fahen sich die Damen nach einer Gefährtin um, die ihnen Gesellschaft leisten und vorlesen sollte. Für diesen Posten wären Sie wie geschaffen gewesen, Fräulein Gertrud; Sie hätten auch an der Einsamkeit und dem strengen, puritanischen Zuschnitt des Lebens keinen Anstoß genommen, denn die alte Dame ist trotz alledem eine höchst einnehmende, würdige Erscheinung und ihre Nichte ein liebenswürdiges Mädchen."

„Hören Sie auf, Don Enrico!" seufzte Gertrud, „Sie machen mich sonst mit meinem Lose unzufrieden. Jetzt bin ich hier gebunden und will ausharren, bis ich in die Heimat zurückkehre."

Die Tafel wurde aufgehoben, die Gäste blieben aber noch zusammen, um das lebhafte Gespräch fortzusetzen. Es berührte Gertrud angenehm, daß die Gesellschaft augenscheinlich mehr um der Unterhaltung, als um des Essens willen zusammengekommen war; die zwölf Gänge des Diners hätten einem norddeutschen Magen schwerlich genügt, da jeder nur klein und wenig sättigend war. Man giebt in Frankreich jedes Gericht einzeln, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch, eingemachte Früchte, jedes bildet einen Gang für sich; auch dem Wein wird nur mäßig zugesprochen.

Jemand warf die Frage auf, ob man nicht etwas Gemeinschaftliches unternehmen wolle, um den Rest des Abends auszufüllen; man schlug das eine oder das andere Theater vor, bis ein Herr erwähnte, daß heute nacht das große Eisfest der Majestäten im Bois de Boulogne stattfände. „Lassen Sie uns dorthin fahren und den Zauber ansehen; heute haben wir noch Eis und Schnee, über acht Tage blühen vielleicht

schon die Veilchen, und wir sitzen auf den Boulevards, um die schöne Frühlingsluft einzuatmen."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall; alle hüllten sich möglichst warm ein, denn das Thermometer stand schon seit acht Tagen mehrere Grad unter dem Gefrierpunkt. Auf der Seine, wie auf den verschiedenen Teichen des Tuilerieengartens hatte sich jung und alt schon mehrere Tage lang mit Schlittschuhlaufen belustigt, und man mußte sich wundern, daß es in Paris, welches eigentlich auf seinen milden Winter stolz ist, so viele Schlittschuhe gab und so viele Leute, die sich darauf zu bewegen verstanden. Auch die höchsten Herrschaften hatten auf dem Etang de Suresnes, weit hinten im Bois de Boulogne, dieses Vergnügen fleißig betrieben, und der kaiserliche Prinz hatte manchen Purzelbaum dabei geschossen, gerade wie andere Knaben seines Alters.

Als Madame Lauret mit ihren Gästen dort ankam, war das Fest in vollem Gange und bot einen feenhaften Anblick dar. Die spiegelglatte Eisfläche war mit schimmernden, fahnengeschmückten Zelten besetzt, zwischen denen sich eine glänzende, stahlbeschuhte Gesellschaft bewegte; endlose Fackelreihen, bunte Lampen, bengalische Flammen verbreiteten ein tageshelles Licht. Mit staunenden Blicken betrachtete Gertrud das blendende Schauspiel und ließ sich von Dr. Lecomte die hervorragendsten Personen zeigen. Da war die schöne Kaiserin selbst in schwarzem, zobelbesetztem Sammetpelz, auf dem Kopf ein rundes Hütchen mit wallender Straußfeder; ihr zur Seite die Fürstin Metternich in ihrer interessanten Häßlichkeit, in hochroten Atlas mit weißem Schwanenbesatz gehüllt, während hundert andere Damen und Herren in phantastischen Kostümen, oder in reiches Pelzwerk und goldschimmernde Uniformen gekleidet, das farbenprächtige, lebende Bild vervollständigten. Tausende von Zuschauern umgaben die abgesteckte Bahn, hie und da drängte sich wohl ein besonders gewandter Schlittschuhläufer, der nicht zu den Geladenen gehörte, keck zwischen die kaiserlichen Gäste.

„Könnte ich doch einmal den Kaiser sehen!" sagte Gertrud, „ist er nicht hier?"

In demselben Augenblick ertönte tausendfaches Geschrei: „vive l'empereur!" und in einem vierspännigen Schlitten von auserlesener Schönheit flog der Herrscher über den bunten Festplatz. Er sah bleich und ernst, fast düster aus und erwiderte die Grüße der Menge mit kaum merklichem Nicken. Erst um Mitternacht kehrte der Hof unter Musik und Fackelbegleitung zurück, und die Scharen der Neugierigen

folgten zu Fuße und zu Wagen — ein endloser Corso. Den Heimkehrenden wehte der Wind wunderbar mild um die Köpfe, und am nächsten Morgen trat Tauwetter ein, welches den Winterfreuden ein schnelles Ende machte.

Dr. Lecomte hatte sich sehr herzlich von Gertrud verabschiedet und ihr noch einmal das Versprechen abgenommen, Dolores in Chartres aufzusuchen. Er wollte von keiner Bedingung hören und versicherte sie ernsthaft, daß es ihre Pflicht sei, ihre junge Freundin in guter Stimmung zu erhalten, von der das Gelingen der Operation bedingt sei.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Ausflug in die Provinz.

Frühling in Paris! — Wer es nicht kennt, wer sich darunter nur ein unermeßliches Gewirr von himmelhohen Häusern, von Mauern und Pflastersteinen denkt, wer mit dem Begriff der wiedererwachenden Natur den eines schrankenlosen Schweifens durch Felder und Wälder verbindet, der mag wohl mitleidig lächeln über den Gedanken, daß man mitten in einer großen Stadt in Lenzesfreude schwelgen könnte. Aber wer in Paris gewesen ist, wer seine endlosen Platanen- und Kastanien-Alleen, seine herrlichen Parks und Gärten, seine köstlich gepflegten Schmuckplätze voll leuchtender Blumenbeete und sprudelnder Springbrunnen gesehen hat, der wird es begreifen, daß man den Zauber des wiederkehrenden Frühlings hier voll empfinden kann. Gertrud empfand ihn mit Wonne und begrüßte sein schnelles Kommen zu einer Zeit, wo daheim noch alles im Winterschlafe lag, oder die Keime des jungen Lebens plötzlich wieder mit Eis und Schnee bedeckt wurden, mit täglichem Entzücken. Mit wahrer Lust schaffte sie in dem kleinen Gärtchen am Hause und fand hierin ein neues Band der Gemeinschaft mit dem Professor, welchem bisher die ganze Arbeit allein zugefallen war, denn Madame sah zwar recht gern hübsche Blumen in ihren Zimmern, hatte aber nie Zeit, sich um ihr Werden und Wachsen zu bekümmern.

Wenn man durch die Champs Elysées oder den Tuileriengarten ging, sah man Hunderte von Menschen auf Stühlen unter den blühenden Kastanien, oder auf den Terrassen sitzen; man mietet diese Sitzplätze für wenige Sous, und es macht auf Fremde, welche diese Sitte noch nicht kennen, einen merkwürdigen Eindruck, mitten im lautesten Gewühl der Spaziergänger und der hin- und herrollenden Equipagen diese langen Reihen von müden „Flaneurs“ sitzen zu sehen, welche auf die bequemste Weise den lieben Nächsten beobachten und ihre witzigen oder boshaften Bemerkungen über die Vorübergehenden austauschen.

Aber wenn auch äußerlich die Pariser Gesellschaft denselben heiteren, sorglosen Eindruck machte, wie in jedem andern Frühling, so waren doch in dem des Jahres 1870 verborgene Mächte thätig, welche den friedlichen Lebensgenuß hart bedrohten. Schon seit dem Winter gärte es in verschiedenen Schichten der Bevölkerung; es herrschte viel Unzufriedenheit mit dem strengen Regiment des Kaisers, man verlangte mehr Freiheiten und eine regere Beteiligung des Volkes an der Arbeit der Gesetzgebung. Nicht allein in der Deputiertenkammer gab es heftige Reden und Kämpfe, auch der leicht erregbare Pöbel draußen nahm Partei für die Männer des Fortschrittes, und es hatte schon im Februar auf den Straßen unliebsame Zusammenrottungen gegeben, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Der Kaiser kam den Ansprüchen der Abgeordneten entgegen und bewilligte manche ihrer Forderungen, aber je mehr er gab, um so höher stieg die Begehrlichkeit; schon wurden hier und da Stimmen laut, welche erklärten, das Heil Frankreichs sei nur in der Republik zu finden, während andere flüsterten, es gäbe nur ein Mittel, um die Schreier am eignen Herde zu beschwichtigen, nämlich einen großen, siegreichen Krieg mit dem Auslande. Gab es doch französische Thoren genug, welche den ruhmreichen Sieg Preußens bei Königgrätz nicht verschmerzen konnten und das alberne Geschrei: „Revanche pour Sadowa“ immer wieder ertönen ließen. So entschloß sich Kaiser Napoleon III., sein Volk selbst zu fragen, ob es mit seiner Regierung und seinen Verbesserungen einverstanden sei, und berannte für den 8. Mai im ganzen Lande ein Plebiscit an, d. h. eine allgemeine Abstimmung, wodurch jeder selbständige Mann seine Zufriedenheit oder Mißbilligung durch ein Oui oder Non erklären sollte.

Aber an alle diese gärenden Bewegungen dachte Gertrud nicht, als sie an einem wundervollen Frühlingsmorgen im Mai dem Westbahnhof zufuhr, um ein paar Tage der Freiheit zu genießen. Sie fühlte sich unaussprechlich froh und glücklich; alles, was sie oft bedrückt hatte, die ewigen Dienstbotennöte, die Launen der Mad. Lauret, die Unarten des kleinen Paul, der tägliche Kampf mit den unholden Geistern der Regellosigkeit, der ihr manchmal wie eine hoffnungslose Danaidenarbeit erschienen war — alles versank hinter ihr: sie sollte für eine kleine Weile nicht die überbürdete Stütze einer untüchtigen Hausfrau, sondern ein freier Mensch sein, der sich des Zusammenseins mit anderen, wohlwollenden Menschen ungestört erfreuen durfte. Auf dem Bahnhof traf sie das Schulz'sche Ehepaar, mit dem sie herzliche

Begrüßungen wechselte. Veronika war vor einigen Wochen als junge Frau nach Paris zurückgekehrt und hatte sich mit Geschick und Würde in ihre neue Lebensstellung hineingefunden, und wenn auch Gertrud nur selten zu ihr gehen konnte, so war es ihr doch ein süßes Gefühl, in der Millionenstadt ein befreundetes Haus zu wissen, wo sie stets eines liebevollen Empfanges sicher war.

In fröhlichster Stimmung schritten die drei vom Bahnhofe zu Versailles dem Schlosse zu, dieser großartigen Schöpfung Ludwigs XIV., der eine Summe von vierhundert Millionen Franken auf die Anlage verwendet haben soll. Das riesige Gebäude hat einen Mittelbau und zwei vortretende Flügel; in der Mitte steht das Reiterstandbild des Königs, den die Franzosen so gern den Großen nennen, weil er die Macht und den Ruhm des Landes nach außen gewaltig vermehrte, der aber auch groß in allen Lastern des Tyrannen war und in seinem sündlichen Übermut sich selbst fast wie ein Gott erschien. In den endlosen Zimmerreihen der beiden Flügel des Schlosses, welche die Inschrift tragen: A toutes les gloires de la France, hat König Ludwig Philipp ein historisches Museum errichtet, eine stolze Verherrlichung französischer Thaten und großer, französischer Männer. Es würde viele Tage kosten, um alle diese Säle eingehend zu besichtigen, die neben vielen Meisterwerken auch manches Mittelmäßige enthalten, das nur um des Gegenstandes willen hier Aufnahme gefunden hat; deshalb waren unsere beiden Damen froh, an Herrn Schulz einen kundigen Führer zu haben, der sie auf die besten unter den Bildern und Statuen aufmerksam machte. Fast das größte Interesse erregen die zwölf Säle, welche die Heldenthaten des ersten Napoleon darstellen; selbst ein deutsches Herz, so wenig Grund es hat, diesen Mann zu verehren, kann doch bei den Bildern eines Horace Vernet und Félicien David nicht ganz kalt bleiben, denn es fühlt unwillkürlich die Begeisterung nach, mit der diese Soldaten ihrem großen Führer durch Not und Tod zum Siege folgten.

Aber die Maiensonne lockte zu unwiderstehlich ins Freie hinaus; bald verließ unsere kleine Gesellschaft das Schloß mit seiner Überfülle von Kunstwerken und pomphaft ausgestatteten Zimmern, um den Park zu durchwandern, der mit seiner stattlichen Terrasse und der weltberühmten Orangerie, mit seinen geraden Gängen und künstlich verschnittenen Taxushecken, der Menge der Marmorbilder und den geradlinigen Teichen ein getreues Bild der Gartenkunst des vorigen Jahrhunderts darbietet, da er in seinen Hauptteilen noch ganz so erhalten

ist, wie ihn der berühmteste Gartenkünstler jener Zeit, Le Nôtre, angelegt hat. Schöner wird, nach heutigem Geschmack, der Park freilich da, wo Bäume und Sträucher ihren Wuchs frei und ungekünstelt entfalten können, besonders in der Umgebung von Petit Trianon, einem einfachen, kleinen Schlößchen, das einst der Lieblingsaufenthalt der schönen, jungen Königin Marie Antoinette war, die hier noch ahnungslos an dem Abgrunde tändelte, welcher später sie und ihr ganzes Haus verschlingen sollte. — Am Nachmittage begannen die berühmten Wasserkünste von Versailles ihr entzückendes Spiel; alle Bassins füllten sich mit rauschenden Fluten und sprudelten turmhohe Strahlen aus — ein prachtvoller Anblick, der zwar nur kurze Zeit dauert, aber stets eine Menge Menschen aus Paris und der Umgegend herbeilockt.

Es war ein köstlicher Tag voll mannigfaltiger Eindrücke, den Gertrud mit dem befreundeten Ehepaar in Versailles verlebte, und froh und dankbar setzte sie gegen Abend ihren Weg nach Chartres fort, wo Herr Römer sie auf dem Bahnhofe empfing. Wie einst beim Abschied in Madrid, so empfand das junge Mädchen auch jetzt ein gerührtes Erstaunen über die Begrüßung, denn er schloß sie in seine Arme und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn.

„Ich freue mich, Ihr liebes Gesicht wiederzusehen, mein teures Kind," sagte der ernste Mann mit ungewöhnlicher Wärme, „wir alle haben Sie sehr vermißt!"

„Wie gütig von Ihnen!" erwiderte sie herzlich, „aber wo ist meine liebe Dolores?"

„Sie ist bereits in der Klinik und darf Sie heute nicht mehr sehen; ich führe Sie morgen zu ihr. Für diesen Abend müssen Sie mit mir vorlieb nehmen, Fräulein Stein, doch hoffe ich, Dr. Lecomte wird mir später helfen, Ihnen die Zeit zu vertreiben."

„O, um den Zeitvertreib ist mir gar nicht bange," versetzte Gertrud hastig, indem ihr das Blut in die Wangen stieg; „ich möchte unendlich viel von Ihnen hören. Wie befindet sich Doña Serafina? Was macht meine kleine, wilde Manuela? Wie sieht es in Villabermeja aus, und wie in Spanien im allgemeinen? Haben Sie schon einen König gefunden? Ich bekomme fast nie eine Zeitung zu sehen und weiß gar nicht mehr, wie es in der Welt zugeht."

„Um die letzte Ihrer zahlreichen Fragen zuerst zu beantworten," nahm Herr Römer in seiner gründlichen Weise das Wort, „so muß ich leider sagen, daß unser Thron noch immer leer steht, doch ist es

ein öffentliches Geheimnis, daß unsere Machthaber bereits einen Prinzen von edlem Geblüt gefunden haben, welcher alle unsere gerechten Ansprüche zu erfüllen verheißt. Er ist jung, von männlicher Schönheit, gehört der katholischen Kirche an, besitzt eine gründliche Bildung und ist durch seine Gattin und Schwester nahe mit dem portugiesischen Hofe verwandt, so daß man bei ihm ein lebhafteres Interesse für unsere Halbinsel voraussetzen darf."

„Und wer ist dieser Prinz, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Es ist der Erbprinz Leopold von Hohenzollern."

„Ah, ein Deutscher, ein naher Verwandter unseres Königshauses!" sagte Gertrud angenehm überrascht.

„Ein Verwandtschaftsgrad ist, dem Blute nach, kaum nachzuweisen, doch sind es immerhin verwandte Geschlechter. Sie wissen, mein Fräulein, daß die fränkische und die schwäbische Linie der Hohenzollern sich schon vor sechshundert Jahren voneinander trennten, daß die erstere, welche mit der Zeit protestantisch wurde, zuerst den Kurfürstenhut von Brandenburg erwarb und sich dann die preußische Königskrone aufsetzte, während die andere in Süddeutschland blieb und erst vor einigen Jahrzehnten auf ihre Herrschaft über die kleinen Fürstentümer Hechingen und Sigmaringen verzichtete. Aber das Hohenzollernblut verleugnet sich auch in diesem Geschlechte nicht, obgleich es weniger Macht besitzt, als das regierende; Tüchtigkeit, Pflichttreue, Bildung und ein hoher fürstlicher Sinn ist in allen seinen Gliedern zu finden, das hat schon der junge Fürst von Rumänien bewiesen, der ein Bruder unseres erwählten Königs ist."

„Welch ein Zeugnis!" sagte Gertrud voll stolzer Freude; „schon der Hohenzollernname enthält solche Bürgschaften! Doch lebe unser teures Königshaus! Unser lieber König Wilhelm und unser ritterlicher Kronprinz sind freilich recht dazu gemacht, sich die Liebe und Hochachtung der ganzen Welt zu erwerben!"

„Sie haben recht, mein liebes Fräulein," bestätigte Herr Römer, „und so wollen wir zu Gott hoffen, daß auch unsere Wahl eine glückliche sei, und ein neues, kraftvolles Königsgeschlecht auf unserem verwaisten Thron erblühen möge, dem Lande, in dem viele edle Keime schlummern, zu dauerndem Heil und Segen!"

Unter solchen Gesprächen war Gertrud am Arm ihres Begleiters durch die stillen Straßen der Stadt gewandelt. Welch ein Gegensatz gegen das lärmende, hastende Getriebe in Paris! Wo man die Leute

miteinander reden und verhandeln sah, da merkte man wohl an der Lebhaftigkeit in Sprache und Gebärden, daß man Franzosen vor sich hatte, aber im ganzen trug die Stadt ein Gepräge der Ehrbarkeit und Ruhe, welches sich von dem der Hauptstadt auffallend unterschied. Chartres ist nur von mäßiger Größe und eine der ältesten Städte Frankreichs; die roh aus Stein gehauenen, pausbäckigen Engel, welche wie treue Hüter über den meisten Hausthüren zu sehen sind, deuten in ihrer ungelenken Form auf eine ferne Vergangenheit. Aus dem Häuserknäuel aber steigt die mächtige Kathedrale auf, wie ein großer, genialer Mann, der an geistiger Bedeutung seine ganze Umgebung weit überragt; die Stadt macht den Eindruck, als säße sie dem wundervollen, gotischen Dom zu Füßen und schaute in andächtiger Bewunderung zu ihm empor. Gertrud war von dem Anblick entzückt; die feierliche Ruhe heimelte sie unbeschreiblich an, und unwillkürlich mußte sie denken, wie ganz anders sich ihr Leben hier gestaltet hätte, als in der bewegten Hauptstadt. Aber bald wehrte sie solche Gedanken entschlossen von sich ab; was konnte solch Grübeln und Bedauern ihr frommen? Sie wollte lieber glauben, daß Gottes Hand sie auf ihren Platz gestellt habe, und daß Er am besten wissen müsse, was ihr not thäte.

In einem Zimmer des sauberen Gasthauses saßen Herr Römer und sein junger Gast sich an einem Tische gegenüber beim Abendessen; er versorgte sie mit allen möglichen Leckerbissen, fragte mit wahrhaft väterlichem Interesse nach ihren Erlebnissen und Bestrebungen und drang in sie, ihm zu sagen, ob sie sich auch nicht allzusehr quälen oder einschränken müsse. Dann erzählte er ihr von allem, was sich seit ihrer Abreise in seinem Hause zugetragen und daß er sich nach langem Widerstreben entschlossen habe, Manuela zur Vollendung ihrer Erziehung in ein Kloster zu bringen. „Ich weiß genau," sagte er, „wie oberflächlich die Bildung ist, welche in dieser Art Erziehungsanstalten, sowohl in Spanien wie in Frankreich, den Zöglingen beigebracht wird, und dennoch sah ich keinen andern Ausweg für dies eigentümlich geartete Kind. Wären Sie bei uns geblieben, Fräulein Stein, so hätte Manuela aus Liebe zu Ihnen etwas lernen können, aber ohne diesen persönlichen Antrieb blieb alle Mühe vergeblich."

„Ich konnte nur so wenig thun," versetzte Gertrud in aufrichtiger Demut, „die Zeit war so kurz und ich so unerfahren."

„Dennoch haben Sie viel gewirkt, mein liebes Kind, am meisten durch Ihr Vorbild, durch die Treue, mit der Sie die übernommene Pflicht erfüllten, durch die Lauterkeit und Tüchtigkeit Ihres Charakters, die aus Ihrem einfachen, geraden Wesen, aus jedem Blick Ihrer klaren Augen sprach."

„O, Sie beschämen mich tief, Sie denken viel zu gut von mir," stammelte Gertrud errötend; „ist es mir doch nicht einmal gelungen, mir Doña Serafinas Wohlwollen zu erwerben."

„Das war nicht Ihre Schuld, sondern es lag an dem unlösbaren Gegensatz der Charaktere. Ich habe eine Weile ernstlich darüber nachgedacht, ob es für meine Kinder nicht besser wäre, mich von Doña Serafina zu trennen und Sie zurückzurufen, — aber ich konnte die Mutter meiner verstorbenen Frau nicht so kränken. So habe ich mich darein ergeben, daß Manuela eine echte Spanierin, mit allen Fehlern und Vorzügen einer solchen, sein wird, und will um so eifriger in meiner Doloresbe die Züge deutschen Wesens pflegen, die unter Ihrer Leitung erfreulich erstarkt sind."

Dr. Lecomte's Eintritt unterbrach diese vertraulichen Mitteilungen; die Unterhaltung wurde allgemeiner und begab sich bald auf das politische Gebiet, auf dem das junge Mädchen sich gern belehren ließ. Der Arzt erzählte von der eifrigen Thätigkeit, die alle Behörden und viele Privatpersonen entfalteten, um bei dem nahe bevorstehenden Plebiscit dem Kaiser eine überwältigende Mehrheit zu verschaffen. Man sagte den Leuten, mit „Nein" stimmen, hieße soviel wie Revolution, unabsehbares Elend und Plünderung; wer es daher mit sich selbst gut meine, wer da wünsche, daß auf dem Thron, wie in der bescheidensten Hütte der Sohn in Frieden auf den Vater folgen möge, der solle bei der Abstimmung einen Zettel mit „Ja" abgeben. „Infolgedessen," setzte der junge Mann lachend hinzu, „halten unsere Bauern das Plebiscit ganz einfach für den Sohn des Kaisers, und da sie alle nichts mehr wünschen, als ihre Äcker und Gärten auf ihre eignen Kinder zu vererben, so sind sie auch entschlossen, wie ein Mann für den Kaisersohn zu stimmen, um ihm das Erbe des Thrones zu sichern. Gott gebe, daß damit die Umtriebe, die uns schon lange beunruhigen, ihr Ende erreichen," schloß er ernsthafter; „man hat manchmal das Gefühl, als bebte der Boden unter unsern Füßen, als könnte plötzlich ein zerstörender Vulkan losbrechen."

Am nächsten Morgen führte Herr Römer seinen Gast zuerst in die Kathedrale, welche eines der herrlichen Meisterwerke gotischer Baukunst ist. Eine himmlische Ruhe und Majestät ist über das ganze Ge-

bäude ausgegossen; so hoch wölbt sich die Decke über den Häuptern der Gemeinde, daß man bis in den Himmel hinaufzuschauen glaubt und fast den Eindruck verliert, in einem Bau von Menschenhänden zu weilen. Die Kirche ist von so gewaltiger Ausdehnung, daß Gertrud es zuerst gar nicht merkte, daß ein Gottesdienst darin gehalten wurde; erst als sie weiter ging, sah sie in einem der Seitenschiffe eine Menge knieender Frauen und Kinder versammelt — Männer waren fast gar nicht darunter. Inmitten einer Fülle von Kränzen und Blumengewinden prangte auf dem Altar ein wunderbares Madonnenbild, ganz schwarz von Alter und gar nicht schön anzusehen, welches aber offenbar die größte Verehrung der Gläubigen genoß. Sie fragte flüsternd ein vertrocknetes Weiblein, das ein wenig abseits auf einem Stühlchen saß, was das bedeute. Die Frau sah sie erstaunt und mißtrauisch an und schlug ein Kreuz. „Ist Madame eine Heidin, daß sie das nicht weiß? Der Mai ist ja der mois de Marie, der „Unserer lieben Frau" ganz besonders geweiht ist; das Bild aber ist die berühmte vierge noire, das größte Kleinod unserer Stadt und Kirche. Von nah und fern kommen im Mai die Leute her, um sie anzubeten, und oft hat sie schon herrliche Wunder an Krüppeln und Kranken gewirkt. Wer hier täglich seine Andacht verrichtet, der kann einen großen Ablaß für viele Jahre empfangen."

Nächst der Kathedrale ist das hervorragendste Bauwerk der Stadt das große Hospital, von welchem die Augenheilanstalt nur einen Teil bildet. Dorthin wendeten jetzt die beiden ihre Schritte, denn es verlangte Gertrud sehnsüchtig danach, Dolores zu begrüßen. Ehe sie eintraten, blieb Herr Römer stehen und sagte ernst: „Ich brauche es Ihnen wohl nicht erst ans Herz zu legen, mein liebes Fräulein, daß bei diesem Wiedersehen die größte Ruhe dringend zu empfehlen ist. Wir müssen Dolores vor jeder Aufregung bewahren, um so mehr, als schon die Erwartung der Operation sehr auf ihre Nerven wirkt. Lassen Sie mich vorangehen und Sie anmelden."

In banger Erwartung blieb Gertrud vor der Thür stehen; als man sie hereinrief, trat ihr in dem verdunkelten Zimmer eine unendlich zarte, weiße Gestalt entgegen, die sich mit Zärtlichkeit an sie schmiegte und ihre schmale Wange an die ihrige drückte. „Doña Gerta!" flüsterte eine müde, weiche Stimme, „sind Sie endlich wieder bei mir? Ich habe mitunter gedacht, ich könnte nicht leben ohne Sie!"

Gertrud war tief ergriffen; es kam ihr vor, als wäre ihre holde, junge Freundin in den letzten Monaten noch viel durchsichtiger geworden, als wäre alle irdische Schwere schon von ihr abgestreift. Sie getraute sich nicht, ein Wort zu sagen, aus Furcht, in Thränen auszubrechen, sondern erwiderte die Liebkosungen der andern mit stummer Innigkeit und führte sie dabei zu einem Sofa in der Nähe des Fensters, auf dem sich beide niedersetzten. „Mein süßer Liebling!" sagte Gertrud endlich mit einer gewaltigen Anstrengung — denn sie fühlte die Blicke des Vaters forschend auf sich ruhen — „laß sehen, ob du noch ganz die alte bist."

Sie überflog mit ihrem Blick die unendlich schlanken Formen des Körpers, die zarten Linien des blassen Gesichtchens, in dem die Augen fast unnatürlich groß erschienen, und unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Willst du uns eine kleine Weile allein lassen, lieber Papa?" fragte Dolores mit sanfter Bitte, indem sie ihrem Vater liebevoll die Hand reichte; „es plaudert sich leichter zu zweien." Herr Römer verließ das Zimmer, und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als Dolores ihre Gefährtin fest umfing und ihren Mund nahe an deren Ohr brachte. „Ich muß dir ein Geheimnis anvertrauen, Gerta, dir allein," flüsterte sie. „Ich werde nicht mehr lange leben, diese Operation tötet mich."

„Nein, nein, du irrst, geliebtes Herz!" erwiderte Gertrud, trotz ihres Schreckens, mit großer Selbstbeherrschung; „du schrickst vor einem kurzen Schmerz zusammen, der dir doch ein neues, reicheres Leben auftun soll. Habe nur wenige Wochen Geduld, dann wird sich alles ganz anders gestalten, als du jetzt denkst."

Ein eigentümlich ernstes Lächeln spielte um die bleichen Lippen des jüngeren Mädchens. „Nein, Gerta, das ist es nicht; ich fürchte mich nicht so sehr vor dem Schmerz, aber ich fühle es ganz deutlich, daß Gott mich von hinnen ruft. Ich sträube mich auch nicht, seinem Ruf zu folgen — Er meint es ja so gut mit mir! Ich bete jetzt immer zu Ihm selbst oder zu dem lieben Heiland — die Heiligen mag ich gar nicht mehr anrufen, sie standen immer wie eine Mauer zwischen mir und meinem Gott. Jetzt kann ich wie ein Kind geradeswegs zu meinem himmlischen Vater gehen — o, ich habe Ihn so lieb, fast noch mehr als meinen geliebten Papa. Der Gedanke an diesen ist das einzig Traurige, sonst würde ich vollkommen glücklich sein in der Aus-

sicht, bald in den Himmel zu kommen. Aber was soll aus ihm werden, wenn er keine Tochter mehr hat?“

„Welch ein Gedanke, Dolores — — — er hat ja auch noch Manuela . . . . . .“

„Manuela wird sicher früh heiraten, wie es bei uns Sitte ist, und das Vaterhaus verlassen. O Gerta, nimm die einzige Last, die mich drückt, von meiner Seele; versprich mir, wenn ich gestorben bin, zu meinem Vater zurückzukehren und ihm sein einsames Leben zu erheitern!“ Sie hatte Gertruds Hände erfaßt und sah ihr flehend in die Augen.

„Mein Liebling,“ begann jene mit stockender Stimme, „wie kann ich dir solch ein Versprechen geben? Ich bin das Kind meiner Eltern und darf nicht so frei über mich verfügen — wie kann ich mich von Heimat und Elternhaus auf so lange Zeit trennen . . . .?“

„O Gerta, ich glaubte, du hättest uns lieb,“ unterbrach Dolores sie mit leiser Klage. „Ich hatte so fest darauf gerechnet, daß du die Bitte einer Sterbenden nicht abschlagen würdest! Denke nur, wie mein Tod meinen Vater betrüben wird . . . .“

„Aber du wirst nicht sterben, Dolores,“ versetzte Gertrud mit Entschiedenheit, „vielleicht hat dir Gott noch ein langes Leben an der Seite deines Vaters zugedacht. Kannst du ihm nicht vertrauen, Dolorita? Kann Er dir nicht helfen und alles zum besten lenken?“

„Ich vertraue Ihm!“ sagte Dolores mit sanfter Festigkeit, „unbedingt, im Leben und im Sterben! Aber ich meine, Er könnte dieses felsenfeste Vorgefühl nicht in meine Seele gelegt haben, wenn es nicht eine tiefe Bedeutung hätte. Ich will jetzt nicht weiter in dich dringen, Gerta; versprich mir nur, über meine Bitte nachzudenken und mir, ehe wir scheiden, eine Antwort zu geben. Willst du das?“

„Ich will es!“ erwiderte Gertrud und küßte das holde Gesicht, das sich mit so vertrauensvoller Bitte zu ihr wendete. Dann aber fing sie an, von anderen Dingen zu sprechen; sie erzählte von ihrem Leben, von Veronika, Madame Lauret, dem kleinen Paul; sie schilderte alle Herrlichkeiten von Paris in den glänzendsten Farben. Dolores hörte ihr mit träumerischer Aufmerksamkeit zu. „Das ist gewiß alles sehr schön — für andere Leute,“ sagte sie; „für mich ist es eine ferne, fremde Welt, mit der ich nichts gemein habe. Mein Weg führt in andere Regionen.“

Als Herr Römer zurückkehrte, fand er die beiden Mädchen in lebhafter, anscheinend harmloser Unterhaltung; er sah Dolores lächeln und war glücklich darüber. „Ich danke Ihnen, mein teures Fräulein,“ sagte er, als die Stunden des Zusammenseins vorüber waren und er mit Gertrud die Anstalt verließ, „Sie haben meinem lieben Kinde wohlgethan; ich sah es an dem heiteren Ausdruck ihrer Züge. Wie finden Sie Dolores?“

„Ein wenig schmal und blaß, und sehr ernst gestimmt,“ erwiderte Gertrud zögernd. „Sie kam mir immer vor wie ein Wesen aus einer höheren Welt, und sie ist es noch mehr geworden.“

„Ja, sie ist ein Engel, der mir zur Seite geht,“ erwiderte der ernste Mann mit zitternder Stimme. „Gott erhalte sie mir — sie ist mein größter Schatz!“

Gertrud sehnte sich unbeschreiblich nach einer ungestörten Unterredung mit Dr. Lecomte, um ihn über Dolores' Gesundheitszustand auszufragen, aber jener war sehr beschäftigt, und sie sah ihn nur in Herrn Römers Gegenwart, in der sie jede Hindeutung darauf vermied. Sie brachte täglich mehrere Stunden bei der Kranken zu, und ihre Gespräche nahmen gewöhnlich eine ernste Wendung, welcher Gertrud nicht aus dem Wege ging, da sie deutlich sah, daß das Gemüt der Freundin ganz von religiösen Gedanken erfüllt war. Ihr Urlaub war nur auf vier Tage berechnet, wovon der eine schon in Versailles verbracht war; sie wußte, wie ungern Madame Lauret sie entbehrte, und konnte sich nicht entschließen, ihre Abwesenheit zu verlängern. Um Dolores nicht zu sehr zu erregen, durfte sie keinen Abschied von ihr nehmen; Herr Römer wollte seiner Tochter die Scheidegrüße der Abreisenden bringen, während Dr. Lecomte sie auf den Bahnhof begleiten sollte. Gertrud fügte sich mit innerem Zwiespalt in diese Anordnung, die ihr fast wie ein Verrat gegen das Vertrauen des lieblichen Wesens erschien; dennoch empfand sie es wie eine Erleichterung, daß sie ihr die Antwort auf ihre Bitte nicht Auge in Auge aussprechen, sondern durch Lecomte übersenden durfte. „Sagen Sie ihr, daß ich ohne Wissen meiner Eltern nichts entscheiden darf, daß ich aber, wenn Herr Römer jemals einen solchen Wunsch ausspräche, meinerseits alles thun wolle, um denselben zu erfüllen. Aber ich bitte Sie, Don Enrico, geben Sie mir die feste Versicherung, daß Dolores' Ahnung unbegründet ist und gar keine Gefahr für ihr Leben vorliegt,“ fügte sie flehend hinzu.

„Sie glauben wohl selbst nicht, Fräulein Gertrud," erwiderte der junge Mann, „daß ich diese Frage rückhaltlos bejahen kann. Dolores ist eine unendlich zarte Pflanze, der erste Sturm kann sie knicken. Sie erinnert mich immer an ein anderes junges Mädchen, das ich einst behandelte und dem auch mit menschlicher Kunst nicht zu helfen war — an die Tochter eines arabischen Scheichs, der sie wie eine Blume des Paradieses betrachtete. Hätte ich das junge Geschöpf retten können, der Vater hätte mir in der Freude seines Herzens die Hälfte all seiner Kamele und sein liebstes Pferd geschenkt, — aber trotz aller meiner Mittel welkte sie hin und starb. Der verzweifelte Schmerz des Wüstensohnes über diesen Verlust wird mir stets eine unendlich traurige Erinnerung bleiben."

„Waren Sie im Morgenlande?" fragte Gertrud erstaunt, „davon haben Sie mir nie etwas erzählt."

„Ich verlebte ein Jahr dort, ehe ich nach Spanien kam; ich hatte gehofft, mir dort alle Schätze aus tausend und einer Nacht zu erwerben; da mir aber die Kur an der arabischen Fürstentochter nicht gelang, so kehrte ich arm wie eine Kirchenmaus ins Abendland zurück."

Ein Gedanke schoß durch Gertruds Kopf. „Trafen Sie einmal in der Wüste zwei Pilger?" fragte sie ohne Übergang, „einen jungen Abbate und einen alten Priester, den Sie heilten?"

„Wie kommen Sie darauf, Fräulein Gertrud . . .?"

„Gaben Sie dem Jüngeren einen Brief, den er in Rom besorgen sollte?" fragte sie dringend weiter.

„Aber ich bitte Sie, woher in aller Welt können Sie erfahren haben . . . ."

„Don Enrico, der Brief ist nie an seinen Bestimmungsort gelangt; der Abbate hat ihn verloren," sagte Gertrud feierlich.

Dr. Lecomte war ganz blaß geworden und biß sich heftig auf die Lippen. „Aber sagen Sie mir nur, was Sie von einer Sache wissen, von der ich nie ein Wort . . . . ."

Mit schrillem Pfeifen fuhr in diesem Augenblick der Zug von Le Mans in den Bahnhof ein; die Thüren des Wartesaals wurden geöffnet, die Reisenden eilten hinaus, um in wenigen Minuten ihre Plätze einzunehmen. Auch Gertrud hatte keine Zeit mehr, ihre Mitteilung zu vollenden, sie bat ihren Begleiter nur noch, ihr sofort Nachricht über den Ausfall der Operation zu geben — dann ging es fort. Ihre Seele war von den verschiedenartigsten Gedanken bestürmt;

auch die letzte Entdeckung gab ihr viel zu denken. So war es also doch nicht Heinrich v. Berneck gewesen, der in der Wüste mit dem jungen Prete zusammengetroffen war, wie sie, und mit ihr Lisa, Feliz und die trauernde Mutter vorschnell angenommen hatten! Jener war gestorben, ohne ein Zeichen von sich zu geben, und das Dunkel, das sein Grab verhüllte, schien völlig undurchdringlich.

Als Gertrud vor dem Laurel'schen Hause aus dem Fiaker stieg, kam Paul in wilden Sprüngen heraus und flog der Ankommenden mit solchem Ungestüm um den Hals, daß er sie fast zu Boden gerissen hätte. „Sind Sie endlich wieder da, Mademoiselle?" jubelte er, „Dieu merci! Es war auch nicht mehr auszuhalten! Alles ging verkehrt, niemand hatte Zeit für mich und meine Arbeiten, keine Mahlzeit war zur gehörigen Stunde fertig, Mama klagte immer über ihre Nerven, Papa mußte für alles sorgen — o, es war schrecklich! Nun lasse ich Sie auch nie, nie wieder fort!"

Der Professor und die jungen Engländer äußerten ihre Freude kaum weniger verständlich, wenn auch weniger laut; nur Madame kam ihrer treuen Stütze nicht entgegen, sondern blieb mit der Miene einer Sterbenden auf dem Sofa liegen und begrüßte sie nur mit einem müden Kopfnicken. „Sie finden mich unsagbar elend, Mademoiselle," flüsterte sie mit matter Stimme; „die Aufgabe, so lange ganz allein die volle Last zu tragen, ging über meine Kräfte. Nachdem Sie Freiheit und Erholung gründlich genossen haben, werde auch ich mir etwas Ruhe gönnen, um meine angegriffenen Nerven herzustellen; ich werde für einige Zeit aufs Land gehen. Bitte, lassen Sie meine Koffer herbringen; ich werde Ihnen sagen, was Sie einpacken sollen, denn ich selbst bin zu schwach dazu."

Hatte Madame Laurel schon widerwillig in die wenigen Urlaubstage gewilligt, so ließ sie jetzt das junge Mädchen erst recht dafür büßen; sie gönnte ihr in den nächsten Tagen kaum einen Augenblick der Ruhe und jagte sie unaufhörlich treppauf, treppab. Auch die Dienstboten wurden fortwährend von ihrer Arbeit abgerufen, der Professor ward ausgeschickt, um Einkäufe zu machen, die jungen Leute mußten Botengänge thun, oder beim Einpacken helfen — kurz, das ganze Haus wurde in atemlose Aufregung versetzt. Endlich schlug die Stunde der Erlösung, der letzte Koffer war zugeschlossen, die zahllosen Schachteln geschnürt, der Fiaker stand vor der Thür, und nach einer feierlichen Abschiedsrede, in welcher jeder aufs dringendste ermahnt

wurde, seine Pflicht zu thun, auch wenn das Auge der Herrin nicht über dem Ganzen wache, verließ Madame, von einigen Kavalieren begleitet, das Haus. Die Zurückbleibenden sahen einander mit einem Seufzer der Erleichterung an; Gertrud räumte die zahlreichen Spuren der Reisevorbereitungen fort und stellte die Ordnung her, und nach einer Weile breiteten sich Ruhe und Frieden über dem Hause aus, die niemand dankbarer empfand, als der beklagenswerte Gatte der Volksbeglückerin.

Neunzehntes Kapitel.

In Sonnenschein und Sturm.

So angenehme Wochen hatte das Laurel'sche Haus seit seinem zehnjährigen Bestehen noch nicht gekannt, wie die im Frühsommer 1870; so behaglich hatte sich noch niemand darin gefühlt, und noch nie hatte eine so vernünftige Ordnung und Regelmäßigkeit darin geherrscht wie jetzt. Alle seine Bewohner atmeten freier auf; wenn die Unterhaltung bei Tische weniger geistreich und sprühend war, so war sie dafür um so harmloser und heiterer, und der Professor hatte zu den französischen Leistungen seiner Hausgenossen noch nie so zufrieden gelächelt und ihre Fehler so nachsichtig übersehen wie in dieser goldenen Zeit. Auch draußen in der Welt schien eine glücklichere Stimmung zu herrschen, als seit langem; mit Stolz berichtete M. Lauret, der ein eifriger Bewunderer Napoleons III. war, daß das Plebiscit ein glänzendes Zeugnis für die Beliebtheit des Kaisers bei seinem Volke abgelegt habe; denn neben den sieben Millionen Oui käme die eine Million Non, die von Unzufriedenen und Hetzern abgegeben wäre, gar nicht in Betracht. Nun seien Ruhe und Frieden nach außen und innen für lange Zeit gesichert, und Frankreich könne ungestört seine große Aufgabe verfolgen, an der Spitze der Civilisation zu marschieren und ein leuchtendes Vorbild für die ganze gebildete Welt zu sein.

„Aber, Monsieur," wandte Gertrud ein, „wie erklärt es sich, daß diese Leuchte noch so viel Dunkelheit in sich selbst birgt? Madame klagt fortwährend über die unüberwindliche Unwissenheit der unteren Stände; was Dr. Lecomte von dem geistigen Zustande der Bauern und kleinen Leute in der Provinz erzählte, klang wahrlich nicht nach großer Aufklärung, da selbst Lesen und Schreiben in weiten Schichten seltene Errungenschaften sind, und von der mangelhaften Bildung des weiblichen Geschlechts, sogar in den höheren Ständen, habe ich selbst

einige auffallende Beispiele erlebt. Wäre es nicht gut, Frankreich besserte erst tüchtig an sich selbst, ehe es die andern Nationen zu belehren trachtete?“

Der Professor zuckte sehr überlegen die Achseln. „Ich will über einzelne Mängel nicht mit Ihnen streiten, Mademoiselle, — selbst die Sonne hat ihre dunklen Flecken, welche es doch nicht hindern, daß sie der leuchtende und belebende Mittelpunkt des Weltalls ist. Ich gebe zu, daß in einigen Teilen unseres Volkes noch mehr gelernt werden könnte, aber auch ohne Schulkenntnisse lebt in jedem Franzosen ein natürliches Gefühl für Größe und Freiheit, für Ruhm und Ehre, welches schon allein hinreicht, uns über alle unsere Nachbarn zu erheben. Wenn Sie die Annalen der Geschichte durchblättern, so werden Sie immer finden, daß Frankreich eine Hauptrolle in dem großen Drama der Weltentwicklung spielte, daß es im Rate der Völker stets den Ausschlag gab.“

„Mit einigen Ausnahmen,“ meinte Gertrud; aber der Professor achtete nicht darauf, sondern deklamierte mit großem Pathos:

„Kennt ihr das heil'ge Land, geschmückt vor andern Ländern
Von ew'ger Himmelshuld mit köstlichen Gewänden?
Wo Balsam haucht die Luft, wo fruchtbar das Gefild,
Wo durch der Erde Schoß die Flut des Segens quillt?
O Frankreich! dieser Laut dünkt jedem deiner Söhne,
Der in der Fremde weilt, der lieblichste der Töne.
Hier hofft man nicht umsonst, hier bringt ein Tag zurück,
Ein ein'ger Tag, was dir genaubt ein Jahr an Glück.
Mein Vaterland!“

(Tastu.)

Gertrud gab es auf, mit einem Franzosen über die Mängel Frankreichs zu streiten; auch war der Tag viel zu schön, um ihn mit zwecklosem Zank zu trüben. Der Professor hatte, „zu Ehren der jungen Dame, welche mit soviel Umsicht und Liebenswürdigkeit die abwesende Hausfrau vertrat“, mit allen seinen Hausgenossen einen Ausflug nach Fontainebleau unternommen, und eine höchst vergnügte Gesellschaft war es, welche den Eisenbahnwagen füllte, denn jeder hatte seine rosigste Laune mitgebracht. Gertrud, der einzigen Dame unter sechs Herren — den kleinen Paul eingeschlossen, der ihr wärmster Verehrer war —, wurden von allen Seiten die ritterlichsten Huldigungen dargebracht; man stritt sich um die Ehre, ihren Schirm oder ihr Tuch zu tragen,

und überhäufte sie mit schmeichelhaften Redensarten, die sie scherzend aufnahm oder neckend erwiderte. Sie kam sich selbst ganz verändert vor; die norddeutsche Schwerfälligkeit, die sie so oft als einen Druck empfunden hatte, schien von ihr abgefallen, und sie mußte sich im stillen fragen, was wohl die Ihren daheim dazu sagen würden, wenn sie sehen könnten, wie heiter und ungezwungen sie sich in dieser munteren Gesellschaft bewegte.

„Müssen wir das Schloß besehen?“ fragte einer der jungen Engländer in etwas kläglichem Ton, als sie sich dem Ziel der Fahrt näherten.

„Ach nein!“ rief ein zweiter, „Schlösser gleichen sich alle und sind allesamt langweilig; wir wollen lieber gleich in den Wald wandern.“

„Die Damen haben stets die Entscheidung,“ fiel Archie Howard, Gertruds besonderer Freund, ein, „Miß Gertrude wird uns ihre Wünsche sagen, und sie werden uns Befehle sein.“

„O bitte, Mademoiselle,“ rief Paul, indem er sie stürmisch umarmte, „lassen Sie uns keine Zeit mit diesem alten Kasten verlieren!“

„Aber wäre es nicht zu ungebildet,“ fragte Gertrud, „an einem der bedeutendsten geschichtlichen Denkmäler Frankreichs vorüberzugehen, ohne auch nur einen Blick auf seine erinnerungsreichen Räume zu werfen? Sollen wir uns nicht die Porte dorée ansehen, unter welcher der ritterliche Franz I. seinen gewaltigen Nebenbuhler und Besieger Karl V. empfing, nicht die Gemächer, in denen Papst Pius VII. gefangen saß, nicht den Hof, auf dem Napoleon von seiner Garde Abschied nahm, ehe er nach Elba ging? oder den Flügel, den die Königin Christine von Schweden, die abtrünnige Tochter des großen Glaubenshelden Gustav Adolf, bewohnte?“

„Welche staunenswerten Kenntnisse!“ riefen die jungen Leute. „Aber wenn Sie das alles schon auswendig wissen, wozu brauchen wir da noch erst hinzugehen, um uns dasselbe vom Kastellan vorsagen zu lassen? Sehen Sie nur, wie hell die Sonne scheint und wie frisch der Wald aussieht! Wenn wir einmal bei Regen und Sturm nach Fontainebleau kommen, wollen wir das Versäumte nachholen und Ihnen ganz gehorsam durch jeden Korridor des Schlosses folgen — aber heute . . . ?“

Gertrud sah sie alle der Reihe nach an und freute sich über die Macht, die sie in diesem Augenblicke ausübte. „Ich werde Sie beim Worte nehmen!“ sagte sie lächelnd, „aber heute wollen wir einmal

Barbaren sein und die Kultur links liegen lassen — wenn der Herr Professor nichts dagegen hat."

„Hurra! Victoria!" scholl es laut aus fünf jungen Kehlen, so daß der Professor, der in seiner Ecke ein wenig eingenickt war, ganz erschrocken auffuhr und mit einem Blicke um sich sah, der den bloßen Gedanken an Schlaf als eine Beleidigung von sich wies. Er war mit dem gefaßten Beschluß ganz einverstanden, und wohlgemut wanderte die Gesellschaft sogleich dem Walde zu, der sich in einem Umfang von zwanzig Stunden ausdehnt und seit Jahrhunderten das Jagdrevier der Beherrscher Frankreichs bildet. Nur zwei- oder dreimal im Jahr unterbricht lautes, lärmendes Getriebe die köstliche Stille dieser weiten Waldgründe; dann erschallen Jagdhörner, Flintenschüsse, das Geschrei der Treiber und das Gebell der Meute; dann jagt der Kaiser hier mit einem auserwählten Gefolge, und Scharen von Fasanen und Hasen, von Rehen und Damhirschen fallen unter dem mörderischen Blei. Aber wenn der Abend hereinbricht und seine versöhnenden Schatten ausbreitet, dann verstummt der Lärm, und am andern Morgen ist der Wald wieder so still und friedevoll, als wäre sein geheimnisvolles Rauschen, sein verborgenes Weben und Walten nie gestört worden.

Es wanderte sich köstlich im Schatten der Eichen und Buchen, die auf ein halbes Jahrtausend zurückblicken, und es ruht sich herrlich auf dem samtweichen Rasen, während über den Häuptern die Vögel ihr hundertstimmiges Konzert aufführten, Eichhörnchen und Kaninchen schüchtern über den Weg huschten, oder zutraulich näher kamen, um die hingeworfenen Brocken fortzustehlen. Und dann lichtete sich der Wald, und ein überraschendes Bild that sich den Blicken der Wanderer auf: Felsen auf Felsen getürmt, haushohe Granitblöcke wild durcheinandergeworfen, dazwischen tiefe Schluchten, mit dichtem Gestrüpp und düsteren Tannen bewachsen, oder glatte, kahle Felswände, über die ein plätschernder Bergwasser in die Tiefe stürzt, um unten einen kleinen, dunklen See zu bilden. Diese Gebirgslandschaft, die „Gorges de Franchard" genannt, wirkt um so romantischer und malerischer, als sie mitten in ein flaches Land voll Wiesen und Kornfelder hineingestellt ist; man könnte denken, der Schöpfer habe, als er den Jura und die Vogesen formte, alle Überreste von Berg und Gestein hier aufgehäuft und so ein kleines Wunderland geschaffen, das in dieser Eigenart kaum seinesgleichen hat.

„Sehen Sie die überhängende Felsplatte dort oben, Miß Gertrude?" fragte Archie Howard, „da müssen wir hinauf!"

„Unmöglich!" erwiderte sie kopfschüttelnd, „zwischen diesen Granitwänden ist kein Durchgang zu finden."

„Was gilt die Wette!" rief der Engländer eifrig, „ich steige hier hinauf — wer kommt mit?"

Ein paar der jungen Leute unternahmen kühn die halsbrechende Kletterpartie, während die anderen einen geebneteren Weg einschlugen, der freilich sehr viel weiter war. Als sie oben ankamen, wurden sie von den Siegern mit lautem Triumphgeschrei empfangen; man lagerte sich auf dem sauber geglätteten, mit Birken bepflanzten Platze, hielt eine lohnende Umschau über das chaotische Felsenmeer, das einen weiten Halbkreis bildete, über die majestätische Pracht des uralten Eichenwaldes zur Rechten und die fruchtbare Ebene zur Linken, ließ sich die mitgenommenen Speisen und Getränke munden und plauderte und lachte in harmlosem Frohsinn.

„Aber eine Waldpartie ohne Gesang ist doch undenkbar!" sagte Gertrud, indem sie die unterwegs gepflückten Blumen zu einem reizenden Strauße wand, „auf, Ihr Herren, zum Sängerkrieg! Wessen Lied am harmonischsten in diese Umgebung paßt, der erhält diesen Strauß zur Belohnung!"

Die Worte riefen einen lebhaften Wetteifer hervor; jeder der Anwesenden bemühte sich, etwas Passendes in seinem Gedächtnis zu finden. Mr. Brown war der erste, der seine Stimme erhob und mit mehr gutem Willen und Kraft, als unbedingtem Wohlklang folgendes Lied anstimmte:

„Freigebig von Mutter Natur gespendet,
Regt in den Abendlüften lind
Sich Gras und Blume, des Berges Kind.
Hier seine Balsamdüfte sendet
Das Geißblatt; dort drängt dicht verwor'n
Mit Haseln sich der Hagedorn;
Es sprossen Primeln und Violen
Im engen Klippenspalt verstohlen.

Und wo sich der Felsen wild und wilder,
Gepeitscht vom Wetter, schwarz aufstreckt,
Da blühn, der Straf' und des Stolzes Bilder,
Nachtschatten und Fingerhut, felsfam gefleckt;

Und Birk' und Espe läßt hängen die Zweige,
Sie beben bei jedes Windes Stoß,
Und stolz wirft die Esche, die knorrige Eiche
Den Anker tief in der Felsen Schoß.

Noch höher hängt der finsteren Fichte
Zerschmetterter Stamm hinaus in die Luft,
Und wirft die Zweige entgegen dem Lichte,
Verbindend die schmale Felsenkluft.
Am höchsten, wo weiße Klippen sich heben,
Wo glänzende Fahnen tanzen und schweben,
Da konnte der Wanderer sehen genau
Des Sommerhimmels entzückendes Blau.
Und alles erscheinet so wunderbar mild,
Wie von Feen gesendet ein Traumgebild.

(Walter Scott.)

Archie Howard konnte kaum das Ende dieses Gesanges abwarten, ehe er sein Liedchen anstimmte:

„Schneeglöckchen, Maßliebchen,
Sie schmücken die Au,
Es haben die Veilchen
Sich morgens im Tau.
So süß sie auch duften,
Mir schaffen sie Leid:
Sie mahnen an Annchen,
Und Annchen ist weit!

Komm Herbst, komm auf grauer,
Auf düsterer Spur,
Und sag mir, daß sterbend
Erblaßt die Natur;
Der schreckliche Winter,
Wenn's stürmet und schneit,
Erfreut mich allein — denn
Mein Annchen ist weit!"

(Robert Burns.)

Auch der Professor mußte seinen lange eingeschlafenen Bariton aufwecken und auf allgemeines Verlangen eine Chanson zum besten geben. Er sang:

„Wenn es einen Rasen giebt,
Dessen Quellen lachen,
Dessen Schmelz kein Wetter trübt,
Welchen bunt bedachen

Lilien, Geißblatt und Jasmin,
Die zu allen Zeiten blühn,
O, so will zum Pfad ich ihn
Deinem Fuße machen!"

(Victor Hugo.)

„Aber Miß Gertrude, Sie müssen auch singen!" sagte Mr. Howard, der lang auf dem Rücken lag und behaglich in den blauen Himmel hinaufblinzelte. Gertrud ließ sich nicht lange bitten; es verlangte sie, ein deutsches Lied zum Lobe des Waldes anzustimmen, und in sanften Tönen hob sie an:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Ja, den Meister will ich loben,
So lang noch mein' Stimm' erschallt.
Lebewohl, du schöner Wald!"

(Jos. v. Eichendorff.)

Alle lauschten den lieblichen Klängen mit steigendem Wohlgefallen; als sie verklungen waren, sprang Archie auf, ließ sich vor der Sängerin auf ein Knie nieder und rief in scherzhafter Begeisterung: „Der Preis gebührt dir, du holde Nachtigall! Wir andern haben nur gekrächzt wie Raben, oder gezwitschert wie Sperlinge — dein Lied allein war dieser herrlichen Umgebung wert. Darum gieb mir deine Blumen, daß ich dich selbst zur Königin des Gesanges kröne!"

„Vielleicht kann das deutsche Gemüt die Poesie des Waldes am besten nachfühlen," sagte Gertrud mit sinnendem Lächeln; „aber da jeder sein Bestes gegeben hat, so soll auch jeder belohnt werden." Sie teilte ihre Blumen in viele Teile und steckte jedem ihrer Begleiter ein Sträußchen ins Knopfloch.

Aber auch der schönste Tag nimmt einmal ein Ende, und da der Rückweg mehrere Stunden kostete, so mußte man endlich an den Aufbruch denken. Es war auch hohe Zeit, denn die weißen Wolken, die bisher wie harmlose Lämmer am Horizonte lagerten, zogen jetzt immer höher hinauf und nahmen ein immer drohenderes Aussehen an. Rollender Donner begleitete die Reisenden auf der Eisenbahnfahrt, und als sie kaum das Haus erreicht hatten, brach das Unwetter mit Sturm und Regen los. „Gott sei Dank, daß wir sicher unter Dach sind," sagte Gertrud froh, „so ist die reizende Unternehmung ganz ungetrübt geblieben." In demselben Augenblick brachte die Köchin eine Depesche,

welche schon mittags eingetroffen war. Der Professor öffnete das verhängnisvolle Blatt und fuhr sich entsetzt nach dem Kopfe: „Meine Frau!“ stöhnte er erbleichend, „sie kommt — nein, sie muß schon da sein — oh ciel, welche Überraschung!“ Er griff nach Hut und Schirm und stürzte hinaus in den strömenden Regen.

Die andern blieben wie versteinert stehen und sahen sich erschrocken an. „Farewell, peace and happiness!“ sagte Mr. Brown melancholisch, „ich ziehe mich in das Privatleben zurück und lasse den Sturm hinter meinem Rücken austoben!“ Er sprang eiligst die Treppe hinauf und verriegelte seine Thür von innen; zwei seiner Genossen folgten ihm, nur der junge Howard blieb unten zurück. „Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein, Miß Gertrude?“ fragte er ritterlich. „Ich möchte Sie in dem kommenden Donnerwetter nicht allein lassen.“

„Sie sind sehr freundlich, Mr. Archie,“ stammelte Gertrud, indem sie sich zu fassen suchte, „wir müssen für einen Imbiß sorgen — Jeannette, zünden Sie Feuer an — Anne, legen Sie im Schlafzimmer alles für Madame zurecht, sie kann jeden Augenblick da sein.“

Die Mädchen brummten unzufriedene Worte, ohne sich sehr zu beeilen, und nur mit Hilfe ihres treuen Ritters gelang es Gertrud, den Tisch zu decken und die nötigsten Vorbereitungen zu treffen, ehe ein heftiges Geläute an der Hausthür die Ankunft der Dame ankündigte. Mr. Howard flog hinaus, um durch die zuvorkommendste Liebenswürdigkeit die üble Laune zu versöhnen, aber es gelang ihm nicht; Madame Laurel, welche ihren Gatten nicht getroffen hatte, war empört über den schlechten Empfang und machte ihrem Ärger in den heftigsten Worten Luft. Gertrud versuchte eine Entschuldigung, indem sie von der Unternehmung dieses Tages erzählte, aber sie goß damit nur Öl ins Feuer; Madame fand Landpartieen in ihrer Abwesenheit höchst unpassend und pflichtvergessen und geriet in immer schlechtere Stimmung. Auch das Erscheinen des Professors, der durchweicht, triefend und atemlos zurückkehrte, konnte ihren Unwillen nicht beschwichtigen, und so endete der heitere Tag in zwiefachem Sturm und Unwetter.

Am nächsten Morgen war draußen der Himmel wieder blau, und die Sonne lachte heiter auf die gute Stadt Paris herab, aber im Laurel'schen Hause wollten die Wolken sich nicht verziehen. Madame konnte es ihren Hausgenossen nicht verzeihen, daß sie sich ohne sie so wohl befunden hatten, und jedes Anzeichen von Behagen in ihrer Abwesenheit erregte ihren leidenschaftlichen Zorn aufs neue. An allem,

was Gertrud gethan und angeordnet hatte, fand sie etwas zu tadeln; jede Einrichtung, wie zweckmäßig sie auch sein mochte, wurde umgestoßen und die Urheberin noch obenein mit kränkendem Spott überhäuft. Mit Mühe bezwang Gertrud ihre Entrüstung über solche Ungerechtigkeit soweit, um ihr nicht in heftigen Worten Ausdruck zu geben, aber das ganze, ungezügelte Benehmen der anderen ersüllen ihr so häßlich, daß es ihr als abschreckendes Beispiel diente. Sie scheute sich auch vor dem kleinen Paul, der oft ein Zeuge dieser Auftritte war, sich dann mit erschrockenem Gesicht an sie drängte und ihr zuflüsterte: „Wäre es nicht besser, Mama reiste wieder ab? Wir waren viel glücklicher ohne sie.“

Jeden Abend überlegte Gertrud ernstlich, ob es nicht richtig und geboten wäre, das Haus zu verlassen und heimzukehren; aber jedesmal, wenn sie den Entschluß fassen wollte, erhob sich in ihrem Innern eine geheime Stimme dagegen. Sollte sie alle ihre hiesigen Freunde verlassen — auf Nimmerwiedersehn? einmal mußte es freilich geschehen, aber doch erst im Herbst. Sie sah täglich einer Nachricht von Dr. Lecomte über die Operation entgegegen; sie wollte so gern noch einmal nach Charttres fahren und Dolores wiedersehn. Noch eins kam hinzu: sie fühlte wohl, daß sie in den letzten Wochen sehr übermütig und selbstbewußt geworden war, daß ihr himmlischer Lehrmeister sie nun in die Schule nähme, um sie wieder Demut und Bescheidenheit zu lehren. „Du hast recht, lieber Herr!“ sagte sie reuig, „der Dämpfer thut mir not.“ So machte sie ihr empörtes Gemüt immer wieder still und begegnete ihrer Peinigerin an jedem neuen Morgen mit Ruhe und Gelassenheit.

Eine unerquickliche Zeit war so vergangen, als Gertrud einen Brief von Lisa Dornau aus Sauerbach erhielt. „Du hast lange nichts von uns gehört,“ schrieb diese, „was sollte ich Dir auch schreiben? es sieht gar zu kläglich und trübselig bei uns aus. Frau v. Berned ist krank an Leib und Seele; ihr Gemüt ist so verdüstert, daß sie manchmal tagelang kein Wort spricht. Oft bin ich so verzweifelt, daß ich meinen Kopf in meine Hände nehmen und davonlaufen möchte, um nichts mehr von diesem Jammer zu hören und zu sehen — aber ich kann es doch nicht übers Herz bringen, sie in dieser Todes-Einsamkeit zu verlassen. Hätte ich nicht Felix' Briefe — er schreibt so treulich, der liebe Herzensjunge! — so wäre ich längst verkommen; aber so giebt es doch noch etwas, dem ich mit Freuden entgegensehe, das mich für

Augenblicke der trüben Gegenwart entrückt und in die sonnige Vergangenheit des vorigen Jahres versetzt. O Italia! O Firenze! Ihr werdet mir immer wie ein verlornes Paradies erscheinen!

Um die Trübsal voll zu machen, liegt seit einigen Tagen die Tante Pfarrerin bedenklich krank danieder, und der arme, alte Onkel ist ganz unglücklich. Ich gehe zwar täglich hin, aber ich komme mir stets unsäglich dumm und unerfahren vor, besonders wenn die Resi mich auffordert, die Butter zu salzen, oder das Kalbele zu besehen, das nicht ganz munter ausschaue, oder dem Gänsejörri mal tüchtig die Leviten zu lesen, da der Bub schier aus Rand und Band sei (letzteres gelingt mir noch so leidlich gut!). Ach, Trudi, wenn Du doch herkommen und Dich des armen Pfarrhauses annehmen könntest! Ich weiß ja nicht, wie groß die Verpflichtungen sind, die Dich in Paris festhalten, aber wenn ich mir denke, daß Du hier plötzlich einträtest, mit Deinem guten, klugen Gesicht und Deinem ruhigen, sicheren Wesen — dann ist mir's, als könnte noch alles einmal gut werden. Als ich heute Tanti fragte, wen sie wohl zur Pflege haben möchte, da seufzte sie nur leise: „mein Trudele! — aber das kann ja nicht kommen!“ Ach Trudi, könnte ich einmal meinen Kopf an Deine Schulter lehnen und mein zentnerschweres Herz ausweinen, vielleicht würde mir dann besser werden — mir ist so weh und bange zu Mute, wie ich's nicht sagen kann. — Da hast Du ein rechtes Klagelied, laß Dir's zu Herzen gehen und komm, sobald Du kannst, zu

Deiner

ernsthaften und melancholischen Lisa.“

„Ich komme!“ sagte Gertrud, als sie den Brief gelesen hatte; alles Schwanken war vorüber: hier war ein deutlicher Fingerzeig, welchen Weg sie zu gehen habe, vor dieser Überzeugung mußten alle andern Stimmen schweigen. Ohne sich weiter zu besinnen, suchte sie Madame Lauret auf, welche auf ihrer Chaiselongue lag und die sociale Frage in der Form des neuesten Romans studierte; höflich, aber sehr bestimmt bat Gertrud sie, ihr Haus am ersten Juli verlassen zu dürfen.

„Was fällt Ihnen ein, Mademoiselle?“ fragte die Dame, sichtlich erschrocken, „worüber haben Sie zu klagen?“

„Ich spreche nicht von Klagen,“ erwiderte das junge Mädchen, „meine Tante ist schwer erkrankt und braucht meine Hilfe.“

„Aber ich kann Sie nicht entbehren, Mademoiselle, das wissen Sie ganz genau; meine Pflichten erlauben es mir nicht, mich so eingehend um mein Haus zu kümmern. Noch niemand hat mich so befriedigt wie Sie — aber ich merke wohl, Sie sind ärgerlich, weil ich in der letzten Zeit ein wenig nervös war — bitte, vergessen Sie es, meine Nerven sind einmal so reizbar, daß sie bei der leisesten Berührung zittern und zucken. Ich habe immer schon daran gedacht, Ihnen einmal eine Freude zu machen; sagen Sie mir einen Wunsch, es wird mir ein Vergnügen sein, ihn zu erfüllen, und dann lassen Sie alles beim alten bleiben.“

„Es thut mir leid, Madame, aber ich muß zu meinen Verwandten gehen,“ versetzte Gertrud fest und ungerührt.

„Aber ich will Sie nicht ziehen lassen!“ rief Madame Lauret zornsprühend, indem sie aufsprang und mit den Füßen stampfte, „ich kann mich ohne Ihre Hilfe nicht einrichten, ich werde Sie zwingen, hier zu bleiben.“

„Das können Sie nicht,“ war Gertruds kühle Antwort, „es ist mein gutes Recht, Ihr Haus nach achttägiger Kündigung zu verlassen.“ Damit verließ sie das Zimmer, ohne auf die nervösen Zuckungen zu achten, mit denen Madame sich in ihre Kissen zurückwarf. War es ihr auch eine Genugthuung, daß jene ihre Tüchtigkeit in dieser Weise anerkannte, so fühlte sie sich doch erkältet durch die Selbstsucht, die aus jedem Worte sprach.

Gertruds Entschluß erregte im ganzen Hause unverhohlene Bestürzung und Trauer; Paul weinte und jammerte laut, die andern legten sich in Gegenwart der Hausfrau zwar einigen Zwang auf, benutzten aber jede Gelegenheit, um dem jungen Mädchen ihre Betrübnis auszusprechen. „Erst durch Ihre Anwesenheit ist das Leben hier im Hause möglich geworden,“ sagte Mr. Brown, „ohne Sie wird es nicht mehr auszuhalten sein; ich werde abreisen, sobald ich kann.“

Archie Howard hatte helle Thränen in den Augen. „O, wenn ich nur drei Jahre älter wäre!“ sagte er, „dann wäre ich mündig, könnte mein väterliches Erbe antreten und meine Schwester zu mir nehmen. Dann kämen Sie zu uns hinüber, Miß Gertrude, und wären die dritte im Bunde, als Maud's dame d'honneur und unsere beste Freundin — was könnte das für ein schönes Leben sein!“

„Ein reizendes Luftschloß, Mr. Archie,“ erwiderte Gertrud gerührt, „nur schade, daß es ganz und gar in den Wolken schwebt!“

„Aber es kommt sicher einmal auf die Erde herab, wo es ein sehr festes Fundament hat," versetzte der junge Engländer eifrig, „versprechen Sie mir, Miß Gertrude, daß Sie es nicht aus den Augen verlieren wollen."

„Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen werde ich sicher nie vergessen, Mr. Howard," sagte sie mit herzlichem Händedruck, „aber für die Zukunft wollen wir Gott sorgen lassen."

Diese letzte Woche in Paris war nur ein langer, wehmütiger Abschied. Madame Lauret bewies, nachdem der erste Sturm vorüber war, eine seltene Liebenswürdigkeit und schien die letzten, schlimmen Eindrücke gern verwischen zu wollen. Sie ließ Gertrud einige Freiheit, um noch einmal die Stätten aufzusuchen, die ihr die liebsten waren, das Bois de Boulogne, das Louvre, den Tuilerieengarten, — allen sagte das deutsche Mädchen ein schmerzliches Lebewohl, denn sie konnte nicht darauf hoffen, sie jemals wiederzusehen. Bei Veronika brachte sie einen Abend zu, von Herrn Römer und Dolores verabschiedete sie sich schriftlich; auch an Dr. Lecomte schrieb sie einige Zeilen, denn sie konnte es nicht ertragen, von dem lieben Freunde ohne ein Wort auf immer zu scheiden. Dieser Brief machte ihr viel Mühe und Kopfzerbrechen; bald schien er ihr zu lang, bald zu kurz, bald zu warm und bald zu kühl, und als sie endlich eine Form gefunden, da schossen ihr die Thränen in die Augen, und ihre Hand zitterte so sehr, daß sie das Blatt verdarb. Ach, wenn nur das Scheiden nicht gewesen wäre! es verlangte sie ja so sehr, zur kranken Tante und zu Lisa zu eilen.

Der Professor begleitete sie auf den Bahnhof und hielt ihr eine schöngesetzte Abschiedsrede, worin er sie seiner tiefsten Hochachtung und Dankbarkeit versicherte; die Engländer schüttelten ihr mit Wärme und Ausdauer die Hand, und Paul hing schluchzend an ihrem Halse. Dann pfiff der Zug, die rauchgeschwärzte Halle entschwand ihren Blicken — bald lag Paris hinter ihr, und es ging wieder der deutschen Heimat entgegen.

Zwanzigstes Kapitel.

Am Vorabend großer Ereignisse.

„Da ist sie! da ist sie! o Gott, die Trudi ist wieder da!" Mit diesem Jubelruf flog Lisa Dornau der ankommenden Freundin um den Hals und bedeckte sie mit einem solchen Schauer von Küssen, daß jener fast der Atem verging. „Liebe Herzens-Lisa!" sagte Gertrud voll warmer Zärtlichkeit, machte sich dann aber sanft von ihr los, um sich zu dem alten Herrn zu wenden, der mit wehmütigem Lächeln daneben stand. „Mein geliebter Onkel! Du bist selbst gekommen! wie gütig! Das ist hoffentlich ein gutes Zeichen für das Befinden der lieben Tante."

„Ja, Gott sei Lob und Dank; es geht ihr viel besser. Du kannst dir nicht denken, mein teures Kind, wie sie und wir alle uns auf dein Kommen gefreut haben."

Der liebevolle Empfang that der Reisenden ungemein wohl und brachte das geheime Weh des Scheidens zum Schweigen; was konnte sie Besseres wünschen, als so ersehnt, so begrüßt zu werden und ihren nächsten Verwandten alle die Dienste zu widmen, die sie bisher Fremden erwiesen hatte? Selbst der Xaveri lachte über das ganze Gesicht, als sie an den Wagen trat, und schien die Freude seiner Herrschaften über den lieben Gast voll zu teilen. Da fuhren sie nun wieder im kleinen Wägelchen durch das Hanauer Land, gerade wie vor fünf Vierteljahren, und wieder saß Lisa ziemlich schweigsam den beiden andern gegenüber und schien Gertruds Erscheinung aufmerksam zu studieren.

„Was hast du nur an mir zu sehen, Lisa?" unterbrach diese ihre Unterhaltung mit dem Pfarrer, indem sie sich errötend zu ihr wendete; „meine Schönheit ist sicher nicht größer geworden."

„Ich suche zu ergründen," versetzte Lisa kopfschüttelnd, „ob du wirklich noch dieselbe bist, die damals zu uns kam; aber es ist eine ganz veränderte, durchgängig verbesserte Auflage, die aus Paris zurückkehrt. Das kann doch nicht allein das Werk der Schneiderin und Putzmacherin sein — was hast du nur mit dir angefangen, Trudi, daß du so ganz anders aussiehst?"

„Ich weiß nicht, was du willst, Kleine," sagte der Pfarrer mißbilligend; „ich finde, daß unsere Gertrud, gottlob, dasselbe liebe, freundliche Gesicht mitbringt, dessen klarer Blick im ersten Augenblick unsere alten Herzen für sich gewann, nach dem wir uns in frohen und in trüben Stunden so oft gesehnt haben."

Die kranke Tante empfing ihr Herzenskind mit zärtlichster Liebe und erklärte sich schon halb gesund, nun sie es wieder um sich habe; in wenig Tagen war Gertrud so eingelebt in der kleinen Häuslichkeit, als wäre sie immer hier geblieben, und die ganze Zeit in Spanien und Paris wollte sie oft wie ein bunter Traum bedünken. Das Erste, was ihr die dortigen Beziehungen wieder in greifbare Nähe brachte, war ein Brief aus Chartres, aber er kam nicht von Don Enrico, wie sie im stillen gehofft hatte, sondern von Herrn Römer. Er teilte ihr mit, daß die Operation durch Dr. Lecomte geschickt vollzogen und vollkommen geglückt sei; in einigen Tagen denke er mit Dolores abzureisen, welche die noch zurückgebliebene Nervenschwäche daheim bald überwinden werde. Ein verschlossener Zettel von des jungen Mädchens eigner Hand lag darin. „Ich sehe wieder klar in die Welt," stand in zitternden Schriftzügen darauf; „aber nur, um von ihr Abschied zu nehmen. Gedenke Deines Versprechens und behalte in Ewigkeit lieb Deine Dolores." Gertrud war tief bewegt durch diese Botschaft und vergaß darüber für den Augenblick das Gefühl der Täuschung, daß von Dr. Lecomte kein Wort, nicht einmal ein Gruß, dabei war. Sie erzählte den Verwandten viel von dem Leben im Auslande, und sie empfanden es an ihrem gereiften Urteil, ihrem freieren Blick, daß der Aufenthalt in der Fremde viel zur Bereicherung ihres Geistes und ihrer allseitigen Bildung beigetragen habe. Am wenigsten sprach sie von ihrem Freunde, selbst gegen Lisa, die in der ersten Zeit auch viel zu viel von ihren eigenen Sorgen und Kümmernissen, ihren Erinnerungen und Felix' Briefen zu sagen hatte, um sehr tief in die stillen Gedanken der Freundin einzudringen. Als einmal das Gespräch auf den jungen Prete kam, sagte Gertrud: „Ich habe eine Entdeckung gemacht, Lisa, die ich dir

immer schon mitteilen wollte: jener Arzt in der Wüste ist gar nicht Euer Heini gewesen, sondern mein guter Bekannter, Don Enrico."

„So ist vielleicht Don Enrico selbst der Heini!" rief Lisa lebhaft.

„Aber Lisa, welch thörichter Gedanke! Ich habe mit Don Enrico mehrmals von Herrn v. Berneck gesprochen, den er sogar ein wenig gekannt hatte, — glaubst du denn, daß es dabei nicht sofort herausgekommen wäre? Du hältst mich doch für wenig scharfsichtig."

„Verzeih, Trudi, ich wollte dich nicht kränken! Der Gedanke, den Heini trotz allem und allem plötzlich einmal zu finden und seiner armen Mutter zuzuführen, die an seinen Tod ohnehin nicht glauben will, ist so verführerisch, und ich male ihn mir auf so abenteuerliche Arten aus, daß mir nichts unmöglich erscheint. Bei nächster Gelegenheit mußt du mir übrigens mehr von diesem spanischen Don erzählen."

Abends, wenn des Tages Last und Arbeit aufhörte und die Kranke zur Ruhe gebracht war, dann kam des guten Pfarrers Lieblingsstündchen; dann steckte er sich die lange Pfeife an, setzte sich mit Gertrud unter die Linden vor der Thür und begann behaglich zu plaudern von allem, was ihm das Herz bewegte. „Du verstehst es gerade so gut, zuzuhören, mein Kind, wie meine liebe Alte, als sie noch jünger war," sagte er herzlich und doch mit einem leisen Seufzer; „jetzt darf ich ihr freilich mit manchem nicht mehr kommen, es beunruhigt sie zu sehr. Sag einmal, sprach man in Paris von der Möglichkeit eines Krieges?"

„Es gab im Frühjahr einiges Kriegsgeschrei, Onkel, aber seit das Plebiscit so glänzend ausgefallen war, dachte kein vernünftiger Mensch mehr daran. Professor Lauret erzählte noch in den letzten Tagen von einer großen Rede des Minister-Präsidenten, welcher feierlich erklärt habe, nie wäre der allgemeine Friede so fest und gesichert gewesen wie eben jetzt."

„Du nimmst mir eine schwere Sorge vom Herzen, liebes Kind! Die Herren, die in Paris am Ruder stehen, müssen es doch besser wissen, als unsere kleinen Zeitungsschreiber in der Provinz, die uns so gerne bange machen möchten. Ich könnte mir auch nichts Schrecklicheres denken, als einen Krieg mit Deutschland."

„Es ist sicher nur ein Klatsch der Saurengurkenzeit, um die Spalten zu füllen," tröstete Gertrud, „mit wem sollte Frankreich auch Krieg führen? Deutschland hat ihm doch nichts zuleide gethan."

Aber so leicht, wie Gertrud glaubte, ließen sich die Kriegsgerüchte

doch nicht beiseite schieben; kaum widerlegt, tauchten sie wieder auf; es war, als läge ein schwerer Druck in der Luft, den jeder mit Beklemmung spürte. „Der Kaiser kann es nicht zugeben, daß ein preußischer Prinz den spanischen Thron besteigt," sagte der Pfarrer bekümmert.

„Aber Prinz Leopold von Hohenzollern ist gar kein preußischer Prinz," eiferte Gertrud dagegen; „es ist ja nur eine weitläufige Geschlechtsverwandtschaft."

„Wenn sich König Wilhelm doch entschließen wollte, die geforderten Zusicherungen zu geben, daß er nie in diese Thronbesteigung willigen werde . . ."

„Aber Onkel, das kannst du von unserm König nicht verlangen; solche Forderung ist ja eine Beleidigung für uns!"

So ging der Zwiespalt der Meinungen hin und her, und selbst in das friedliche Pfarrhaus drang etwas von der Spannung, die unter den großen Mächten herrschte. Gertrud fühlte sich sehr beunruhigt; sie dachte an sofortige Abreise, aber konnte sie auf Gerüchte hin, die vielleicht doch ganz unbegründet waren, die kranke Tante im Stich lassen, vor der man ohnehin alle diese Nachrichten geheim hielt, und die mit so zärtlichem Vertrauen auf ihre Hilfe rechnete? — In Sorge und Unruhe verflossen noch einige weitere Tage, bis am 19. Juli der Wetterstrahl niederfuhr, und Frankreich an Preußen in aller Form den Krieg erklärte.

Wie betäubt saß der Pfarrer mit dem Blatte in der Hand da, als Gertrud mit dem Frühstück in sein Zimmer trat. „Großer Gott, was ist dir geschehen, Onkelchen?" fragte sie erschrocken, „du siehst geisterbleich aus?!"

Er reichte ihr mit einem schmerzlichen Blick die Zeitung; „da, lies selbst," seufzte er, „was wir nicht glauben wollten, ist furchtbare Wahrheit geworden!"

Sie las und verbarg ihr Gesicht in den Händen. „Was soll ich thun?" stöhnte sie, „ich kann nicht in Feindesland bleiben, während es mein eignes Vaterland mit dem Verderben bedroht — Onkel, laß mich nach Hause eilen, so schnell ich kann!"

„Ich will dich nicht halten, mein Kind, ich kann auch dein Gefühl nicht tadeln, — und doch — überlege dir's noch einmal in Ruhe. Gewiß werden die Grenzländer schon in voller Aufregung sein, man wird die Truppen in aller Eile zusammenziehen; wer weiß, ob du noch sicher hindurch kommst. Andererseits hast du nach menschlichem Ermessen hier

wenig zu fürchten; ohne Zweifel wird Frankreich besser auf diesen Krieg, den es selbst vom Zaune bricht, gerüstet sein, als das arglose Deutschland; es wird schnell nach dem rechten Rheinufer hinüberdrängen und seine Schlachten auf deutschem Boden zu schlagen suchen. Wir hier, seitwärts von der Eisenbahn, werden vielleicht wenig von dem Kriegslärm merken — du läufst also keine Gefahr, wenn du hier bleibst. Von unseren Wünschen, dich zu halten, will ich gar nicht reden, es wäre zu selbstsüchtig; aber was aus meiner armen Alten werden soll, das weiß ich nicht!" schloß er mit zitternder Stimme.

„O mein Gott, gieb mir Licht!" schluchzte das junge Mädchen, „ich möchte das Rechte thun, was Pflicht und Liebe gebieten — und doch ist der Gedanke so furchtbar, unter den Feinden meines Königs, meines Landes zu sein!" Sie hatte die gefalteten Hände um die Kniee geschlungen und starrte in bitterer Herzensangst vor sich hin.

„Ich will nachmittag hinüber nach Wörth und Nachricht holen," sagte der Pfarrer nach einer langen Pause; „vielleicht wird der Maire dort mehr wissen, als wir hier auf dem Dorfe. Verschiebe deine Entscheidung bis zu meiner Rückkehr und laß inzwischen meine Alte noch nichts merken."

Gertrud stimmte schweigend zu und suchte sich zu fassen, aber ihr verweintes Gesicht und verstörtes Wesen konnten den liebevollen Augen der Kranken nicht entgehen; sie forschte nach der Ursache, und da das Mädchen bei der zärtlichen Frage in Thränen ausbrach, so erfuhr jene bald alles, was vorlag. Die schlimmen Nachrichten übten die unheilvollste Wirkung auf den schwachen Körper aus; in der Nacht fing die Pfarrerin an, heftig zu fiebern und zu phantasieren, und am andern Morgen erklärte der Arzt, es sei ein böser Rückfall eingetreten, der nur durch äußerste Ruhe und Schonung zu überwinden sei. Gertrud rang in Verzweiflung die Hände, aber sie wußte nun auch, was ihr zu thun oblag: sie mußte hier bleiben und die Kranke pflegen, an deren verschlimmertem Befinden sie eine Schuld trug. Es war ein schwerer Entschluß, gegen den sich vieles in ihr auflehnte, aber sie glaubte Gottes Willen und ihre nächste Pflicht so klar zu erkennen, daß sie jedes andere Gefühl gewaltsam niederkämpfte. Als sie mit sich im klaren war, kam eine große Ruhe über sie; sie empfahl sich und alle, die sie liebte, dem Schutze des allmächtigen Gottes und gab sich ganz der Fürsorge für das Haus und seine Bewohner hin.

Selbst die Briefe aus der Heimat, welche ihre schleunige Rückkehr

als selbstverständlich ansahen, und die allgemeine Bewegung, die hochherzige Begeisterung für König und Vaterland, den gerechten Unwillen gegen die Urheber dieses frevenllichen Krieges in lebhaften Farben wiederspiegelten, konnten sie in ihrer Überzeugung, daß sie das Richtige erwählt habe, nicht irre machen, obgleich sie ihr das Herz aufs neue beschwerten. Noch schlimmer war es, als Lisa mit einem Briefe von Felix angefürtzt kam und unter strömenden Thränen meldete, derselbe habe seinen Aufenthalt in Italien auf die Kriegsnachricht hin sofort verlassen und werde nach Hause eilen, um sich unter die preußischen Fahnen zu stellen, denn in diesem Kampfe gegen einen übermütigen Feind dürfe kein guter Patriot fehlen.

„O, warum blieb er nicht in Florenz und in Sicherheit?“ schluchzte Lisa, „er ist gar nicht stark genug, um alle Strapazen zu ertragen. Und dazu noch der Schmerz der Niederlage — armer, lieber, thörichter Felix, wozu willst du das alles auf dich nehmen? Selbst wenn du dein junges Leben auf dem Altar deines Vaterlandes opferst, wirst du den Ausgang nicht ändern!“

„Bist du des Sieges der französischen Waffen so gewiß, Lisa?“ fragte Gertrud kühl.

„Natürlich! du kannst doch nicht im Ernst daran glauben, daß deine braven Preußen dem französischen Heere gewachsen sind! Nein, nein, Gertrud, das Kriegführen und das Siegen ist von jeher unsere Sache gewesen; darin ist uns kein Volk der Welt überlegen.“

„Aber wir haben euch 1813, 14 und 15 besiegt, obgleich der große Schlachtenlenker Napoleon die Franzosen führte!“

„Das war ein anderes Ding! Damals erhob sich ganz Deutschland gegen den Unterdrücker — diesmal steht Preußen allein da. Wer weiß, ob seine gewaltsam gewonnenen Unterthanen, die Hessen und Hannoveraner, es nicht auch noch verlassen! Auf Süddeutschland kann es gar nicht rechnen, das fällt nach dem ersten Siege gewiß uns zu.“

Aber es kam anders, als Lisa meinte, als die große Mehrzahl der Franzosen dachte. Selbst die elsässischen Zeitungen, so feindselig und gehässig sie auch gegen Preußen gesinnt waren, konnten doch die überraschende Thatsache nicht verhehlen, daß sich Alldeutschland, von der Weichsel bis zum Rhein, vom bayrischen Hochland bis zum Gestade der Nord- und Ostsee einmütig erhöbe, um wider den Erbfeind zu streiten, daß überall die Rüstungen aufs äußerste beschleunigt würden. Solche Nachrichten gaben Gertrud Augenblicke stolzer Freude und Begeisterung; aber im ganzen fühlte sie eine grenzenlose Niedergeschlagenheit. Ihr Felix zog mit ins Feld! und auf der andern Seite stand Dr. Lecomte — er hatte es ihr ja vorhergesagt, daß er im Kriegsfall zu ihren Feinden gehören würde. Welch ein Zwiespalt! welch ein unlösbarer Widerspruch! Die beiden jungen Männer, die ihr auf der ganzen Welt die liebsten waren, an die sie mit so innigem, warmem Anteil dachte, der Bruder und der Freund — sie standen sich als erbitterte Feinde im mörderischen Kampf gegenüber! O, es war furchtbar schwer, und immer wieder brauchte sie ihre ganze Kraft, um sich unter dieses Verhängnis zu beugen und alles in Gottes Hände zu befehlen.

Eines Tages klang lautes Pferdegetrappel auf der Dorfstraße. Gertrud sah hinaus, fuhr aber erschrocken zurück — es waren die ersten französischen Husaren! Das ganze Dorf geriet in die freudigste Bewegung, alles lief zusammen, um die Vaterlandsverteidiger zu begrüßen und ihnen das Beste zuzutragen, was Küche und Keller in sich schlossen. Viel reden konnten die Bauern zwar nicht mit den schmucken Kriegern, denn diese verstanden gar kein Deutsch und jene wenig Französisch, aber das störte das gute Einvernehmen nicht, denn auch ohne Worte redeten die Schöpplein Wein, die Eier, die saftigen Speck- und Schinkenschnitten, welche die einen eifrig herzutrugen, die andern mit dankbarem Händedruck annahmen, eine allen verständliche Sprache. Gertrud vermied es an diesem Tage, das Haus zu verlassen, um den feindlichen Soldaten nicht zu begegnen; aber was sie heute umgehen konnte, das ließ sich morgen nicht mehr vermeiden, denn der ersten kleinen Abteilung, welche das Dorf bald wieder verließ, folgten schnell größere Truppenmassen. Jedes Haus erhielt Einquartierung, und der Pfarrer wollte nicht zurückstehen; er durfte sich nicht in den Geruch eines Preußenfreundes bringen, wenn er nicht jeden Einfluß auf seine Gemeinde einbüßen wollte.

„Ich bin seit vierzig Jahren französischer Unterthan,“ sagte er mit mildem Ernst zu seiner Nichte, „ich habe dem Kaiser Treue gelobt, muß ihn als meinen Herrn ehren und ihm gehorchen nach göttlichem und menschlichem Recht. Habe ich die mancherlei Segnungen der französischen Herrschaft genossen, so muß ich auch die Heimsuchung hinnehmen, die mir daraus erwächst.“

Gertrud mußte die zwingende Wahrheit dieser Gründe anerkennen und sich auch darein ergeben, für die feindlichen Offiziere zu sorgen;

wenigstens konnte ihr die Pflege der Kranken stets zur Entschuldigung dienen, um sich der Unterhaltung und dem längeren Zusammensein mit den Feinden zu entziehen.

*) An einem Morgen, als der Hausherr mit seinem Gast, einem hübschen, blutjungen Jägeroffizier, beim Frühstück saß, entstand draußen ein lautes Geschrei; Scharen von Leuten, besonders von Weibern und Kindern, drängten sich zusammen und wälzten sich heulend und jammernd vor das Pfarrhaus. „Was ist geschehn, Kinder? Was wollt ihr?“ rief ihnen der Geistliche zu.

„Die Preußen kommen! Die Preußen sind da!“ tönte es ihm aus hundert Kehlen entgegen „um Gottes Willen, Herr Pfarrer, rettet uns, helft uns — was sollen wir anfangen?“

„Was sind sie denn? wer hat's gesagt?“

„Da — hier — die Bäbi — sie hat sie selbst gesehen — so red' doch, Bäbi, sag's dem Herrn Pfarrer!“ riefen wieder zwanzig Stimmen durcheinander. Zitternd trat die Bäbi vor, ein dralles Dirnlein, noch dunkelrot vom eiligen Lauf.

„Ich war drunten in Wörth,“ stammelte sie, „da kamen sie angesprengt, in jeder Faust ein gespanntes Gewehr und den Säbel überzwerch im Maul — sie schrieen: Krieg! Krieg! und sausten hindurch wie die wilde Jagd — o Jesus, wie bin ich gelaufen — ich dachte, sie kämen gerade hinter mir drein.“

Der Offizier hatte genug gehört, der Traum von Lorbeeren ließ ihn ohnehin nicht mehr ruhen; sofort wurde der ganze Trupp reitender Jäger aufgeboten, und fort ging's in gestrecktem Galopp, um den frechen Eindringlingen den Rückzug zu verlegen. Beruhigt sahen die Sauerbacher ihren Befreiern nach; der stürmischen Tapferkeit konnten die Preußen gewiß nicht widerstehen, davor mußten sie sogleich zu Kreuze kriechen.

Es wurde Abend und Nacht, ehe die Jäger zurückkehrten, aber die Dorfbewohner waren noch nicht zur Ruhe gegangen; sie warteten mit Ungeduld auf die kühnen Krieger, die sicher mit einem ganzen Haufen von Gefangenen zurückkehren würden. Endlich hörten sie fernen Hufschlag und zogen in Scharen aus, den Soldaten entgegen. Bald schallte lautes Triumphgeschrei durch das Dorf, wieder kam ein lärmender Haufe vor das Pfarrhaus gezogen. „Sie haben sie, Herr Pfarrer, sie haben sie! die Preußen sind gefangen! hurra hoch!“

*) Nach der „Chronik von Fröschweiler“ von Klein.

Gertrud preßte die Hände auf das wild pochende Herz — sollte der Krieg wirklich mit einer Niederlage ihrer Landsleute beginnen? Es schien ihr, als könnte sie das nicht ertragen, als müßte sie davonlaufen und sich verbergen. Bald darauf kam der Jägeroffizier zurück: „Nun, wie ist es Ihnen ergangen?“ fragte der Pfarrer gespannt, „das Siegesgeschrei kündigt große Thaten an.“

Unmutig warf der junge Mann die persische Pelzmütze auf den Tisch. „Bah — nicht der Rede wert!“ sagte er ärgerlich, „man muß sich ja schämen! Zieht da ein halbes Regiment aus, um — zwei Dragoner zu fangen, die gar keinen Widerstand versuchten! Die armen Kerle waren bei einer Rekognoszierung verwundet worden und konnten nicht zurück — werde sie morgen dem Oberst nach Niederbronn ins Lager schicken, damit die aufgeregte Menge ihnen hier nicht noch ein Leid anthut.“

Die Leute in Sauerbach und auf zwei Meilen in die Runde aber ließen sich's nicht nehmen, daß die Jäger den ersten Sieg über die Preußen erfochten, zahlreiche Gefangene gemacht und unsterblichen Ruhm erworben hätten. „Vive la France! à bas la Prusse! Allons enfants de la patrie — à Berlin, à Berlin!“ so scholl es immer siegesgewisser und übermütiger aus allen gallischen Kehlen. Trotz alledem machte das französische Heer immer noch keine Anstalten, die deutsche Grenze zu überschreiten; immer stärkere Truppenmassen häuften sich in der Umgegend von Wörth an, aber sie blieben sämtlich auf heimischem Boden stehen. „Geht's denn nicht bald los?“ fragten die Sauerbacher neugierig die Soldaten, welche auf allen Äckern und Wiesen um das Dorf herum ihre Zelte aufgeschlagen hatten, „worauf wartet ihr denn noch? Warum fallt ihr nicht über die verwünschten Prussiens her und schlagt sie so, daß sie das Wiederkommen vergessen?“

„Erst essen, dann schlagen!“ war die Antwort. „Denkt ihr, man kann mit leerem Magen in die Schlacht ziehen? Mille tonnerres! wo bleiben die Proviantwagen?“ Und dann strömten sie scharenweise in die umliegenden Ortschaften; Offiziere und Mannschaften bunt durcheinander, und baten und flehten, ihnen die nötigsten Lebensmittel zu verkaufen. Die Einwohner gaben, solange sie etwas hatten; aber die Vorräte erschöpften sich, ehe die vielen Tausende gesättigt waren; unzufrieden, zornig, mit finstern Blicken zogen Unzählige ab, die nichts, oder nicht genug erhalten hatten.

An der Sauerbacher Kirche ſtand der Intendant der im Dorfe lagernden Truppen, im Nu war er umringt: „Gebt uns Brot und Fleiſch und Wein!“ ſchrieen ihm die Soldaten wütend zu, „wir haben Hunger und Durſt, und Ihr müßt für uns ſorgen!“ Der unglückliche Mann aber ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief jammernd: „Ich habe nichts, ich kann nichts geben! Man hat mich auch im Stich gelaſſen, der fällige Proviant iſt ausgeblieben!“

Gertrud ſah den Auftritt vom Fenſter aus, „Um Gottes willen, Onkel, ſie reißen den Mann in Stücke — rette ihn, bring ihn hier herein in Sicherheit!“ rief ſie angſtvoll, in dieſem Augenblick der Not vollſtändig vergeſſend, daß jener ein Feind ſei. Der wackere Pfarrer eilte hinaus, und es gelang ihm, den Intendanten aus der aufgeregten Menge herauszuziehen und ihn durchs Hinterpförtchen ins Pfarrhaus zu bringen, wo er ganz erſchöpft auf einen Stuhl ſank. Gertrud fühlte ſo tiefes Mitleid mit ihm, daß ſie ihm ſelbſt ein Glas Wein brachte, und ſo gewann er allmählich Kraft und Sprache wieder.

„Aber ſagen Sie mir nur, Herr Intendant,“ begann der Geiſtliche, als er den andern ſich erholen ſah, „wo liegt denn eigentlich der Haſe im Pfeffer? warum dies lange Zaudern und Aufſchieben? Die franzöſiſche Armee iſt ja ſeit lange „ſchlagfertig“, wie unſer Kriegsminiſter ſagte, warum bricht ſie nicht wie ein Wetterſturm in die Pfalz ein und ſucht ſich ihre Verpflegung in Feindesland?“

„Oh, Monsieur le curé,“ rief der Intendant mit kläglicher Miene, „wenn nur alles wahr wäre, was die hohen Herren ſo leichthin ſagen! Nichts iſt bereit! von der halben Million Soldaten ſteht nur die Hälfte unter den Waffen; da fehlen Pferde und Munition, Kochgeſchirre und Zelte, Krankenwärter und Verwaltungsbeamte, Karten und Lebensmittel — kurz, alles! Die Reſerven irren im Lande umher und ſuchen ihre Regimenter, die Eiſenbahnen können den gewaltigen Andrang nicht bewältigen, — es fehlt an der oberſten Leitung, dem einheitlichen Gedanken, der alles in Bewegung ſetzt. Die Herren Diplomaten haben den Krieg zu früh erklärt, ſie hätten die Sachen noch einige Wochen hinziehen ſollen. Der einzige Troſt iſt der, daß Deutſchland auch unmöglich gerüſtet ſein kann — ſonſt — — — Aber pour l'amour de Dieu, verraten Sie mich nicht, M. le curé! es könnte mir Kopf und Kragen koſten, daß ich mich ſo frei ausgeſprochen habe. Es wird ſich ja alles ordnen; nur Geduld, bis die erſten, ſchlimmen Zeiten überwunden ſind und der kaiſerliche Adler ſeine Flügel frei entfalten kann.

Und wenn dieſe deutſchen Heere die Sonne verdunkeln ſollten — ſo werden wir im Schatten fechten und dennoch ſiegen!“

Mit dieſen ſtolzen Worten erhob ſich der Intendant, ſtrich über Bart und Haare, die ſich bei dem Anſturm vorhin etwas geſträubt hatten, richtete ſich ſtraff empor und verließ das Haus, das er ſo kläglich betreten, mit der Miene und Haltung eines Triumphators.

Gertrud aber hatte genug geſehen und gehört; ſie wußte jetzt, wie mangelhaft es mit allen Einrichtungen der feindlichen Armee beſtellt, wie übertrieben das Selbſtgefühl und die Unterſchätzung des Gegners ſei. Sie hatte großes Vertrauen zu der deutſchen Oberleitung und ſetzte die Fürbitte des Onkels, der auf der Kanzel für den Erfolg der franzöſiſchen Waffen betete, ihr inbrünſtiges Gebet im ſtillen Kämmerlein um deutſche Siege entgegen. Aber wie es auch kommen mochte, ohne furchtbare Opfer und tiefe Kümmerniſſe konnte es nicht abgehen, und immer banger ſchnürte ſich ihr das Herz zuſammen, indem ſie an die nächſte Zukunft dachte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Schlachtendonner.

Zwischen dem Pfarrhause und dem Schlosse hatte es in den letzten Tagen gar keinen Verkehr gegeben; Gertrud hatte mit Pflege und Haushalt alle Hände voll zu thun, und auch Lisa war zum erstenmal durch praktische Fragen ganz in Anspruch genommen. Droben auf dem Schlosse hatten die höheren Offiziere ihr Hauptquartier aufgeschlagen; da wimmelte es von Generalen, Adjutanten, Ordonnanzen und einem ungeheuren Troß; da wurde alle Tage getafelt, und es galt, viele Menschen unterzubringen und für alle gebührende Sorge zu tragen. Der alte Haushofmeister und die ebenso alte Haushälterin waren Erbstücke aus der gräflichen Zeit und mit der Aufnahme vieler Gäste sehr aus der Übung gekommen, denn in den letzten zwanzig Jahren war es hier ganz still zugegangen, und die Zahl der Dienerschaft war aufs äußerste beschränkt worden. Den jetzigen Ansprüchen gegenüber wußte sich keiner recht zu helfen, und die Schloßfrau war, infolge von Kränklichkeit und Trübsinn, kaum imstande, die nötigen Anordnungen zu treffen. So fiel denn der größte Teil der Sorgen auf Lisas junge Schultern, und sie bewies, daß die Not die beste Lehrmeisterin sei. Unverzagt griff sie alles an, war überall selbst dabei, in den Zimmern, in Küche und Keller, und bald fand es jeder ganz selbstverständlich, daß er sich seine Befehle von Fräulein Lisa holte, die man bis vor kurzem noch als ein halbes Kind betrachtet hatte. Und wie gut verstand sie es, mit all den Offizieren zu verkehren, die täglich aus- und eingingen! Mit den älteren Herren war sie heiter und schalkhaft, gegen die jüngeren nahm sie eine gewisse Würde an, die ihr allerliebst stand, und die doch auch die kühnsten in angemessener Entfernung hielt. Da sie mit ganzer Seele Französin war und die höchsten Erwartungen von der alles besiegenden Tapferkeit der französischen Truppen hegte, so sah sie in jedem der einquartierten Gäste

einen Helden, über dessen Haupt schon ein unsichtbarer Lorbeerkranz schwebte — eine Anschauung, die ihr unfehlbar die gute Meinung und das Wohlwollen aller erwarb.

Es war am vierten August. In früher Morgenstunde hatte Gertrud ein Briefchen von Lisa erhalten, mit der dringenden Bitte, sie sogleich zu besuchen, da sie ihr eine Nachricht von höchster Wichtigkeit mitzuteilen habe. Da Gertrud gerade eine freie Stunde hatte, so entschloß sie sich, dem Rufe zu folgen, obgleich sie ungern den vielen Soldaten und Offizieren begegnete, welche Dorf und Schloß anfüllten. Sie ließ den alten Diener, der ihr den Brief gebracht, dicht neben sich gehen, denn wohin man sah, fiel der Blick auf kriegerische Gestalten. Dort lag ein Regiment Zuaven in ihren eigenartigen Uniformen, und drüben an der Chaussee gar ein Regiment Turcos, diese gefürchteten Sturmkolonnen der Wüste, deren bloßer Name schon Schrecken verbreitete. Welch ein seltsamer Anblick! Hier kleine, verschrumpfte, dort hohe, markige Gestalten mit kupferroten oder schwarzbraunen Gesichtern, dann und wann ein echter Neger darunter, alle in auffallender, orientalischer Kleidung; auf ihren Schultern saßen Katzen und Affen, die fauchten und fletschten die Zähne gegen jeden, der ihnen nahe kam. Wie eine Märchengestalt ritt zwischen ihren Reihen, auf einem prächtigen, arabischen Pferde, der Oberpriester oder Marabut hindurch, ganz in einen blendend weißen Burnus gehüllt, aus dessen Falten das schöne, braune Patriarchengesicht mit dem schwarzen Vollbart ernst und majestätisch hervorsah.

Gertrud schauderte bei dem Gedanken, daß alle diese Tausende keinen heißeren Wunsch hätten, als den, ihr geliebtes Vaterland mit Mord und Brand zu überziehen und ihm den schmachvollsten Untergang zu bereiten. Im Park war es ziemlich leer und still; sie blieb im Gartenhäuschen und schickte den Diener ab, um das Fräulein zu holen. Während sie dort wartete, schweifte ihr Blick über das ganze Thal hin, das ein einziges, großes Lager war, und es schien ihr, als ob eine eigentümliche Bewegung darin herrsche; auf den höheren Punkten standen die Offiziere gruppenweise zusammen, schauten unruhig nach dem Liebfrauenberg hinüber und flüsterten einander ihre Bemerkungen ins Ohr, als wagten sie nicht, sie laut werden zu lassen. Von fernher schallte ein dumpfes Dröhnen durch die Luft — war es Donner, oder waren es Geschütze?

Lisas hastiger Eintritt unterbrach ihre Beobachtungen: „Trudi,

Trudi!“ rief sie zwischen Lachen und Weinen, „er lebt! er ist gefunden! der Heini ist da!“

„O Lisa, wirklich? welche Freude! ist er hier im Schlosse?“

„Nein, leider nicht, aber hoffentlich bringt seine Mutter ihn mit. O wie soll ich dir nur alles sagen — das Sprechen geht so langsam! Gestern abend kam ein Soldat, der die Frau Pate zu sprechen wünschte; er müßte sie selbst sehen, um ihr einen Brief einzuhändigen. Ich führte ihn zu ihr, sie nahm ihm den Brief ab und brach in ein Lachen aus, dem ein Strom von Thränen folgte — ich dachte, sie wäre wahnsinnig geworden. „Mein Heini! mein Sohn!“ schluchzte sie, „wo ist er? ich muß zu ihm, gleich — noch heute.“ Der Soldat sagte, das wäre nicht möglich, es wäre zu weit, denn sie lägen dicht bei Weißenburg, die Nacht wäre dunkel und alles voll Truppen. So brachen sie heute früh bei Sonnenaufgang auf; mich wollte sie nicht mitnehmen, nur ein Diener durfte sie begleiten. Den Brief fand ich heute in ihrem Zimmer, höre nur: „Meine Mutter! Ehe ich in den Krieg hinausziehe, bitte ich Dich um Deinen Segen. Ich wollte selbst zu Dir kommen, aber der Dienst erlaubt es nicht. Hast Du ein Wort der Liebe und der Versöhnung für Deinen Sohn, so sende es mir unter der Adresse des Dr. Lecomte, Division Douay, im Linien-Regiment Nr. 74.“

„Dr. Lecomte?“ wiederholte Gertrud in namenlosem Erstaunen, „aber Lisa, das ist ja mein Freund, Don Enrico!“

„Dein Spanier? o Gertrud, habe ich es dir nicht gleich gesagt? Aber hast du denn nie mit ihm von Frau v. Berneck gesprochen? ihm nie erzählt, mit welchen Schmerzen sie ihren Sohn suchte?“

„Nein, niemals; ich hielt mich nicht für berechtigt, fremde Familiengeheimnisse auszuplaudern.“

„O, über diese schreckliche Verschwiegenheit!“ rief Lisa in hellem Zorn und ballte ihre Hände. „Da irren wir in der halben Welt umher, setzen Himmel und Erde in Bewegung, um eine Spur des Verlornen zu finden — und die ganze Zeit über ist dieses kluge und gute Mädchen mit ihm zusammen und bringt aus lauter Gewissenhaftigkeit das Einfachste nicht heraus, während ich mit meiner Schwatzhaftigkeit die ganze Geschichte am ersten oder zweiten Tage herausgesprudelt und alles Dunkel mit einem Schlage gelichtet hätte. O Trudi, Trudi, wie soll ich — wie soll die Frau Pate dir das jemals vergeben?“

Gertrud saß in tiefen Gedanken und hörte kaum, was die andere sprach. „Es kann nicht sein, und ich glaube es nicht!“ sagte sie endlich wie zu sich selbst und griff nach dem Briefe. „Aber Lisa, hier steht ja gar nicht, daß Dr. Lecomte und Heinrich v. Berneck dieselbe Person ist! vielleicht sollte jener nur den Vermittler machen . . .“

„Das ist zu spitzfindig, Trudi, die übergroße Klugheit führt dich wieder auf Abwege. Aber was ist das?“ unterbrach Lisa sich selbst und sah nach dem Portal des Schlosses hin, „die Offiziere brechen alle auf — es muß etwas geschehen sein. M. Dumesnil!“ rief sie, einige Schritte vortretend, „wohin wollen die Herren reiten?“

„Es wird ein kleines Vorpostengefecht in der Gegend von Weißenburg gemeldet,“ erwiderte der Adjutant leichthin; „beunruhigen Sie sich nicht, Mademoiselle, es ist nichts von Bedeutung.“

„Aber Frau v. Berneck ist heute dorthin gefahren, um einen Herrn bei der Division Douay aufzusuchen,“ sagte Lisa besorgt.

„So wird die Division Douay Sie sicherlich schützen, mein Fräulein, fürchten Sie nichts! In wenigen Stunden kehren wir als Siegesboten zurück und bringen die Frau Baronin wohlbehalten mit.“

Die Herren sprengten davon, und Gertrud erklärte, ihre Zeit sei abgelaufen, sie müsse eilends ins Pfarrhaus zurück. Sie wollte nicht einmal auf einen Begleiter warten, sondern eilte, so schnell sie konnte, hinab. Im Dorfe herrschte Aufregung. Die Soldaten schwirrten durcheinander, die Stafetten flogen hin und her, die Offiziere schrieen und kommandierten, die Einwohner drängten sich haufenweise zusammen, und Gertrud fing im Vorübergehen manches Wort auf, welches sich auf das vorliegende Ereignis bezog.

„Sie sind über die Grenze gebrochen und fallen über uns her —“

„O nein, sie kommen gar nicht herein, oder nicht lebendig heraus — —“

„Es sollen Teufelskerle sein und schießen wie Schwarzkünstler, keine Kugel verfehlt ihr Ziel.“

„Die Unsrigen verstehen es noch besser, laßt sie nur machen, sie werden mit den Preußen schon fertig werden — —“

„O Herr Jesus, wenn sie bis zu uns kämen — was fingen wir an —?“

„Seid doch nicht solche Hasenfüße! Seht ihr denn nicht alle die Soldaten ringsum? Wozu haben wir Zuaven und Turcos und alle die andern, die uns seit acht Tagen schier die Haare vom Kopf fressen,

wenn sie uns nicht einmal vor dem Feinde beschützen sollten — —“ und so ging's weiter in Furcht und Zuversicht, in Trotz und Zagen. Gertrud hatte Mühe, sich hindurchzudrängen; atemlos erreichte sie endlich das Pfarrhaus, wo sie schon ungeduldig erwartet wurde; denn die kaum leergewordenen Oberstübchen sollten neue Einquartierung aufnehmen, einen Stabsarzt mit zwei Gehilfen. Diesmal konnte sie mit leichterem Herzen alles für die ungebetenen Gäste einrichten; die Ärzte wollten wenigstens nicht verwunden und töten, sondern heilen und vom Tode erretten. Aber ihre Hände zitterten doch vor gespannter Erwartung — wer würde in dem ersten Kampf der Sieger bleiben? —

Man hatte sich eben zu Tische gesetzt — das Gespräch drehte sich natürlich nur um das stattfindende Gefecht und seine möglichen Folgen —, als totenblaß und zähneklappernd der Xaveri hereingestürzt kam. „Um Jesu willen, Herr Pfarrer,“ stotterte er, „der Feind ist im Lande, Weißenburg brennt an allen vier Ecken, General Douay ist tot — die Franzosen laufen, was sie können, sie haben's verloren . . .“

Der Stabsarzt war aufgesprungen. „Mensch, wie kann Er so etwas reden?“ fuhr er den Unglücksraben an, „wer hat Ihm solche Lügen aufgebunden?“

„Herr, es sind keine Lügen! fragt nur den Grenzwächter von Lembach, der draußen steht, er hat alles mit eigenen Augen gesehen und ist selber davongelaufen, um sich in Sicherheit zu bringen. Ach, Herr Pfarrer, kommen die Preußen auch zu uns? Sie sollen alles umbringen und wegnehmen, alle Männer von fünfzehn bis sechzig Jahren mit sich schleppen — — o du großer Gott im Himmel, erbarm dich unser! behüt uns vor den Ungeheuern!“

„Sei ruhig und vernünftig, Xaveri,“ mahnte der Geistliche, „wir stehen alle in Gottes Hand, der kann uns wohl bewahren. Geh hinaus und sag's den andern, die Preußen seien ehrliche Soldaten und keine Menschenfresser; die Leute mögen das Heulen und Wehklagen lassen und Gott im stillen um Errettung bitten.“

Am Bett der Kranken saß Gertrud und rang nach Ruhe und Fassung; der furchtbare Zwiespalt der Empfindungen drohte ihr Luft und Atem zu rauben. Der Gedanke, vielleicht in kurzem mitten im Donner der Schlacht, im wildesten Kriegsgetümmel zu stehen, war schon allein genug, um alle Herzen mit zitternder Todesangst zu erfüllen; aber für sie kam noch der geheime Gegensatz zu ihrer ganzen Umgebung hinzu. Was die andern fürchteten und bejammerten, das mußte sie erhoffen und preisen; sie hatte das Gefühl, als übte sie Verrat an denen, deren Brot sie aß, deren Schutz sie genoß. Und dort unter den Feinden, mit denen ihre Landsleute jetzt um den blutigen Sieg rangen, stand auch Dr. Lecomte, ihr bester Freund! Sie stöhnte laut auf und preßte die Hände auf das Herz; ihre einzige Rettung blieb die, so wenig wie möglich zu denken, sondern still und treu ihre Pflicht zu thun und alles Andere Gott zu empfehlen.

In dieser Nacht gab es keine Ruhe in Sauerbach; wie Meereswogen drängte ein Heeresteil nach dem andern mit Geschützen und Wagen vorüber; denn Marschall Mac Mahon, der Oberbefehlshaber der französischen Armee im Elsaß, zog alle Truppen rings um Wörth zusammen, wo er den Feind erwarten wollte auch er selbst war eingetroffen und hatte im Schlosse Quartier genommen. Dazu kamen vom frühen Morgen an die traurigen Überreste der bei Weißenburg geschlagenen Divisionen, Turcos, Fußvolk und Reiter, alles regellos durcheinander gewürfelt, daneben Verwundete, kaum verbunden, an Stecken hinkend, oder auf Wagen geworfen, Kanonen, halb zertrümmerte Karren — ein endloser Zug, dessen trostlose Verfassung am deutlichsten von der erlittenen Niederlage sprach. Das Dorf war überfüllt, alle diese Menschen schrieen nach Nahrung — und die Vorräte waren noch immer nicht eingetroffen! Aber jetzt wurde nicht mehr gebeten und gekauft, sondern gefordert, und wer das Seine nicht gutwillig gab, dem wurde es mit Gewalt genommen. In die Gärten und Kartoffeläcker, in Höfe und Keller brachen sie scharenweise ein und nahmen alles weg, was eßbar war: da half kein Jammern und Schelten, kein Wehren und Wache halten, denn der Hunger hatte alle Bande der Mannszucht zerrissen.

Das Pfarrhaus war anfangs noch verschont geblieben, aber nun wälzte sich ein Haufe Turcos heran; im Nu hatten sie die Kellerthür erbrochen, den Hühnerstall erstürmt; machtlos mußte der Pfarrer sie gewähren lassen, während die Frauen sich zitternd um die Kranke scharten. Da kam der wackere Stabsarzt vom Schlosse zurück; er riß den Revolver aus der Brusttasche und richtete ihn auf den nächsten der frechen Räuber: „Wer nicht sofort Haus und Hof verläßt, ist ein Kind des Todes!“ schrie er ihn an. Der wilde Bursche zuckte zusammen und drückte sich mit gefletschten Zähnen an die Mauer, aber

die Uniform flößte ihm doch Respekt ein; er schlich wie ein Raubtier davon, und die andern folgten ihm.

Endlich, endlich brachte ein langer Wagenzug den heißersehnten Proviant an, der sogleich an die Mannschaften verteilt wurde; der haarsträubende Notstand, daß die Armee hungerte und die Soldaten sich im eignen Lande durch Raub und Plünderung helfen mußten, hatte wenigstens ein Ende.

Noch lange saßen abends der Stabsarzt und der Pfarrer beisammen und besprachen die Lage der Dinge. „Die Herren da oben," sagte der erstere mit finsterer Miene, „versicherten immer: ‚ce n'est rien! ce n'est rien! ein kleines Gefecht, das General Douay etwas leichtsinnig mit zu wenig Truppen aufgenommen hat. Morgen wetzen wir die Scharte aus und werden in einer unangreifbaren Stellung dem Feinde zeigen, was französische Kriegskunst ist!' Aber es kommt viel auf den ersten Eindruck an! Nicht die Schwerter allein sind es, die eine Schlacht schlagen, sondern die mutigen Herzen, und der Glaubenssatz, daß wir überall siegen müssen, der bis jetzt das ganze Heer beherrschte, ist gebrochen. Der preußische Kronprinz steht uns nicht nur mit einer gewaltigen Armee gegenüber — der Ruhm des Weißenburger Sieges fliegt ihm voran und hilft ihm streiten. Wir haben es versäumt, anzugreifen, Gott weiß, wie uns die Verteidigung gelingen wird!"

In Gertruds Augen wollte in dieser Nacht kein Schlaf kommen; was sollte aus der kranken Tante werden? wie würden sie alle die nächsten, furchtbaren Tage überstehen? wo war Felix? Dazwischen kreisten ihre Gedanken um das Wiederfinden von Heinrich v. Berneck — war es wirklich Dr. Lecomte? Ach, sie wollte es immer noch nicht glauben, ihr Herz sträubte sich so sehr dagegen. Dem bürgerlichen Arzt, der so arm wie eine Kirchenmaus war, der nur von seiner Arbeit und seiner Wissenschaft lebte, dem hatte sie sich ganz gleich gefühlt, aber Herr v. Berneck, der Erbe des Grafenschlosses, der war durch eine weite Kluft von ihr getrennt, mit dem konnte sie nie wieder so harmlos vertraulich verkehren wie früher. Sie zitterte ordentlich davor, ihn unter so veränderten Umständen wiederzusehen.

Der Morgen des sechsten August brach an, und wer noch in Sauerbach Ruhe und Schlaf gefunden hatte, der wurde durch das Dröhnen der Kanonen in früher Stunde unsanft aufgeweckt. Von allen Höhen donnerte es herab, aus dem Thal bei Wörth her knatterte es herauf. Auf allen Dorfstraßen tönte der Schritt der marschierenden Soldaten, das greuliche Kriegsgeschrei der aufbrechenden Turcos; dann dröhnte lauter Hufschlag am Pfarrhause vorüber: das war der Marschall Mac Mahon, der Held von Magenta, mit seinem ganzen Generalstabe, alle zu Pferde, in prächtiger Rüstung, alle ernst, feierlich, totenbleich, denn sie zogen in einen Entscheidungskampf hinaus, der für lange Zeit über deutsche und französische Kriegstüchtigkeit das Urteil feststellen sollte. Und plötzlich ist es im Dorf ganz still geworden, die Truppen sind fort, das Heulen und Wehklagen der Einwohner verstummt, die geängstetsten Gestalten, die da in zitternder Sorge hin und her liefen, sind verschwunden, alles wie ausgestorben. In den Kellern, in den Steinbrüchen haben sie sich zusammengedrängt, betend und zähneklappernd, um nur nicht mit hineingerissen zu werden in den blutigen Waffentanz.

Der Stabsarzt, der schon in früher Stunde fortgeritten war, kam jetzt zurückgesprengt: „Herr Pfarrer, wir brauchen Kirche und Schule für die Verwundeten; schnell alle Bänke hinausgeschafft und soviel Stroh herein, wie Sie auftreiben können! Es giebt einen heißen Tag — bringen Sie Ihre Frau und Nichte in Sicherheit — wir können hier schlimme Dinge erleben, Sauerbach liegt gerade im Mittelpunkt der ganzen Stellung!"

„O mein Gott!" stöhnte der Pfarrer mit gefalteten Händen; dann rief er Gertrud herbei, um mit ihr das Wohin? zu beraten. Die einzige, sichere Zuflucht bot das Schloß dar, denn es hatte tiefe, gewölbte Keller, die schußfest waren — aber wie brachte man die Kranke, die nicht imstande war, einen Schritt zu gehen, dort hinauf? Pferd und Wagen waren längst mit Beschlag belegt worden, im Hause hatten nur der Xaveri und die Resi ausgehalten. Zeit war nicht zu verlieren, denn schon schwirrte die erste Granate über die Dächer hin und schlug zischend in eine Scheune am andern Ende des Dorfes ein. „Faßt vorn an den Bettrahmen an, Xaveri," befahl Gertrud mit plötzlichem Entschluß, „Resi und ich tragen hinten — nun fort, immer in ruhigem Schritt! Gott helfe uns!"

Der ernste Befehl wurde sofort befolgt, der Pfarrer, der in diesem Augenblick seine Kirche nicht verlassen konnte, flehte laut um Gottes Erbarmen für sein krankes Weib, und so ging's langsam, in vielen Absätzen, den stark ansteigenden Weg hinauf. Endlich war das Ziel erreicht, nun noch die Kellertreppe hinab, und dann war der kleine

Zug geborgen. Zu Tode erschöpft sank Gertrud auf einer Stufe nieder, aber liebevolle Arme umfingen sie, und als sie wieder zum vollen Bewußtsein kam, sah sie in Lisas trauriges Gesicht. „Gott sei Dank, daß ihr in Sicherheit seid — möchten Seine Engel uns beschützen! O Trudi, welch ein entsetzlicher Tag!“

Verwirrt blickte Gertrud um sich; der niedrige Raum war durch eine Laterne nur schwach beleuchtet. Da waren alle weiblichen Dienstboten vom Schlosse, ein zitterndes Häuflein, das bei jedem Kanonenschuß jammernd und weinend zusammenfuhr; da waren auch einige Männer, die es nicht viel besser machten; da lag die kranke Pfarrerin, stille Ergebung im bleichen Gesicht, in leisem Gebet, und endlich fand ihr suchender Blick auch Frau v. Berneck, die auf einem Schemel saß und den Kopf tief in die Hände gesenkt hatte. Gertrud deutete auf die regungslose Gestalt: „Wo ist ihr Sohn?“ fragte sie im Flüsterton.

„Sie hat ihn nur einen Augenblick gesehen und an ihr Herz gedrückt,“ gab Lisa ebenso leise zurück, „dann mußte er fort — der Dienst nahm ihn erbarmungslos in Anspruch. Wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist, denn das unglückliche Gefecht nötigte sie zu schnellem Umkehr. O Trudi!“ Heiße Thränen erstickten ihre Stimme, und Gertrud wagte nicht weiter zu fragen.

Welch ein Donnern und Dröhnen rings umher! Kanonen und Mitrailleusen krachten um die Wette, und bei jedem Schuß erbebte das alte Schloß in seinen Grundfesten, als wollte es zusammenstürzen und alles unter sich begraben. Einmal that sich oben die Thür auf, ein Mann wankte die Treppe hinab, angstvoll richteten sich aller Blicke auf ihn — es war der Pfarrer. Er setzte sich zitternd auf die Stufen nieder, während die Mädchen sich mit stummer Frage an ihn drängten. „O meine Lieben,“ seufzte er, „es ist, als ob der jüngste Tag anbräche! Gott sei uns Armen gnädig! Das halbe Dorf steht in Flammen, der Kampf wälzt sich immer näher heran, es ist alles voll Rauch, Blut und Schrecken! Laßt uns beten!“ Aber es blieb ein wortloser Aufschrei, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen, und er zitterte zu heftig, um zusammenhängend zu sprechen.

So schlichen in unendlicher Langsamkeit sechs lange, bange Stunden hin, — endlich ward es droben stiller, der Kanonendonner entfernte sich, noch vereinzelte Gewehrschüsse, dann verstummten auch diese. Dagegen wurden andere Stimmen laut: „Hurra!“ schrieen sie, „Sieg! Sieg! die Deutschen sind da! Victoria!“ Gertrud horchte hoch auf,

dann sprang sie empor, lief die Treppe hinan und riß die Thür weit auf. Tief aufatmend schaute sie um sich, der Schloßhof wimmelte von Soldaten und Offizieren — o Wonne! es waren preußische Uniformen! Sie hob die Hände zum Himmel empor und trat mit schnellem Schritt auf einen älteren Herrn zu, der eben vom Pferde stieg. „Herr General!“ rief sie, „ist es wahr? Haben die Deutschen gesiegt? Ich bin eine Preußin und habe den ganzen Tag zu Gott im Himmel um den Sieg der Unsrigen gefleht!“

Der General reichte ihr freundlich die Hand. „Gott hat Sie erhört, mein liebes Kind,“ sagte er, „wir haben einen schweren, aber glänzenden Sieg erfochten und die Franzosen völlig in die Flucht geschlagen.“

„Ist unser Kronprinz frisch und unverletzt? kommt er auch hierher?“

„Wahrscheinlich, der Weg führt hier durch.“

„O Gott sei Dank!“ rief das junge Mädchen, „wenn ich ihn sehen, ihm danken könnte, dann bliebe mir nichts zu wünschen übrig!“ Sie war wie außer sich; in diesem Augenblick hatte sie alle eigne Sorge vergessen über dem stolzen Triumph des deutschen Heeres.

Jetzt kamen mit gesenkten Häuptern die übrigen Flüchtlinge aus dem Keller hervor, die Tragbahre mit der Kranken voran, wie einen Schild gegen die Feinde. Aber sie bedurften dessen nicht, denn der General trat auf die Schloßfrau zu und bat sehr höflich um Aufnahme und Speisung für sich und die Seinen, mit der Versicherung, daß niemandem ein Leid geschehen und ihr Eigentum nicht angetastet werden solle. Die Dame verbeugte sich mit schweigender Würde und winkte Lisa, die alsbald, wenn auch mit traurigem Gesicht, die nötigen Anordnungen traf, um die siegreichen Feinde zu bewirten. „Ihre Frau lassen Sie uns vorläufig hier,“ sagte Frau v. Berneck zum Geistlichen, „sehen Sie erst nach, wie es bei Ihnen aussieht.“

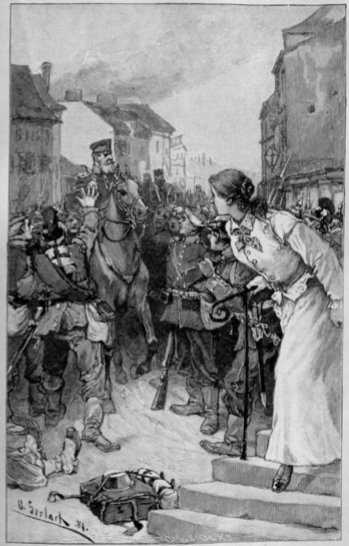
So ging denn der Pfarrer an Gertruds Arm allein nach dem Dorfe hinab, der eine tief gebeugt, denn er fühlte die Niederlage Frankreichs lebhaft, die andere wie auf Flügeln. Aber die gehobene Stimmung wollte vor der grauenvollen Wirklichkeit des Krieges doch nicht standhalten, denn entsetzlich war der Anblick, der sich ihnen darbot. Aus dem freundlichen Dörfchen war in wenig Stunden eine Stätte des Jammers und der Verwüstung geworden, alle Dächer zerschlagen, Läden und Fenster zerschossen, überall zertrümmerte Wagen, tote Pferde, blutige Leichen, wimmernde Verwundete. Und was weht dort für eine

Feuerfahne in der Luft? Großer Gott, es iſt der Kirchturm, er ſteht in hellen Flammen. „O rettet, rettet! helft uns unſere Kirche löſchen!“ fleht der Pfarrer einen vorüberreitenden Offizier an. Der aber ſchüttelt den Kopf und ſagt kurz: „Laßt ſie brennen, wir bauen ſie wieder auf!“

Aber die Kirche war voll von Verwundeten, Franzoſen und Deutſchen durcheinander, die mußten hinaus! Mit Mühe gelang es dem Pfarrer und den Ärzten, helfende Hände herbeizuſchaffen, um die Unglücklichen dem Feuertode zu entreißen. Ach! und wie ſah es im Pfarrhauſe aus! alles durcheinandergeworfen, Keller und Speiſekammer rein ausgeplündert, und immer wieder und wieder kamen deutſche Soldaten, müde, erſchöpft, hungrig und durſtig und verlangten Wein und Nahrungsmittel, als Gertrud längſt nichts mehr zu geben hatte. Todesmatt und traurig ſaß der alte Pfarrer auf den Trümmern ſeiner Habe, vergebens bemühte ſich Gertrud, Ordnung zu ſchaffen; ihr ſanken die Hände ſchlaff herab. Da ſcholl durch all den Lärm der vorübermarſchierenden Regimenter, durch das wilde Auf- und Abwogen der Sieger und Beſiegten plötzlich ein unbeſchreibliches Getöſe; die Soldaten ließen alles ſtehn und liegen, ſprangen zu den Häuſern und Höfen hinaus und ſtellten ſich in Reih und Glied an der Straße auf. „Der Kronprinz kommt!“ riefen ſie mit betäubendem Jubelgeſchrei, „hurra hoch! Victoria!“

Gertrud ſtürzte vor die Thür; die Trommeln wirbelten, die Muſik ſpielte brauſende Siegeslieder, eine ungeheure Begeiſterung flammte durch die Reihen, alle Häupter entblößten ſich, und ein donnerndes, tauſendfaches Hoch! begrüßte den ſiegreichen Helden von Wörth! Gertruds Augen füllten ſich mit Thränen des Dankes, der Erhebung, der tiefſten Erſchütterung; aber ſie wiſchte ſie eilends hinweg, denn ſie wollte ihrem Kronprinzen klaren Blickes ins Auge ſehen. Wie ſtrahlte das ſchöne Heldenantlitz von ſtolzer Freude! mit welchem Wohlwollen erwiderte der Feldherr die Grüße ſeiner Soldaten! Dabei lag eine unendliche Milde in ſeinem Blick, und die Worte, die er an die zagenden Einwohner richtete, erweckten Vertrauen und Ermutigung. „Die Leute ſollen ſich nicht fürchten; wir führen nicht mit dem Volke Krieg, ſondern mit dem Kaiſer und ſeinem Heer.“ Dann ſchwenkte er vom großen Wege ab und bog in ein Nebengäßchen ein, wo in einem Bauernhauſe, auf beſcheidenem Lager, ein franzöſiſcher General lag, aus vielen Wunden blutend, mit zerbrochenem Schwert und brechen-

(S. 215.)



Der Sieger von Wörth.

den Herzen. Zu dem trat der deutsche Sieger ein, drückte ihm gütig die Hand, sprach ihm seine Anerkennung und Teilnahme aus und zog dann weiter, begleitet von dem Freudengeschrei der Seinigen.*)

Hinter ihm drein aber kam ein anderer Zug von endloser Länge und traurig anzusehen, das waren die französischen Gefangenen. Entwaffnet, zerrissen, staubbedeckt und blutbespritzt, in tiefster Niedergeschlagenheit und Erschöpfung kamen Tausende von Soldaten, Hunderte von Offizieren, dazu Kanonen, Mitrailleusen, Fahnen und Standarten — es wollte schier kein Ende nehmen. So zogen sie dahin, die vor kurzem noch so siegesgewissen Franzosen, weit, weit fort in die Gefangenschaft. „A Berlin, à Berlin!“ hatten sie in trunkenem Übermut gerufen, — nun zogen sie freilich nach Berlin und noch weiter nach dem Osten und Norden hinauf, als ein bezwungenes, geschlagenes Heer, während die verachteten Deutschen im Siegessturm unaufhaltsam weiter drangen bis in das Herz Frankreichs hinein.

*) Chronik von Fröschweiler.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Heimfahrt.

Gertrud fand es sehr schwer, das früher so schmucke Pfarrhaus, das jetzt in jedem Raum und jedem Winkel Spuren der Verwüstung zeigte, wieder in Stand zu setzen. Resi war zwar vorhanden und zu jeder Hilfe und Arbeit bereit, aber Xaveri wurde von den Ärzten in Anspruch genommen; auch fehlte es vorläufig an allen Mitteln, um die Wirtschaft zu betreiben, denn die Vorräte waren alle verschwunden, und selbst das Wasser war im Dorfe sehr knapp geworden. Das junge Mädchen war in gelinder Verzweiflung, womit sie den Onkel und sich selbst satt machen sollte, als ihr am andern Tage ein Briefchen von Lisa gebracht wurde. „Wenn Du in Deinem Siegesjubel noch ein Fünkchen von menschlichem Erbarmen in der Brust hast," schrieb diese, „so zieh zu uns aufs Schloß und stehe mir bei in meiner Not. Alle unteren Räume sind mit Verwundeten angefüllt, und immer neue werden hereingebracht; deutsche und französische Ärzte haben sich dazu einquartiert und stellen alle Augenblicke Forderungen an mich, die ich nicht zu befriedigen weiß. Frau v. Berneck liegt in hilflosem Jammer da, die arme Tante im nächsten Zimmer wie eine Statue der Geduld, aber jedesmal, wenn ich eilig an ihr Bett trete, höre ich sie seufzen: „wäre nur die Trudi hier!" O komm, komm, so schnell Du kannst! Wie leicht muß es sein, im Gefühl des Sieges Großmut und Barmherzigkeit zu üben! Bringe nur getrost den Onkel mit; wo schon so viele Unterkommen und Speisung finden, da wird auch für ihn ein Plätzchen und ein Teller Suppe abfallen. O mein armes Frankreich! mir blutet das Herz, wenn ich an seinen namenlosen Jammer denke!"

Gertrud war von Herzen froh über diesen Ausweg und fand auch den Onkel der Übersiedelung nicht abgeneigt; sie packte schnell das Nötigste zusammen, übergab das Haus der Obhut der treuen Resi und ging nach dem Schlosse hinauf. Wie anders sah es jetzt hier aus, als

sonst! Alle Thüren und Fenster der lange verschlossenen Gesellschaftszimmer im unteren Stockwerk standen weit offen; auf den Treppen und Korridoren liefen geschäftig die Krankenwärter und barmherzigen Schwestern hin und her; in den weiten, prächtigen Sälen sah man Lager an Lager aufgestellt und darauf bleiche, stöhnende Gestalten, an deren vielen die Ärzte ihr blutiges Handwerk ausüben mußten, um sie von den zerschossenen, zerfetzten Gliedmaßen zu befreien. Die arme Lisa war schon halb von Sinnen von all den Schrecknissen und fiel Gertrud laut weinend um den Hals, raffte sich aber schnell wieder auf und trocknete die Thränen hastig ab. „Ich will nicht schwach und kindisch sein," sagte sie, noch wider Willen schluchzend, „sondern mutig und fest, wie sich's in so ernster Zeit gebührt. Du wirst mir dazu helfen, Trudi."

Allmählich kam Ordnung in das anfänglich wirre Chaos, jeder wurde auf seinen richtigen Platz gestellt und die Arbeit verständig eingeteilt; nur allen Seiten strömten Liebesgaben zum Besten der Verwundeten zusammen, die Not nahm ein Ende. Wider alles Erwarten erholte die Pfarrerin sich zusehends und konnte wenigstens mit ihrem Rat den beiden Mädchen beistehen, die, wenn sie auch mit der eigentlichen Krankenpflege nichts zu thun hatten, doch täglich für die Speisung von hundert Menschen zu sorgen hatten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend gab es keinen Augenblick der Unthätigkeit, und wenn beide ihr Lager aufsuchten, waren sie so müde, daß sie kaum miteinander sprechen konnten. Gertrud erfuhr nur, daß Heinrich v. Berneck aufs neue verschwunden sei; ob er gefallen, oder in Kriegsgefangenschaft geraten wäre, wußte niemand zu sagen, ebensowenig ließ es sich feststellen, ob er im Heer den Namen Lecomte geführt habe. Auch von Felix hatten sie keine Nachricht.

Eines Abends — es mochte eine Woche seit der Schlacht bei Wörth vergangen sein — traf Gertrud im Schloßgarten, wo sie für einen kurzen Augenblick Luft schöpfte, eine Diakonissin, mit der sie schon öfter freundliche Worte gewechselt hatte, und erkundigte sich teilnehmend nach ihren Kranken. „Wir haben aus meinem Saal schon sieben begraben, sechs andere sind entlassen," erwiderte Schwester Marie, „aber die Plätze bleiben nicht lange leer. Heute hat man uns wieder einen ganzen Wagen voll gebracht, lauter Deutsche, die irgendwo in erbärmlichen Hütten gelegen haben und schlecht versorgt worden sind. Einer ist darunter, solch ein zartes, junges Blut, daß einem

das Herz weh thut, wenn man ihn ansieht; er wird's wohl nicht mehr lange machen. Er spricht immer leise vor sich hin zu Eltern und Geschwistern, als wollte er ihnen lebewohl sagen."

Gertrud traten die Thränen in die Augen, sie mußte an ihren Bruder denken — wo war er und wie mochte es ihm gehen? Der Gedanke an den sterbenden Jüngling verfolgte sie bis in ihre Träume, und am andern Morgen war ihr erster Gang nach dem Krankensaal der Schwester Marie, um sich nach ihm zu erkundigen. „Er liegt immer da, wie in süßem Traum," versetzte die Diakonissin, „manchmal flüstert er: ‚Sieg, Sieg! hoch das Vaterland und unser Fritz!' ein andermal sagt er: ‚Lisel! Trudchen!' und dann lächelt er dazu."

Gertruds Herz schlug so gewaltsam, daß ihr fast der Atem verging: „Darf ich ihn einmal sehen?" fragte sie mit erstickter Stimme, „vielleicht ist es ein Bekannter." Schwester Marie führte sie an einer langen Reihe von Betten vorüber bis zu einem, das dicht vor dem großen Bogenfenster stand; ein sonniger Glanz fiel auf ein edles, totenbleiches Antlitz, das von kurzem, blondgelocktem Haar umgeben war. Das Mädchen kniete neben dem Lager nieder und verbarg einen Augenblick ihr Gesicht; dann strich sie mit weicher Hand über die Stirn des Kranken. „Mein Felix!" sagte sie sanft und leise, um ihn nicht zu erschrecken.

Er schlug die großen, blauen Augen auf und sah sie eine Weile fragend an, dann ging plötzlich ein helles Leuchten, wie ein Glanz der Verklärung, über seine Züge: „Meine alte Trudi!" flüsterte er kaum hörbar, aber mit inniger Zärtlichkeit, „bin ich bei euch daheim? o Gott sei Dank! ich habe mich so sehr danach gesehnt!"

„Noch nicht in der Heimat, Felix — aber habe nur guten Mut, wir reisen zusammen dorthin. Erst pflegen wir dich gesund, Lisa und ich."

„Lisa ist auch hier?" fragte er mit einem glücklichen Ausdruck, „liebe, kleine Lisa! bringe sie her, damit ich sie noch einmal sehe."

„Ich hole sie dir," sagte Gertrud mit einer Liebkosung und verließ mit schwankenden Schritten den Saal. Draußen brach ihre mühsam behauptete Fassung zusammen; sie mußte sich auf der Treppe niedersetzen und ihren heißen Thränen freien Lauf lassen. Ihr Bruder, ihr geliebter Felix, war sterbenskrank! Sie konnte ihr bitterliches Schluchzen nicht bezwingen; immer, wenn sie sich aufrichten wollte, überfiel es sie von neuem mit unwiderstehlicher Gewalt. „Was fehlt

Ihnen, Fräulein Stein?" hörte sie eine teilnehmende Stimme fragen — es war der deutsche Oberarzt, Dr. Bendler, mit dem sie täglich in Berührung kam.

Sie machte eine gewaltsame Anstrengung, um sich zu fassen. „Ich habe meinen Bruder gefunden," stammelte sie, „aber er scheint mir sehr ernstlich krank zu sein."

„Wo liegt er?"

„Am Fenster im großen Saal, Schwester Marie pflegt ihn."

„Ah der! — er hätte nicht mitziehen sollen, er war zu zart — die Lunge ist sehr schwach, er hat einen Blutsturz gehabt."

„Wird er sterben?" fragte sie angstvoll.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Solange er atmet, ist auch noch Hoffnung; könnte er nur in andere Luft kommen! es taugt ihm nicht, unter so vielen Verwundeten zu liegen."

„Würden Sie erlauben, daß wir ihn zu uns ins obere Stockwerk nähmen?"

„Gewiß, mein Fräulein, meinen besten Segen dazu! Nur immer den Kopf oben behalten und nicht verzagt! Mit Thränen und Schluchzen macht man keinen Kranken gesund!"

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor — Sie haben recht! es war nur die Überraschung." Sie schüttelte ihm kräftig die Hand und eilte hinauf; oben traf sie Lisa. „Wo steckst du nur, Trudi?" fragte diese etwas unzufrieden, „es wurde schon sechsmal nach dir gefragt."

„Ich habe einen lieben Freund gefunden — —"

„Dr. Lecomte?"

„Nein, er steht dir näher."

„Felix?" schrie Lisa auf und klammerte sich mit beiden Händen an Gertruds Arm, „ist er schwer verwundet? wo ist er? ich muß zu ihm!"

„Laß uns lieber alles herrichten, um ihn hinauftragen zu lassen; der Arzt erlaubt, daß wir ihn in unsere besondere Pflege nehmen. Er ist nicht verwundet, nur sehr krank und schwach."

Eine Stunde später lag Felix auf einem bequemen Lager im Obersstock; ein sanftes Lächeln verklärte das bleiche, abgezehrte Gesicht, das trotzdem seine seltene Schönheit bewahrt hatte; zu beiden Seiten standen die jungen Mädchen, deren Hände er in den seinigen hielt, am Fußende saß die gute Tante Pfarrerin, die den Neffen gleich in ihr Herz geschlossen hatte. So fand Dr. Bendler die kleine Gesell-

schaft und erhob sofort energischen Einspruch. „So geht's nicht!“ sagte er mit angenommener Strenge; „wenn Sie meine Verordnungen nicht genau befolgen, lasse ich den Kranken sofort wieder hinunterbringen. Unterhaltung ist Gift! Immer hübsch still liegen und sich tüchtig langweilen, hin und wieder ein ruhiges Wörtchen mit der Frau Tante und nicht mehr Junge-Damen-Gesellschaft, als eine Viertelstunde am Tage. Zudem können wir unsre beiden Hausfrauen gar nicht entbehren; in ihren Händen liegt das Wohl von hundert Gesunden und Kranken — das darf nicht einem Einzelnen geopfert werden. Ich habe allerlei besondre Küchenwünsche für meine Patienten, welche von den Damen will sie anhören?“

Gertrud folgte gehorsam seinem Wink und begleitete ihn hinaus, um seine Anordnungen in Empfang zu nehmen; sie fühlte die Richtigkeit seiner Worte und wollte sich redlich bemühen, sie zu befolgen. Lisa wurde es noch schwerer, ihre Pflicht gegen das Ganze dem persönlichen Gefühl voranzustellen; sie fand öfter einmal Zeit, an das Bett des lieben Kranken zu schlüpfen und ihn durch ihr frisches Geplauder zu erheitern. Wenn die beiden sich in ihre Florentiner Erinnerungen vertieften, dann konnten sie kein Ende finden, und wenn sich Felix auch auf Nicken und andere Zeichen, oder wenige Flüsterworte beschränken mußte, so sah man es ihm doch deutlich an, mit welchem Vergnügen er sich darin erging. Gertrud war nicht eifersüchtig, gab es doch gewisse, sehr nahe liegende Interessen, die der Bruder nur mit ihr teilen konnte; die Begeisterung für das Vaterland und seine herrlichen Triumphe, der Stolz auf die großen Heerführer, die Liebe für ihren König und den heldenhaften Kronprinzen — das alles konnten nur die Geschwister besprechen, das waren Dinge, die bei den andern gleich trübe Gesichter und schmerzliche Gefühle hervorriefen.

Dr. Bendler kam täglich herauf, war mit dem Zustande des Kranken zufrieden und lobte die verständige Pflege. Er versah Gertrud stets mit den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz und brachte ihr mit frohem Blick die Siegesbotschaften von Courcelles, Bionville und Gravelotte (14.—18. August). „Ja, die deutsche Armee macht ihre Sache rechtschaffen und gründlich!“ sagte er zufrieden, „es ist ein schönes Gefühl, ein Deutscher zu sein! Auch die deutschen Frauen stehen wacker auf ihrem Platze — alle Achtung!“

Frau v. Berneck, die sich seit den Tagen von Weißenburg und Wörth ganz auf ihr Zimmer beschränkt und an dem, was im Schlosse

vorging, kaum teilgenommen hatte, wurde durch Felix' Anwesenheit zuerst aus ihrer dumpfen Träumerei aufgeweckt und saß oft stundenlang an seinem Bette. Ihm, der ihr immer ruhig zuhören mußte, ohne etwas dafür oder dagegen zu sagen, sprach sie alle ihre Sorgen und Kümmernisse aus; ihm erzählte sie ausführlich von dem kurzen Wiedersehn mit ihrem Sohn, von der neuen, entsetzlichen Ungewißheit über sein Schicksal. Sie hatte viele Briefe unter der angegebenen Adresse an ihn gerichtet, aber keine Antwort erhalten; sie wußte nicht, ob er tot oder gefangen wäre, und diese quälenden Fragen waren bei Tag und Nacht ihr einziger Gedanke. Eines Tages trat sie zu ungewöhnlich früher Stunde bei dem Kranken ein, wo sie die beiden Mädchen fand; alle sahen sie erstaunt und erwartungsvoll an, denn sie erschien wie ein verändertes Wesen. „Meine Lieben,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „freut euch mit mir — ich habe einen Brief von meinem Sohn erhalten!“

„Von Heini!“ rief Lisa und schlug entzückt die Hände zusammen, während Gertrud kein Wort über ihre Lippen brachte.

„Er ist freilich in Gefangenschaft,“ fuhr Frau v. Berneck mit Thränen in den Augen fort, „aber er lebt! er ist in Sicherheit! ich werde ihn wiedersehen, um mich nie, nie wieder von ihm zu trennen!“

„Wo hält er sich auf?“ fragte Lisa.

„Vorläufig ist er in Magdeburg, doch erwartet er, mit vielen andern Kriegsgefangenen noch weiter nach dem Osten gebracht zu werden. Mein Heini! warum kann ich nicht zu ihm, oder er zu mir? warum muß er in einem fernen, fremden Lande umhergeschleppt werden wie ein Verbrecher? Aber ich will nicht murren und klagen, sondern dankbar sein, daß mein Sohn bewahrt geblieben ist, daß ich ihn wiederhaben werde!“

Die stattliche Frau sah unbeschreiblich anziehend aus in diesem Gemisch von Glück und Wehmut, und plötzlich zuckte es wie ein Blitz durch Gertruds Seele. Sie hatte sich so oft den Kopf zerbrochen, an wen Don Enrico sie in einzelnen Augenblicken erinnerte, — jetzt wußte sie es. Sie drückte die Hände aufs Herz und schlich hinaus, um in rastloser Arbeit die thörichten Träume zu vergessen, denen sie sich manchmal in stillen Augenblicken hingegeben hatte.

Der September kam, und mit ihm die gewaltige, überwältigende Kunde von der Schlacht bei Sedan, von der Kapitulation der französischen Armee und der Gefangennahme des Kaisers Napoleon. Alles,

was im Schlosse deutsch war, brach in unnennbares Entzücken aus, die kränksten unter den Verwundeten vergaßen ihre Leiden und jubelten laut auf ihrem Schmerzenslager; die es aber mit Frankreich hielten, standen da wie erstarrt und konnten das Ungeheure nicht fassen und nicht glauben, bis immer neue Nachrichten es bestätigten. „Es ist aus mit Frankreichs Ruhm und Größe!“ sagte Lisa traurig, „Gott erbarme sich unser! was soll daraus werden?“

„Ihr werdet endlich zu Deutschland zurückkehren,“ rief Gertrud, strahlend vor Freude; „die alte Schmach ist ausgelöscht, der Straßburger Münster wird wieder deutsch werden und auf deutsches Land herabschauen!“

Es war, als ob die große Nachricht wie ein neuer Lebensstrom auf Felix wirke; jeder Tag brachte ihm mehr Kraft und Frische; bald konnte er aufstehen, umhergehen und an schönen Stunden im Freien sitzen. Als Gertrud etwas schüchtern mit Dr. Bendler von der Möglichkeit der Heimreise sprach, lehnte dieser den Gedanken keineswegs ab, sondern verlangte nur noch einen kurzen Aufschub. So wurde die Sache im Kreise der Hausgenossen besprochen und erwogen, und so betrübt auch alle waren, die Geschwister zu verlieren, so wagte doch niemand einen ernsten Einwand zu erheben. Die Pfarrerin war jetzt gesund zu nennen, Frau v. Berneck fing auch wieder an, sich um die Angelegenheiten ihres Hauses zu kümmern, es war also Ersatz für Gertrud vorhanden.

Nur Lisa konnte sich in die Trennung nicht finden; ihr standen die Augen immer voll Thränen; abends auf ihrem Bette hörte die Gefährtin sie leise schluchzen, und am Tage war sie gar nicht mehr dieselbe, die sie gewesen, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Gefühle zu verbergen. „Sie haben zu schwer gearbeitet, Fräulein Dornau,“ sagte Dr. Bendler, „ich muß Ihnen eine Kur verordnen. Begleiten Sie Ihre Verwandten nach Preußen; wir wollen sehn, hier ohne Sie fertig zu werden.“

Lisas Antlitz leuchtete auf. „Sie scherzen, Herr Doktor,“ sagte sie und wendete sich errötend ab.

„Nein, ich meine es sehr ernst und spreche als Arzt mit Ihnen. Auch für Fräulein Stein ist ein Beistand nötig, man kann nicht wissen, wie dem jungen Mann die weite Reise bekommt. Reisen Sie mit Gott und kommen Sie recht frisch zurück; diese Schatten unter Ihren Augen gefallen mir nicht.“

Gertrud und Felix waren ganz glücklich in der Aussicht auf Lisas Begleitung, und mit dem größten Eifer wurden alle Vorbereitungen zur Reise getroffen. „Wenn ihr nur nicht alle drei so jung wärt!“ sagte die Pfarrerin kopfschüttelnd, „zwei junge Mädchen und ein junger Mann — und alle so hübsch!“

„Das paßt doch nicht auf mich,“ meinte Gertrud; „ich werde die Würde in unserm Kleeblatt darstellen und mein Gesicht in die ernstesten Falten legen, so daß es ganz alt aussieht.“

„Das wird dir doch nicht gelingen,“ seufzte die Tante, „deine Augen spotten solcher Komödie. Du siehst ja viel jünger und hübscher aus, als vor anderthalb Jahren; ich freilich habe dein liebes Gesicht immer gern angesehen, aber jetzt muß es auch dem Fremdesten gefallen.“

„O Tantchen, was sprichst du da!“ rief Gertrud, indem sie die liebe, alte Frau zärtlich umfing und ihre glühenden Wangen an ihrer Schulter verbarg, „ich war doch immer so häßlich!“

„Daß sie nur in dem Wahn, Tanti,“ sagte Lisa, die dazu gekommen war, „er steht ihr gar nicht schlecht. Aber ich habe einen wundervollen Gedanken: wir ziehen uns unsere einfachsten, dunkelsten Kleider an und setzen uns große, unkleidsame Hüte auf; da sieht man uns für barmherzige Schwestern an und behandelt uns mit Ehfurcht.“

Dr. Bendler stellte der kleinen Gesellschaft einen vollständigen Reiseplan auf, gab ihr Empfehlungsbriefe an alle Etappen-Kommandanten auf ihrem Wege mit und versah sie mit den besten Ratschlägen. So nahmen sie um die Mitte des September Abschied von Onkel und Tante, die sie mit vielen Thränen und Segenswünschen ziehen sahen, von Frau v. Berneck und dem ganzen Schlosse, bei dessen sämtlichen Bewohnern die beiden Mädchen sich dankbare Liebe und Anerkennung erworben hatten.

Zuerst war es nicht leicht, vorwärts zu kommen; die Eisenbahnen waren überfüllt mit französischen Gefangenen und deutschen Verwundeten, in der andern Richtung kamen noch immerfort Ersatztruppen an, welche auf den Kriegsschauplatz nachgeschickt wurden. Die Empfehlungsbriefe des Oberarztes bahnten unsern Reisenden die Wege, aber erst, als sie in Mainz die Eisenbahn mit dem Dampfboot vertauschten, um den Rhein hinabzufahren, durften sie die Freude des Reisens empfinden. Wie leuchtend blau spannte sich der Himmel über ihnen aus! wie glänzten die Ufer des deutschen Rheins mit ihren Wein- und Wald-

bergen im Strahl der lachenden Sonne, wie grüßten die alten Burgen, die romantischen Schlößchen von den Hügeln herab, als stimmten sie ein in den immer wieder aus frischen Kehlen ertönenden Gesang:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Ja, sie hatte festgestanden, die deutsche Wacht, in einer Einigkeit und einem Kampfesmut, wie sie seit den Tagen eines Friedrich Barbarossa in deutschen Gauen nicht mehr zu finden gewesen war, wie selbst die Befreiungskriege sie nicht erzeugt hatten. Die deutsche Nation hatte endlich ein großes, gemeinsames Vaterland, und die so lange in Eifersucht und kleinlichem Hader getrennten Stämme in Nord und Süd waren zusammengekittet durch das gemeinsam vergossene Blut von Wörth und Spichern, von Gravelotte und Sedan. „Und ich war auch dabei!“ sagte Feliz mit leuchtendem Blick, „Gott sei Dank dafür!“

Da lagen sie alle, die lieblichen, wein- und sagenumkränzten Orte, Rüdesheim und Aßmannshausen, Bingen, Bacharach und Lorch, Sankt Goar und die alte Lorelei, und die Reisenden ließen sich von dem goldenen Wein des gesegneten Rheingaus bringen, um ihn auf das Heil des Vaterlandes zu trinken. Selbst Lisa stieß ohne Bedenken an; auch sie begann das deutsche Blut in ihren Adern zu fühlen, und unter Feliz' Einfluß machte ihr Herz sich mehr und mehr von seinem französischen Patriotismus los. „Singe uns doch das Lied vom Kaiser Karl, Trudchen,“ bat der Bruder, und halblaut stimmte Gertrud an:

„Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist Herr Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist herausgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer und deutsche Heldenkraft.

(E. Geibel.)

Es waren nur zwei Tage, welche die drei so verlebten, aber sie waren in einen goldenen Glanz getaucht, der ihnen für alle Zeit im Andenken bleiben sollte. Feliz schien beinahe ganz genesen; er fühlte keine Ermüdung; eine sonnige Heiterkeit erfüllte sein ganzes Wesen. „Es ist gar nicht mehr, als ob man auf Erden wäre,“ sagte er, „dieser Sonnenschein, diese Schönheit rings umher, dieses dankbare Siegesgefühl im Herzen und eure Liebe, wohlthuende Gesellschaft — man meint schon in ein besseres Dasein versetzt zu sein!“ Das wurde freilich anders, als sie Köln erreichten und wieder in das volle Gewühl der Soldaten- und Gefangenen-Transporte hineinkamen, das alle Reisepoesie mit einem Schlage zerstörte. Auch das Wetter wurde plötzlich ein anderes; dunkle Wolken jagten sich am Himmel, der Regen floß in Strömen herab. Sie kamen nach Berlin, wo sie eigentlich einige Tage rasten wollten; Feliz fühlte sich unendlich müde und matt, er mußte sogleich zur Ruhe gehen, und mit forgendem Herzen saß Gertrud an seiner Seite, lauschte auf seine schnellen Atemzüge, den kurzen, trocknen Husten, der immer häufiger kam, und fühlte nach den fieberheißen Händen. Er konnte nicht schlafen, sondern warf sich unruhig hin und her, bis er endlich sagte: „Ich muß mich zwingen, stille zu sein; singe mir etwas vor, Trudchen, eins von den lieben, alten Liedern, die unsere Mutter mit uns zu singen pflegte.“ Ihr quollen die Thränen auf, aber sie bezwang sich und sang mit gedämpfter Stimme:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Augen zu.
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein.“

Unter diesen sanften Tönen wurde er allmählich ruhiger, und endlich schlief er ein. Gertrud wagte es nicht, sich zu rühren; sie schaute unverwandt in das geliebte Antlitz, das, ach! so schmal und durchsichtig war, daß sie jedes Äderchen unter der weißen Haut durchschimmern

und in den Schläfen bei jedem Atemzuge das Blut kreisen sah. Eine namenlose Angst überfiel sie — war dies wirklich ein Genesender? Hätte Dr. Bendler ihn, der mehrere Jahre lang im Süden gelebt hatte, im Herbst nach dem Norden gehen lassen, wenn er ernstliche Hoffnung für seine dauernde Herstellung gehabt hätte? oder brachten sie ihn nur in die Heimat, damit er dort stürbe?

Lisa, die eben von einem kurzen Ausgange zurückkehrte, schalt sie wegen ihrer Schwarzseherei und tröstete sich und Gertrud damit, daß morgen alles wieder gut sein würde. Jedoch trotz eines langen Schlafes wollten sich die Kräfte nicht wiederfinden; ein heißes, unbezwingliches Heimweh ergriff den Kranken, er wollte nichts von Ausruhen hören, sein einziger Wunsch war, nach Hause zu kommen. So reisten sie ohne längeres Verweilen weiter und legten die letzte Tagereise in einem Zuge zurück. Felix war nicht zur Unterhaltung aufgelegt; das einzige, womit seine Begleiterinnen ihn zerstreuen konnten, waren Verse, die sie hersagten, oder Lieder, die Gertrud sang. Er hörte schweigend zu, zuletzt aber nickte er wehmütig und sagte:

„Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim:
Ich möchte heim!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im preußischen Pfarrhause.

Es war schon dunkel, als der Zug zwischen Wällen und Festungsgräben hindurch in den langgestreckten Bahnhof einfuhr; „Danzig!“ riefen die Schaffner, indem sie die Wagenthüren öffneten. Gertrud stieg zuerst aus und schaute sich forschend um, ob sie nicht einen der Ihrigen entdecken könne; „es ist nicht möglich!“ sagte Lisa, die ihr folgte, „sie haben dein Telegramm von heute früh zu spät erhalten, wir müssen uns noch einmal allein helfen.“ In diesem Augenblick ging ein hochgewachsener Herr dicht an ihnen vorüber, die Gaslaterne warf ihr Licht voll in sein Gesicht. „Don Enrico!“ rief Gertrud — „der Heini!“ schrie Lisa zugleich auf — „Fräulein Gertrud — Sie hier?“ fragte er im höchsten Erstaunen zurück.

„O du böser, böser Heini!“ rief Lisa, „wo hast du dich nur alle die Jahre hindurch vor uns versteckt! Ich war so furchtbar zornig auf dich, daß ich nie mehr mit dir sprechen wollte — aber wenn du uns jetzt schnell einen Wagen besorgst und in ein gutes Gasthaus bringst, so soll dir alles verziehen sein. Wir haben Felix Stein hierher begleitet, er ist krank gewesen und sehr angegriffen von der Reise,“ setzte sie leiser und in fliegender Eile hinzu.

„Ich werde alles besorgen, bleibt nur hier stehen!“ erwiderte er schnell und eilte davon, kam aber in ein paar Augenblicken zurück und streckte seine Arme nach der geöffneten Wagenthür aus. „Vertrauen Sie sich mir an, Herr Stein, ich werde Sie sicher führen.“ Felix überließ sich willig seinen festen, sachverständigen Händen, die Mädchen folgten beiden zum Wagen. „Ihren Gepäckschein, Fräulein Gertrud! fahren Sie nur voran nach dem ‚englischen Hause‘, ich folge sogleich mit den Koffern. Vorsichtig, Kutscher! Sie haben keine Eile.“

Es schien so selbstverständlich, sich seiner Leitung zu überlassen, er brauchte so wenig Erklärungen, sondern schien alles mit einem Blick zu begreifen. Lisa war lebhaft erregt und sprach während der ganzen

Fahrt über dieses wunderbare Zusammentreffen; Gertrud dagegen verhielt sich ganz still, sie hatte die Hände fest ineinander gefaltet und strebte nur danach, ihr laut schlagendes Herz zu beruhigen.

Als sie vor dem englischen Hause hielten, stand ihr Ritter schon bereit, um sie zu empfangen und den Kranken nach oben zu geleiten. „So treffen wir uns doch noch einmal, Herr Heinrich Graf," flüsterte dieser, „Sie waren damals so schnell aus Florenz verschwunden."

„O Heini, Heini, wie war es dir nur möglich . . ." fing Lisa wieder an; er aber sagte ruhig: „Wollen die Damen mir die Fürsorge für Herrn Stein überlassen? ich bringe ihn sogleich zu Bett. Übrigens heiße ich hier Dr. Lecomte und bitte, mich auch so zu nennen."

Die Mädchen gingen ins Nebenzimmer; Gertrud fing an, den Koffer auszupacken, aber sie that alles ganz mechanisch wie im Traum und ging endlich zitternd zu Felix hinein. „Ich werde Ihnen einige Pulver in der Apotheke besorgen und heraufschicken," sagte Lecomte — wie auch wir ihn noch nennen wollen — im Ton des Arztes, „geben Sie dem Patienten jede Stunde eins ein, bis er Ruhe findet."

Sie nickte, ohne aufzusehen. „Fräulein Gertrud," fuhr er leiser fort, „haben Sie keinen Blick für mich? Haben Sie mich aus der Reihe Ihrer Freunde gänzlich ausgestrichen?"

Sie blickte flüchtig empor, Thränen schossen in ihre Augen. „O, warum haben Sie mir das gethan, Herr v. Berneck?" fragte sie voll tiefer Traurigkeit.

„Ich werde es Ihnen ein andermal erklären, wenn wir mehr Zeit haben," versetzte er rasch, „heute sehen Sie mich nur einmal freundlich an und nennen Sie mich wieder mit dem alten, vertrauten Namen — oder haben Sie den Klostergarten von Villabermeja ganz vergessen?"

„Nein, niemals!" sagte sie mit einem Seufzer. „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Hilfe, Don Enrico," fügte sie errötend hinzu, „Sie waren wieder einmal der Retter in der Not!"

Er küßte ihre Hand. „Gute Nacht für heute, Fräulein Gertrud," sagte er weich, „ich habe allein zu danken!"

„Warum willst du denn schon gehen, Heini?" fragte Lisa unzufrieden, als er ins andere Zimmer trat; „bleibe doch noch hier und laß uns endlich hören . . . . ."

„Heute nicht, liebe Lisa; ich habe mich auf Ehrenwort verpflichtet, stets um neun Uhr in meiner Wohnung zu sein; daraufhin genieße ich

ziemliche Freiheit und gehe oft nach dem Bahnhof, um ankommenden Verwundeten behilflich zu sein. Auf Wiedersehen morgen früh; ich werde einen Wagen bestellen, überlaßt nur alles mir." Ach, es war so süß, sich auf einen umsichtigen, treuen Freund zu verlassen! Mit einem dankbaren Gefühl der Geborgenheit ging Gertrud schlafen, nachdem die Pulver auch den Kranken wunderbar schnell beruhigt hatten. Sie überredete sich, es sei die Nähe der Heimat, die ihr so wohlthäte; aber ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen galt doch „Don Enrico".

Am andern Morgen erschien Dr. Lecomte zur rechten Stunde, prüfte Felix' Befinden und erklärte, er könne ohne Besorgnis die Weiterfahrt unternehmen. Er half der Gesellschaft beim Einsteigen und fragte dann, ob er eine Strecke weit mitfahren dürfe, seine Freiheit reiche bis zur Vorstadt, die auf halbem Wege läge. Lisa lud ihn dringend dazu ein; wenn sie aber darauf gerechnet hatte, nun endlich zu der ersehnten Aussprache mit ihm zu kommen, so sah sie sich abermals getäuscht. Er hatte den bequemen Landauer halb herunterschlagen lassen; Felix und Lisa saßen im Schutz des Verdeckes, Gertrud und Lecomte ihnen gegenüber, und mit Erstaunen sah Lisa, daß jener sich ausschließlich an seine Nachbarin wandte und sich alsbald in ein so angelegentliches, halblautes Gespräch mit ihr vertiefte, daß sie selbst gänzlich davon ausgeschlossen war. Sie konnte es kaum fassen, daß Gertrud mit dem Heini besser bekannt sein solle, als sie, und da sie an Zurücksetzung nicht gewöhnt war, wendete sie sich schmollend von den beiden ab und völlig Felix zu, den sie durch ein lebhaftes Geplauder zu erheitern und zu zerstreuen suchte.

„Es war mir ein aufrichtiger Kummer, Sie vor Ihrer Abreise in Paris nicht mehr anzutreffen, Fräulein Gertrud," sagte Lecomte; „ich hätte Ihnen soviel zu sagen gehabt, was ich keinem Briefe anvertrauen mochte."

„Waren Sie noch einmal bei Laurets?" fragte Gertrud überrascht, „davon habe ich nichts gehört."

„In der That nicht? das ist mir höchst fatal! Dachten Sie, ich hätte Ihren liebenswürdigen Abschiedsgruß ganz unbeantwortet gelassen?"

„Ich mußte wohl, da kein Laut von Ihnen an mein Ohr drang."

„Aber Fräulein Gertrud, wie soll ich mich da bei Ihnen entschuldigen? Sie müssen mich für einen Bären, ohne Gefühl und Anstand, gehalten haben! Nachdem ich Ihren Brief erhalten und zwischen den

höflichen Zeilen das warme, freundschaftliche Gefühl entdeckt hatte, von dem sie diktiert waren, setzte ich mich sofort auf die Eisenbahn, denn ich hatte gerade einen freien Tag, und fuhr nach Paris. Ich kann Sie versichern, daß ich sehr enttäuscht war, Sie nicht anzutreffen, doch übergab ich dem Mädchen meine Karte und eine lange, mündliche Bestellung.

„Beides hat sie mir unterschlagen — sie war sehr unzuverlässig," versetzte Gertrud seufzend, sah aber dabei mit einem helleren Blick, als bisher, zu ihrem Nachbar auf.

„Dann hoffte ich Sie in Sauerbach zu treffen," fuhr er fort, „aber der ausbrechende Krieg durchkreuzte alle meine Pläne."

Das Gespräch berührte damit einen peinlichen Punkt und erlitt eine Unterbrechung, welche Gertrud durch eine hastige Frage nach Dolores beendete.

„Herr Römer reiste noch vor mir von Chartres ab, voller Freude und Hoffnung. Dolores hatte sich über alles Erwarten erholt und sah mit ungläubigem Erstaunen, daß ihre Ahnungen sie — für diesmal wenigstens — getäuscht hatten."

Der Wagen hielt still, der Kutscher sah sich um, „hier ist Langfuhr zu Ende, Herr Doktor," sagte er mahnend.

„So muß ich scheiden!" seufzte Lecomte, „leben Sie wohl, Fräulein Gertrud; adieu, Lisa; gute Besserung, Herr Stein! Wenn ich meine gestrengen Kerkermeister bewegen kann, meine Kette etwas länger zu machen, so werde ich mir erlauben, Sie alle recht bald in Seewalde aufzusuchen. Inzwischen ade!" Er sprang hinaus, schwenkte seinen Hut und schlug den Rückweg ein. Gertruds Gedanken folgten ihm eine Weile, bis sie ihnen mit einem inneren Vorwurf Gewalt anthat und sie auf das bevorstehende Wiedersehen richtete.

Je näher die Heimat kam, um so höher stieg ihre Freude und Beklommenheit; die liebe, ehrwürdige Gestalt ihres Vaters, die freundlich geschäftige der Mutter, alle Geschwister traten ihr lebendig vor die Augen, und ihr Herz flog den Geliebten entgegen. Aber wie würden sie Felix finden? Waren sie auf den Grad seines Leidens vorbereitet, oder würden sie erschrecken? Sie sah ihn prüfend an: die frohe Erregung schien ihn zu beleben, auf seinem Gesicht lag ein Schimmer von Röte, seine Augen glänzten lebhaft. Wenn der Militärmantel die große Magerkeit seiner Gestalt verhüllte, würde er im ersten Augenblick vielleicht einen ganz stattlichen Eindruck machen.

Jetzt wurde der Kirchturm sichtbar, auch das Pfarrhaus schimmerte zwischen den hohen, alten Bäumen hervor. Die Straße stieg ziemlich steil an, die Pferde gingen in langsamem Schritt; Gertrud konnte es im Wagen nicht mehr aushalten. „Ich gehe voraus und melde euch an," sagte sie und eilte einen wohlbekannten, kürzeren Pfad hinauf. Auf einem Zaun am Wege saßen zwei Knaben und hielten Ausschau; „Du Max," sagte der eine, „ich glaube, es ist die Trude, die da angestiefelt kommt." „Dummkopf!" erwiderte der andere, „das ist ja eine Dame!"

„Ihr Jungen!" rief die Ankommende atemlos, „kennt ihr eure eigne Schwester nicht mehr?"

„Hurra!" rief Hans triumphierend, indem er langsam herunterkletterte, „ich hab's ja gleich gesagt! Guten Tag, Trudchen," fügte er verlegen hinzu — denn sie war ihm in anderthalb Jahren doch etwas fremd geworden — „wo ist Bruder Felix?" Max dagegen stürzte in eilendem Lauf davon, „sie kommen, sie kommen!" schrie er überlaut, „eine zu Fuß voran und ein ganzer Wagen voll hintendrein!" Im Nu hatte sich die ganze Familie vor der Thür versammelt, und Gertrud flog aus einer Umarmung in die andere. Alle strahlten vor freudiger Erwartung, wie wenig waren sie vorbereitet! Sie hatte eben noch Zeit, ihnen zu sagen: „Wundert euch nicht über Felix' Schwäche, die weite Reise . . .", da kam der Wagen schon heran.

„Mein Felix! mein geliebter Sohn!" rief der Pfarrer, und seine Stimme zitterte vor Rührung und Freude, „habe ich dich endlich wieder? die Zeit ist mir sehr lang geworden!"

Der Sohn schlang den Arm um den Vater und hing in tiefer Bewegung an seinem Halse; sprechen konnte er nicht. Gertrud drängte sich fürsorglich an seine Seite, geleitete ihn ins Zimmer und aufs Sofa und winkte den jüngeren Geschwistern abwehrend zu. „Laßt ihm erst ein wenig Zeit, um sich zu erholen, ihr könnt ihn nachher begrüßen." Sie traten mit erschrockenen Gesichtern zurück; stand es so mit Felix? Sie hatten einen Helden erwartet, der sieggekrönt aus der gewaltigen Schlacht heimkehrt, mit ehrenvollen Wunden bedeckt; sie hatten für den Abend ein kleines Feuerwerk mit Böllerschüssen vorbereitet und wollten die Wacht am Rhein dazu singen, — und hier lag ein Kranker, an dessen Thür man auf Zehenspitzen vorüberschleichen mußte, in dessen Gegenwart man nicht laut sprechen durfte! Das war eine bittere Täuschung!

Noch unendlich viel herber aber empfand sie der Vater, der auf seinen Erstgeborenen so viele Hoffnungen gebaut und ihm so große Opfer gebracht hatte. „Meine Gertrud!“ sagte er, indem er sie liebevoll an seine Seite zog, „denke nicht, daß ich das Glück und die Freude über die Heimkehr meiner lieben Tochter nicht voll und dankbar empfinde, — aber auf dieses war ich nicht vorbereitet!“

„Ich hatte es dir geschrieben, Väterchen, daß ich Felix sehr, sehr krank gefunden hätte.“

„Das ist wahr, aber auch, daß er sich von Tag zu Tag erhole, und das hatte viel mehr Eingang gefunden. Ach, man faßt es so schwer, daß man ein Kind hergeben soll, ein Stück des eigenen Herzens, das Abbild unserer teuren Verstorbenen! Doch wie Gott will! Blutet auch das Innerste dabei, fährt es auch wie ein zweischneidiges Schwert durch die Seele, so weiß ich doch, daß mein Gott mir helfen wird, auch das Schwerste zu ertragen. Sein Wille geschehe!“

Gertrud schmiegte sich zärtlich an ihn. „Laß die Hoffnung nicht sinken, Vater,“ sagte sie mit einer Stimme, der sie Festigkeit zu geben suchte, „er war schon einmal viel frischer und kann sich auch wieder erholen.“

„Ja, du hast recht, mein Kind; wir wollen für jeden Tag dankbar sein, der uns geschenkt wird — aber gesund wird er nicht mehr! Ich kenne den Zug um Augen und Mund von deiner seligen Mutter her; es ist das Siegel des Todes, das der Herr selbst auf ein Menschenantlitz drückt — das trügt nicht!“

Unterdessen hatte Lisa mit den sieben noch unbekannten Vettern und Basen Bekanntschaft gemacht, und wenn sie auch noch tagelang Max und Hans, Ilse und Frida verwechselte, so that das doch der Freundschaft keinen Abbruch. Das ganze jüngere Geschlecht, welches von zwölf bis zu fünf Jahren herunter wie Orgelpfeifen um den Tisch saß und von der verständigen Martha vortrefflich im Zügel gehalten wurde, erregte jeden Morgen Lisas neues Erstaunen; sie behauptete, so viel Kinder noch nie auf einem Fleck beisammen gesehen zu haben. Die Zwillinge, Ilse und Frida, schwärmten für die hübsche, elegant gekleidete Cousine; Max und Hans widmeten ihr eine etwas täppische Verehrung, und die beiden Kleinsten hingen wie Kletten an ihr, die immer einen lustigen Scherz, oder ein neckisches Spiel für sie in Bereitschaft hatte.

„Euer Haus erschließt mir eine neue Welt,“ sagte Lisa zu Ger-

trud, „ich habe nie einen so reichen Familienkreis kennen gelernt, nie gesehen, wie Eltern mit ihren verschiedenen Kindern verkehren. Wie reizend ist es, deinen ernsten Vater mit seinen Kleinen scherzen und tändeln zu sehen! Aber welch ein arbeitsvolles Leben führt deine Mutter, trotz Marthas tüchtiger Hilfe, und wie wenig genießt diese von den guten Dingen dieser schönen Welt! Da fühlt man es wieder einmal, welch ein unnützes Menschenkind man bisher gewesen ist, und wie man dem lieben Gott die Tage fortgestohlen hat.“

„Du hattest in der letzten Zeit schon tüchtig arbeiten gelernt, Lisi,“ sagte Gertrud liebevoll. „Ich bin gewiß, du wirst den Ansprüchen, die das Leben an dich stellt, immer gerecht werden.“

„Meinst du?“ fragte die andere nachdenklich. „Ach, ich muß noch viel lernen, denn bis jetzt gefällt mir das Faulenzen immer noch viel besser, als das Arbeiten. Heute werden wir eine weite Wanderung machen; die Jungen wollen mich einen ganz neuen Weg auf den Gertrudenberg führen, ich glaube, sie haben da eine versteckte Räuberburg angelegt. Ich fürchte nur, wir kommen nicht ganz unzerrissen herunter, denn aus Dornen und Gestrüpp machen sie sich weniger, als gebildeten Europäern ganz lieb ist. Aber es macht mir zu viel Spaß, wenn sie alle so eifrig um mich herumtollen und so glückselig bei ihren harmlosen Vergnügungen sind.“

„Gute Lisa! Du trägst zu ihrer Seligkeit sehr viel bei! verwöhne sie nur nicht zu sehr durch Süßigkeiten und sonstige Geschenke; dergleichen hat in unserm Leben bisher keine Rolle gespielt.“

Die Kleinen baten und flehten so lange, sie zu diesem Ausfluge mitzunehmen, bis die sorgsame Mutter es unter der Bedingung erlaubte, daß Martha auch dabei wäre. Martha erklärte es zuerst zwar für unmöglich, sich am Wochentage für mehrere Stunden frei zu machen, aber Lisa sprang ihr mit Rat und That so kräftig bei und wußte alle Schwierigkeiten so glücklich zu überwinden, daß die ganze Gesellschaft bald nach Tische flott wurde. Ein Korb mit Lebensmitteln und ein zweiter mit dem Feuerwerk wurde mitgenommen, denn man wollte oben die Dunkelheit abwarten und endlich das verschobene Siegesfest feiern; ein größerer Schüler des Pfarrers wurde ihnen zum Schutz und zur Hilfe mitgegeben, und unter Jubeln und Singen zogen alle seelenvergnügt ab.

Felix saß mit Gertrud auf der Bank vor der Thür und ließ sich die warme Sonne auf die müden Glieder scheinen; er war heute wohler,

und das Sprechen wurde ihm leichter, als je seit der Heimkehr. „Wer auch so mitziehen könnte auf die Berge und in den Wald!“ sagte er mit einem tiefen Seufzer.

„Warte nur den Frühling ab, Brüderchen,“ versetzte sie tröstend, „der bringt auch dir wieder neue Kraft.“

„Nein, Trudchen, das sprichst du wider bessere Einsicht,“ erwiderte er wehmutsvoll; „du und der Vater, ihr wißt genau, wie es mit mir steht — und ich weiß es auch! Es geht abwärts — und ich will mich nicht länger dagegen sträuben; ich tauge ja doch zu nichts mehr im Leben. Wenn nur das Scheiden nicht so schwer wäre!“ Er schwieg eine Weile und schaute träumend vor sich hin. „Wenn ihr mich dort drüben in das stille Schlafkämmerchen neben der Kirche gebettet haben werdet,“ fing er nach einer Pause in leisem, geheimnisvollem Ton wieder an, „dann sage Lisa, daß ich sie unendlich lieb gehabt habe, daß ich mir nichts Köstlicheres für dieses Leben hätte denken können, als ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen. Aber ich war ein Schwächling und trug den Keim des Todes in der Brust — das hat mir die Lippen geschlossen, denn ich wollte in ihr Dasein voll Heiterkeit und Lebenslust keinen trüben Schatten werfen. Wenn ich nicht mehr bin, dann sage es ihr, damit sie mir ein paar warme Thränen nachweine und mir ein liebevolles Andenken bewahre. Und halte sie hier fest, solange ich noch bei euch bin, denn sie ist mein Sonnenschein und meine einzige Freude — ich könnte sie für den armen Rest meiner Tage nicht entbehren.“

Gertrud hatte die Hände über die Augen gelegt und kämpfte in der Stille alle die Empfindungen nieder, welche diese Rede in ihr erregte. Sie hätte aufschreien mögen: „sind wir alle, Eltern und Geschwister, dir denn nichts? hat unsere Liebe gar keinen Wert für dich?“ Dann gewann der Schmerz über die sichere Todesahnung die Oberhand, und sie bebte bei dem Gedanken, ihn zu verlieren; zuletzt aber ersaßte sie das tiefe Weh seiner zartfühlenden Liebe und Entsagung, und alle anfängliche Bitterkeit löste sich in unsägliches Mitgefühl auf. „Mein Felix!“ sagte sie, indem sie den Kopf an seine Schulter legte, „ich will dein Vermächtnis heilig bewahren, bis die rechte Stunde kommt. Solange uns aber Gott beisammen läßt, wollen wir uns alle Liebe und Treue beweisen und uns unser Leben schmücken, so gut wir können.“

Er strich sanft über ihre Wange. „Liebe, alte Trude!“ sagte er weich, „es ist ein Trost, daß du mich, ohne viele Worte, so gut verstehst.“ Das war der Lohn für ihre Selbstbeherrschung.

Nahende Schritte scheuchten sie aus ihrer traumverlornen Stellung auf — Dr. Lecomte stand plötzlich vor ihnen, und sie erhob sich schnell, um ihn zu begrüßen. Bald saß der kleine Rest der Hausgenossen mit dem Gast am zierlich gedeckten Kaffeetisch, und Gertrud sah mit Genugthuung, daß ihr Freund den angenehmsten Eindruck auf ihre Eltern machte. Die Herren vertieften sich sofort in ein lebhaftes Gespräch über die Lage der Welt, über die Absetzung des Kaisers Napoleon und seine Gefangenschaft in Wilhelmshöhe, über die Einschließung der Stadt Paris durch das deutsche Heer und die etwaigen Folgen des Krieges, über den Abzug der französischen Truppen aus Rom und die Besetzung der ewigen Stadt durch die Italiener, welche die Frucht fremder Kämpfe und Opfer mühelos in den eignen Schoß fallen sahen. Gertrud hörte aufmerksam, aber schweigend zu, während die Gedanken der Pfarrerin sich ganz mit dem Abendessen beschäftigten, doch fuhr sie aus ihren Wirtschaftssorgen auf, als sie auf einmal den Gast sagen hörte: „Sie sehen blaß aus, Fräulein Gertrud; ich fürchte, Sie gönnen sich nicht genug Bewegung in freier Luft.“

„Sie ist zuviel um unsern lieben Kranken,“ sagte die gute Frau mit einem besorgten Blick auf die Tochter; „liebes Trudchen, du solltest wirklich einmal einen tüchtigen Spaziergang machen. Führe den Herrn Doktor auf den schönen Aussichtspunkt hinter der Kirche, vielleicht trefft ihr die anderen unterwegs. Geh nur ohne Sorge, Kind,“ flüsterte sie ihr leiser zu, „ich werde alles allein besorgen.“

„Gehst du mit, Väterchen?“ fragte Gertrud, die in diesem Augenblick gar nicht mehr blaß aussah.

Der Pfarrer sah nach der Uhr. „Bedaure sehr, ich habe einen Termin und schon fast die Zeit versäumt — entschuldigen Sie, Herr Doktor; ich hoffe, Sie nachher noch zu treffen.“

Er ging, und Gertrud blieb nichts anderes übrig, als dem Vorschlag der Mutter zu gehorchen und an Lecomte's Seite hinauszuschreiten. Eine kleine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, dann begann er ohne weitere Einleitung: „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Gertrud; Sie haben ein Recht, sich über die lange Geheimhaltung meines wirklichen Namens zu beklagen.“

„O, keineswegs . . . .“ sagte sie abwehrend, aber er achtete nicht

darauf, sondern fuhr fort: „Als Sie mich zuerst in Villabermeja fanden, war ich in einer verzweifelten Stimmung; ich hatte Monate lang auf einen Brief meiner Mutter gewartet, auf ein einziges, gütiges Wort, das mir die Rückkehr zu ihr möglich machte, — aber vergeblich. Der Gedanke, daß mein Brief verloren gegangen sein könnte, kam mir nicht in den Sinn, ich glaubte, ihn zu sicher und gut bestellt zu haben. Da erschienen Sie; ich hörte mit Staunen, daß Sie meine Heimat, meine Mutter und Lisa kannten, aber nie kam eine Silbe über Ihre Lippen, welche mir gezeigt hätte, daß Sie etwas von meinem Dasein ahnten. Sie waren sonst so offen und durchsichtig, daß ich glauben mußte, man hätte Ihnen nie von mir gesprochen, und in diesem Schweigen meinte ich den felsenfesten Entschluß meiner Mutter zu erkennen, mich völlig zu verstoßen. Ich beschloß daher, die strengste Verschwiegenheit über mich selbst zu bewahren und für die Meinen völlig zu verschwinden. Als Sie dann bei Laurets eine ganz überraschende Teilnahme für meine Person an den Tag legten und meinen Tod so aufrichtig beklagten, merkte ich freilich, daß Sie von mir gehört hätten, und die Geschichte von dem verlornen Brief, die Sie mir in Chartres erzählten, warf vollends alle meine bisherigen Annahmen über den Haufen. Ich wollte Sie, sobald als möglich, aufsuchen, um näheres von Ihnen zu erkunden, doch mußte erst die Operation an Dolores vollzogen werden, denn es lag mir viel daran, als fertiger Arzt von bewährter Geschicklichkeit und einigem Ruf vor meine Mutter zu treten. So ist es gekommen, Gertrud, daß ich Sie die ganze Zeit über hintergieng — nicht aus Absicht, sondern verstrickt in ein Netz unseliger Irrtümer und Mißverständnisse. Können Sie mir verzeihen und, trotz alledem, wieder Glauben und Vertrauen schenken?“

Sie sah zu ihm auf, schlug aber schnell wieder die Augen nieder. „Ich muß wohl,“ versetzte sie mit einem Versuch, einen leichten Ton anzunehmen. „Aber Sie haben mir eine schreckliche Demütigung bereitet, Don Enrico, denn vor Ihrer Mutter und vor Lisa stehe ich in grenzenloser Einfalt und Beschränktheit da. Doch da ich immer noch dazu neige, mich für klug zu halten, so sind solche Erfahrungen wie heilsame, wenn auch sehr bittere, Pillen — man darf dem Arzte nicht zürnen, der sie uns darreicht.“

„O Gertrud!“ sagte er innig, indem er ihre Hand ergriff, „Sie haben mir in dieser Einfalt und Beschränktheit, wie Sie es nennen, Eigenschaften gezeigt, die viel höher stehen, als weltklinger Scharfsinn, nämlich eine arglose Wahrhaftigkeit und Klarheit, die mir immer den Spruch verkörperten: „selig sind, die reines Herzens sind!“

„Sind Sie nun völlig mit Ihrer Mutter ausgesöhnt?“ fragte sie schnell.

„Vollkommen! mein Mütterchen würde jetzt wohl zu allen meinen Wünschen „ja“ sagen, aber ich glaube, sie hat es auch wirklich eingesehen, daß ich als Mann ein Recht hatte, mein Leben selbst zu gestalten und meine Befriedigung in ehrenwerter Arbeit zu suchen, statt im Müßiggang von ihrer Gnade zu leben.“

„War es nicht zu hart, Ihre Mutter so lange und schwer büßen zu lassen?“ fragte Gertrud ernst. „Sie hatten Ihre Maßregeln, als Heinrich v. Berneck ganz von der Welt zu verschwinden, zu gut getroffen; die schreckliche Ungewißheit hat ihr fast das Herz gebrochen. Darf ein Sohn seine Mutter so strafen, auch wenn sie im Unrecht ist?“

Er gab keine Antwort, sondern schritt hastig weiter, und als sie einen schweren Seitenblick auf ihn warf, sah sie, daß seine Stirn düster umwölkt war. Ihr wurde bei seinem Schweigen sehr beklommen zu Mute: „Verzeihen Sie,“ sagte sie endlich schüchtern „ich habe gar kein Recht, mich in Ihre eigensten Angelegenheiten zu drängen.“

„Doch, Gertrud, doch!“ versetzte er, tief aufatmend und seinen Schritt anhaltend. „Diesmal waren Sie der Arzt, der die bittere Pille reichte, — aber ich danke Ihnen dafür. Sie haben recht: ich habe viel an meiner lieben Mutter gut zu machen, und es soll fortan mein Streben sein, sie durch verdoppelte Liebe für allen Kummer zu entschädigen.“

Sie hatten unter solchen Gesprächen die Spitze der Anhöhe erreicht, und vor ihnen that sich ein reizendes Bild auf. Waldige Hügel lagen im Halbkreise um sie her; vor ihnen aber öffnete sich, über einem grünen Vordergrunde, ein Ausblick auf die weite See, in welcher eben der rote Sonnenball versank; der ganze Himmel hüllte sich in Rosenwolken, die sich in den Wellen spiegelten und ein köstliches Farbenspiel hervorriefen. „Dies ist meine Heimat!“ sagte Gertrud mit strahlenden Augen, „ist sie nicht lieblich und schön? Immer muß ich an dieser Stelle Ihrer Worte auf dem Micalete zu Valencia gedenken, sie waren so richtig und treffend. Nein, ich sehne mich nicht zurück nach den stolzen Landschaften des Südens mit ihrer augenverblendenden Farbenpracht! Dies schlichte, deutsche Bild spricht eine unwiderstehliche Sprache zu meinem Herzen, die ich sonst nirgend vernommen habe. —

Dort ist der Gertrudenberg, auf den Lisa mit meinen Geschwistern gestiegen ist — wollen Sie dort hinauf, Don Enrico? Sie können den Weg nicht verfehlen, ich muß aber leider nach Hause eilen."

„Ich begleite Sie, Gertrud; ich muß den Zug erreichen und um neun Uhr in meinen vier Wänden sein."

„Wie lange wird Ihre Gefangenschaft hier noch dauern?"

„Ich kann täglich meine Entlassung erwarten; als Arzt bin ich eigentlich neutral und nur durch ein Mißverständnis so weit ins Land hinein geschleppt worden. Doch bin ich gar nicht unzufrieden damit; es gefällt mir sehr gut in der Umgegend von Danzig, und ich bleibe gern noch eine Weile hier."

„Wie finden Sie Felix?" fing sie nach einer kurzen Pause mit klopfendem Herzen wieder an; sie hatte die Frage schon lange auf den Lippen gehabt und sich doch gefürchtet, sie auszusprechen.

„Wie ich erwartete," erwiderte er ernst; „es giebt keinen Stillstand in diesem Leiden."

„Und wie lange kann er uns noch erhalten bleiben?"

„Die Bestimmung über Leben und Tod hat sich Gott allein vorbehalten; kein Arzt darf so vermessen sein, Tag und Stunde angeben zu wollen. Aber es giebt erfahrungsmäßig zwei Abschnitte im Jahr, die solchen Leidenden besonders gefährlich werden: die Zeit, wenn die Blätter fallen, und die, wenn sie wiederkommen. Übersteht Ihr Bruder den Herbst, so können Sie ziemlich sicher darauf rechnen, ihn auch den Winter hindurch zu behalten."

Als die junge Gesellschaft müde und hungrig, auch nicht ohne Löcher und Flecken in ihren Kleidern, aber doch sehr heiter und befriedigt von ihrer Wanderung heimkehrte, war Dr. Lecomte schon fort. Lisa war sehr ärgerlich und behauptete ganz empört, der Heini wiche ihr mit Absicht aus; er hätte es gar nicht verdient, daß sie sich soviel um ihn gesorgt und gegrämt habe, und sie wolle jetzt gar nichts mehr von ihm wissen. Gertrud suchte den Freund zu verteidigen, Felix aber machte ein ganz zufriedenes Gesicht zu diesem zornigen Ausbruch.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Novemberstimmung.

„Wenn die Blätter fallen!" unablässig tönten diese Worte in Gertruds Seele wieder. Oft lag sie in Oktobernächten schlaflos auf ihrem Lager und lauschte bangen Herzens hinaus; dann kam es auf Sturmesflügeln über die See gerauscht, schüttelte die Kronen der alten Linden vor dem Hause, daß sie ächzten und stöhnten, und fuhr brausend weiter in die Wälder hinein. Wenn sie dann am Morgen die gelben und braunen Blätter sah, welche den Boden bedeckten, dann seufzte sie tief, denn es schien ihr, als wäre der Todesengel an ihrer Schwelle vorübergezogen und hätte eine mahnende Botschaft zurückgelassen. Immer enger wurde die Welt des Kranken, immer seltener erschien er im Familienkreise. Die jüngeren Geschwister durften nur einzeln und auf kurze Zeit zu ihm; sie wußten auch wenig mit ihm anzufangen, da er kaum zu ihnen sprechen konnte. Einmal ging Max ganz stolz aus dem Krankenzimmer hervor, denn es war ihm gelungen, dem bleichen, stillen Bruder ein erfreutes Lächeln abzugewinnen, als er ihm mit hoher Begeisterung das schöne Lied hergesagt hatte:

„König Wilhelm saß ganz heiter
Einst zu Ems, dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesonnen,
Trank er seinen Krähnchenbronnen,
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Daß ein Prinz von Hohenzollern
Sollt' auf Spaniens Herrscherthron.

Da sah unser Wilhelm Rexe
Sich das tägliche Gewächse
Mit den Königsangen an;
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann. (Kreusler.)

Lisa und Martha, selbst die Pfarrerin ließen sich durch den Glanz seiner Augen, die roten Flecken auf seinen Wangen und einzelne bessere Stunden täuschen und hofften immer noch auf Genesung, aber Gertrud und ihr Vater sahen klarer und ahnten es wohl, daß die Abschiedsstunde nicht mehr fern sei.

Es lag ein stiller Friede über dem Krankenzimmer; der Kampf der Natur gegen den geheimnisvollen Ratschluß Gottes war ausgekämpft; manche ernste Unterredung mit dem Vater hatte dem Sohn geholfen, mit völliger Ergebung auf das frühe Ziel zu blicken, das seinem Leben gesteckt war. Mit rührender Dankbarkeit nahm er alle ihm erwiesene Liebe an und vergalt seinen treuen Pflegerinnen jeden Dienst durch einen innigen Blick, oder einen warmen Händedruck. Aus der Außenwelt drang nicht mehr viel an ihn heran, die Zeitungen mochte er nicht vorlesen hören, nur die großen Siegesbotschaften des Falles von Straßburg und Metz empfing er mit stiller Freude. Wenn Lisa sich in ihrer lebhaften Weise dahin aussprach, daß sich ihr Herz gänzlich von Frankreich gelöst habe, seit der Kaiser gefangen, die Republik erklärt und die stolze Nation tief gedemütigt wäre; daß sie sich freuen würde, wenn das Elsaß an das siegreiche Deutschland zurückfiele und König Wilhelm, der große, herrliche Monarch, deutscher Kaiser würde — dann nickte Felix befriedigt; aber er ließ sich auf nähere Erörterungen nicht ein. Und wenn Dr. Lecomte, der häufig herauskam und ganz wie ein naher Verwandter betrachtet wurde, bitteres Leid trug um Frankreichs geknickten Ruhm und, bei aller Bewunderung deutscher Tapferkeit und Tüchtigkeit, doch immer noch auf einen Aufschwung hoffte, der dem unglücklichen Lande wenigstens einen ehrenvollen Frieden erkaufen sollte, — dann schüttelte jener auch nur leise den Kopf, ohne mit dem Freunde zu streiten. Er war schon wie einer, der mit dem Leben und seinen Kämpfen abgeschlossen hat.

Es war ein klarer November-Nachmittag. Der Sturm, der die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen getobt hatte, war endlich müde geworden und hatte sich schlafen gelegt; nur mitunter griff er noch wie mit

träumender Hand in die Haufen trocknen Laubes, daß sie sich raschelnd bewegten und einzelne gelbe Blätter, wie goldene Funken, daraus aufwirbelten. Die grauen Wolkenberge waren nach der See abgezogen, die noch in voller Bewegung war und schäumend und brausend ans Ufer schlug; die Sonne schien, zuerst ganz schüchtern, wie durch einen Schleier, als traue sie dem Frieden noch nicht. Auf einmal aber brach sie leuchtend durch den Flor, ihr hellster Strahl drang in ein Fenster des Pfarrhauses und wob einen lichten Glorienschein um ein totenbleiches Haupt, das dort auf schneeweißen Kissen ruhte. Noch einmal thaten sich die blauen Augen auf und blickten liebevoll um sich, und die blassen Lippen murmelten Worte des Abschiedes. „Die alte See rauscht mir den letzten Gruß — und die Sonne kommt als Bote Gottes — lebt wohl, ihr Lieben alle — habt Dank — du guter Vater — liebe Lisa — — Sing' mir's zum letztenmal, Trudchen: müde bin ich . . . ."

Jeden Abend, seit Felix nach Hause gekommen war, hatte Gertrud ihm das liebliche Kinderlied vorgesungen. Als sie mühsam, mit zitternder Stimme an den zweiten Vers kam:

„Deine Gnad' und Jesu Blut
Machet allen Schaden gut,"

da nickte der Kranke noch einmal, dann fielen ihm die müden Augen wieder zu, und der erstgeborne Sohn des Hauses schlief ein, um erst droben zu erwachen. — — —

Es war am Abend nach dem Begräbnis; in dem kleinen Mädchenstübchen im Giebel kniete Lisa und verbarg ihr Gesicht im Schoße Gertruds, die ihr eben in flüsternden Worten das Vermächtnis des Bruders, die Botschaft seiner treuen, verschwiegenen Neigung, überliefert hatte. „Lieber, lieber Felix!" schluchzte Lisa, „o er war so gut, und ich hatte ihn so gern — nie, nie will ich ihn vergessen, sondern sein Andenken wie ein heiliges Kleinod bewahren mein Leben lang. O Trudi, wie soll ich diesen Kummer in würdiger Weise tragen? Wenn ich katholisch wäre, würde ich in ein Kloster gehen, da brauchte ich nie mehr fröhlich zu sein — denn mir graut vor aller Freude, und ich möchte mich nie wieder glücklich fühlen, nachdem ich Felix und seine Liebe verloren habe." Sie weinte bitterlich, und Gertrud weinte mit ihr und strich dabei mit zärtlicher Liebkosung über die weichen, braunen Locken, die ihr Bruder so oft bewundert hatte.

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, Trudi," sagte Lisa am nächsten Morgen, als sie ziemlich spät erwachte, „eine schlaflose Nacht hat mir den rechten Weg gezeigt: ich werde Diakonissin werden und mich ganz der Pflege der Kranken widmen. Dabei kann ich immer an Felix denken, und die ernste Thätigkeit wird mit der traurigen Stimmung meiner Seele ganz in Harmonie stehen."

„Mein Liebling!" sagte Gertrud innig, indem sie das ernste, junge Gesicht küßte, „ich glaube, wir dürfen einen bindenden Entschluß nie in heftiger Erregung fassen, wenn wir ihn später wieder bereuen sollen. Laß dir Zeit zur Überlegung; du bist noch viel zu jung zum Eintritt, erst in fünf oder sechs Jahren würde man dich annehmen."

„O Trudi — fünf Jahre sind eine Ewigkeit! Wer weiß, ob ich nach so langer Zeit noch ebenso denken werde wie heute? Aber ich will nicht andern Sinnes werden, ich will mich unwiderruflich binden, ehe das Leben mich wieder in seine Fesseln schlägt. Ist es denn nicht ein schöner Beruf, Gott in den Armen und Kranken zu dienen?"

„Gewiß, meine Lisa! aber nur für den, der dazu berufen ist, der nicht nähere Pflichten darüber hintansetzt. Ich denke, der liebe Gott hat dir in Onkel und Tante, die alt und schwach werden und kein Kind besitzen, das sie pflegen kann, und in Frau v. Berneck, die so einsam lebt, einen schönen Wirkungskreis gegeben, in dem du ihm zuerst dienen sollst. Es bringt uns niemals Segen, an der natürlichen Liebespflicht achtlos vorüberzugehen, um uns eine nach eigenem Sinn zu suchen — das habe ich an Mad. Lauret gelernt. In eurem Dorf giebt es gewiß immer Arme und Kranke, für die du sorgen kannst, wenn du auch kein Diakonissenkleid trägst und kein bindendes Gelübde abgelegt hast."

„Ach Gertrud, du bist sehr klug und weise," seufzte Lisa; „ich fürchte, du hast recht, und ich muß dir folgen. Aber die Rückkehr in die nüchterne Alltäglichkeit ist so niederschlagend — ich hätte so gern etwas Großes gethan, um meinem Schmerz um Felix einen deutlichen Ausdruck zu geben."

„Meine Lisa, ich glaube, daß Größte im Leben ist, die nächste Pflicht mit voller Hingebung zu erfüllen. In dem Ungewöhnlichen und Auffälligen liegt wohl ein großer Reiz für uns, aber ich weiß nicht, ob es in Gottes Augen soviel Wert hat, wie demütige Treue im Kleinen und Verborgenen."

Einige Tage später erschien Dr. Lecomte mit ungewöhnlich ernster

Miene und teilte den Freunden mit, daß er seine Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft erhalten habe, und daß es ihm auf sein feierliches Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, frei stehe, in die Heimat zurückzukehren. „Ich wollte dich fragen, Lisa, ob du dich mir anschließen möchtest," fuhr er fort, „ich will meine Abreise gern nach deinen Wünschen einrichten."

„Ich soll fort? jetzt schon?" rief das junge Mädchen erschrocken, indem sie einen Arm um Gertruds Hals schlang und den Kopf an des Onkels Schulter legte, „o ihr Lieben, ich kann euch nicht verlassen! Haltet mich fest — laßt mich nicht von euch — wie soll ich die Trennung ertragen?" Sie brach in Thränen aus, alle Kinder drängten sich um sie und versicherten, sie könnten ohne sie nicht leben.

„Du bist uns hochwillkommen, solange es dir bei uns gefällt, mein Herzenskind," sagte der Pfarrer zärtlich, „aber überlege dir's wohl, ob dir der rauhe Winter in unserer Einsamkeit auch zusagen wird. Es ist sehr still bei uns, wenn erst der Schnee fällt und uns von der übrigen Welt abschließt; wir sehen oft wochenlang niemand, außer unsern schlichten Nachbarn, und der Sturm umsaust uns so, daß wir manchmal denken, er risse uns das Dach über dem Kopf weg. Dann bleibt zuweilen selbst der Postbote aus, und wir sind gänzlich auf uns allein angewiesen."

„Und doch haben Sie immer noch ein ganzes Haus voll lieber Kinder, Herr Pfarrer," fiel Lecomte ein, „ich aber war selbstsüchtig genug, an meine Mutter zu denken, die sich in ihrem großen Hause sehr einsam fühlt, seit Ihr Herr Bruder mit seiner Frau ins Pfarrhaus zurückgekehrt ist."

Lisa hatte ihr Gesicht verborgen, sie kämpfte einen harten Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Endlich blickte sie ruhiger auf und reichte dem Jugendfreunde die Hand. „Ich reise mit dir, Heini, ich will deine Mutter nicht allein lassen; nur gestatte mir ein paar Tage — ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen —, um von allem Abschied zu nehmen, was mir hier so unendlich teuer ist — das geht nicht so schnell!" Sie stürzte aus dem Zimmer, Gertrud folgte ihr.

Als die letztere nach einer Weile die Treppe herunter kam, traf sie in der Hausflur Lecomte, dem sie gern ausgewichen wäre. „Können Sie mir ein paar Augenblicke schenken, Fräulein Gertrud?" fragte er bittend, „ich möchte so gern das Grab Ihres Bruders noch einmal besuchen." Sie konnte es nicht abschlagen, obgleich ihr Herz so heftig hämmerte,

daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Die frische Herbstluft und die innere Erregung machten ihr bald rote Backen; sie ahnte es nicht, wie anziehend sie aussah.

„Es wird mir unaussprechlich schwer, von diesem lieben Hause zu scheiden," fing Lecomte nach einer Weile in gepreßtem Tone an; „ich werde die Tage und Wochen zählen, bis ich mich wieder bei Ihnen einstellen darf. Wollen Sie mir versprechen, Gertrud, bis zu meiner Rückkehr täglich an mich zu denken?"

„Ich vergesse gute Freunde nicht so bald," erwiderte sie, ohne aufzusehen.

„Aber es würde mir solch ein Trost sein, wenn Sie mir die Hand darauf geben wollten, — ich bin überzeugt, daß ein gegebenes Wort Ihnen heilig ist."

„Wer weiß, Don Enrico, ob Sie nach einiger Zeit noch wünschen werden, hierher zurückzukehren! Unser Haus ist ein sehr schlichtes und paßt wenig für so vornehme Gäste."

„O Gertrud, warum wollen Sie mir so unrecht thun? Hat mein Leben und Streben es nicht bewiesen, daß mir die ernste Arbeit des selbständigen Mannes weit höher steht, als ein ererbter Name ohne eigene Tüchtigkeit? Ich weiß, daß ich es mir jetzt noch nicht erlauben darf, meine innersten Wünsche und Gefühle auszusprechen; ich muß mir erst eine unabhängige Stellung erwerben, was durch diesen unseligen Krieg vielleicht weit hinausgeschoben ist. Aber ich würde noch einmal so freudig ans Werk gehen, noch einmal so unverdrossen alle Schwierigkeiten bekämpfen, wenn ich die sichere Hoffnung mitnehmen dürfte, daß Sie meinen Bemühungen mit teilnehmendem Herzen folgten und mich gern zurückkehren sehen würden, um mein höchstes Glück aus Ihren Händen zu erbitten."

Sie hatten unterdessen den Kirchhof erreicht und standen unter der Trauerweide, welche das Grab der Mutter und des geliebten Bruders beschattete. Gertrud schlang ihre Arme um den Stamm, als ob sie einer Stütze bedürfe; alle ihre Glieder, selbst ihre Lippen zitterten, dennoch sprach sie ohne Schwanken: „Wenn es in Wahrheit Dr. Lecomte wäre, der so zu mir spräche — o wie gern würde ich ihm alles versprechen, was er von mir verlangte! Aber ich darf es nicht vergessen, daß es Herr v. Berneck ist, der Erbe des alten Grafengeschlechtes — meinen Sie nicht, daß Ihre Mutter andere Pläne mit ihrem einzigen Sohn haben wird, als die Verbindung mit einer einfachen Lehrerin, ohne Namen, ohne Schönheit? — Und noch eins scheidet uns, Sie sind Franzose, ich aber könnte mich nie entschließen, eine Unterthanin dieses tückischen Frankreichs zu werden, das uns diesen furchtbaren Krieg aufgezwungen hat!"

Sie verbarg ihr Gesicht; unterdrücktes Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper. Eine lange Weile blieb alles still, dann fragte der junge Mann mit heiserer Stimme: „Ist das Ihr letztes Wort, Gertrud?"

„Mein letztes — ich kann nicht anders!"

„So leben Sie wohl — und vergessen Sie Enrico Lecomte und die Klosterterrasse von Villabermeja nicht!" Er drückte ihre Hand so heftig, daß sie schmerzte, und ging mit eilenden Schritten davon; Gertrud aber kniete am Grabe des Bruders nieder, und ihre heißen Thränen fielen auf die Kränze, mit denen liebende Hände es geschmückt hatten. Endlich richtete sie sich entschlossen auf und kehrte still und gefaßt ins Haus zurück; fortan schien sie nur einen Gedanken, ein einziges Bestreben zu haben, ihrem tiefgebeugten Vater ein Trost und eine Stütze zu sein und rastlos für die Ihrigen zu arbeiten. Sie wollte sich selbst und alle die thörichten Hoffnungen vergessen, die sie eine Zeitlang gehegt hatte, und wenn sie dabei oft ernst und traurig war, so konnte das niemandem auffallen, denn Felix' Tod und die Trennung von den beiden Freunden warf einen trüben Schatten über das ganze Pfarrhaus.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Friedliche Eroberungen.

Anderthalb Jahre waren verflossen; längst war es wieder Friede im Lande, und die Wunden, welche der große Krieg geschlagen hatte, fingen an zu vernarben. Große Opfer waren gebracht, aber auch Großes und Unvergängliches war errungen worden: König Wilhelm von Preußen trug die Kaiserkrone des geeinigten Deutschlands, und seine ehrwürdige, von allen menschlichen Tugenden hell umstrahlte Persönlichkeit erweckte überall Liebe und Vertrauen. Die geraubten Kinder, Elsaß und Lothringen, waren unter die Flügel der alten Mutter Germania zurückgekehrt, und jeder Deutsche empfand es mit stolzer Freude, daß er endlich ein großes, mächtiges Vaterland besaß.

Im Pfarrhause zu Seewalde war es leerer und stiller geworden; seit einem Jahr war Gertrud nach Danzig übergesiedelt, wo sie eine Anstellung an einer Töchterschule gefunden hatte. Mit ihr zugleich waren die Zwillinge aus dem Elternhause geschieden, um auf derselben Schule ihre Bildung zu vollenden. — Es war an einem freundlichen Apriltage, als aus dem altersgrauen Schulhause Scharen von Mädchen aller Altersstufen zu ungewöhnlich früher Stunde herausströmten, die meisten mit frohen Mienen, einzelne auch mit verweinten Augen und niedergeschlagenen Blicken. Es war heute Schulschluß gewesen, und der Ausblick auf die Ferien, deren vollen Zauber nur Lehrende und Lernende verstehen, lag wie Sonnenschein auf allen Gesichtern, denen nicht etwa eine schlechte Censur die Freude verkümmerte. An der Straßenecke standen ein paar kleinere Mädchen mit Sträußchen in den Händen; „auf wen wartet ihr noch?“ riefen ihnen ein paar größere zu, die desselben Weges kamen.

„Auf Fräulein Stein,“ war die Antwort, „wir wollen ihr vor den Ferien noch einmal lebewohl sagen.“

„Diese Schwärmerei der dritten Klasse für Fräulein Stein ist ordentlich komisch!“ sagte die eine der älteren Schülerinnen, „was haben sie nur an ihr? ich finde sie weder hübsch noch geistreich.“

„O du kennst sie nur nicht, Bally!“ erwiderte lebhaft die andere,

„sie kann ganz reizend aussehen mit ihren schönen, klugen, guten Augen, und man lernt mit wahrem Vergnügen bei ihr. Ich bin wirklich traurig, daß ich in der ersten Klasse keine Stunden mehr bei ihr haben soll.“

„Beruhige dich!“ versetzte die andere unendlich überlegen; „wenn du erst unsern Professor kennen lernst, wirst du Fräulein Stein nicht mehr vermissen. Er ist so schön und melancholisch und behandelt uns ganz wie junge Damen — kurz, er ist furchtbar interessant. Für solche Leute schwärmt man in der ersten Klasse!“

Als Gertrud aus der Schule nach Hause kam, fand sie die beiden Schwestern in einem Zustande wilder Aufregung, beide waren mit guten Zeugnissen versetzt. „Wir fahren doch mit dem nächsten Zuge?“ riefen sie ihr zu, „bitte, laß uns nur keine Stunde versäumen!“

„Ihr mögt fahren, meine Lieben, sobald ihr eingepackt habt; ich werde euch morgen nachfolgen,“ erwiderte Gertrud; ihr klarer Blick schien heute umwölkt, und ihre Stimme hatte nicht den frischen Klang wie sonst.

„Was hast du, Trudchen?“ fragte Frida besorgt, „du siehst müde aus, bist du krank?“

„Nein, nein, mein Liebling, ich habe nur noch Wichtiges zu thun und brauche ein wenig Ruhe dazu. Bestellt tausend Grüße zu Hause, morgen bin ich auch da.“

Die Schwestern, die gewöhnt waren, in Gertrud das Musterbild jeder Tugend und Weisheit zu erblicken, gaben sich zufrieden; etwas ruhiger vollendeten sie ihre Vorbereitungen und zogen nach einem zärtlichen Abschied ab, mit vielen Bitten, nur ja nicht länger in der Stadt zu bleiben, als es dringend nötig sei. Als sich Gertrud im Alleinbesitz des Zimmers sah, das sie sonst bei Tag und Nacht mit den jüngeren Mädchen teilte, schloß sie die Thüre zu und genoß ein paar Minuten lang das köstliche Gefühl ungestörter Einsamkeit; dann holte sie aus einer festverschlossenen Mappe zwei Briefe hervor, die sie vor sich auf den Tisch legte. Sie kannte sie fast auswendig, und doch mußte sie dieselben noch einmal lesen und mit sich selbst ins Klare kommen, ehe sie darüber mit ihren Eltern sprechen konnte.

Der erste Brief trug ein spanisches Postzeichen und lautete also:

Villabermeja, März 1872.

Meine teure, junge Freundin!

Ein einsamer, alter Mann ist es, der an Sie schreibt. Vor drei Monaten habe ich meine Manuela einem spanischen Kaufmann in Ba-

lencia vermählt, vor vier Wochen meine Dolores zu Grabe getragen. Doña Serafina ist im Begriff, nach Billamar überzusiedeln, ich bleibe allein zurück. Erlassen Sie es mir, meinem Schmerze Worte zu geben, mein Herz ist durch den Tod meines guten Engels zu tief getroffen. Vor ihrem Sterben sagte mir Dolores, Sie hätten ihr das Versprechen gegeben, mir künftig eine Tochter zu sein. Ich bin weit entfernt davon, den leisesten Anspruch auf dieses Wort zu gründen; ich erkannte darin nur die Liebe und Treue meines Kindes, das noch über seinen Tod hinaus für mich sorgen wollte. Aber in der schmerzlichen Sehnsucht nach meinem Liebling kehren meine Gedanken unwillkürlich zu diesem Punkt zurück. Sie haben meine Tochter gekannt und geliebt, mit Ihnen könnte ich von ihr sprechen, ohne Sie zu ermüden. Wollen Sie zu dem beraubten Vater kommen und ihm den Rest seines einsamen Lebens erträglich machen? Ich verlange nicht, daß Sie Ihr Vaterland verlassen; ich selbst bin der Fremde müde und sehne mich nach der Nähe der Heimat zurück. Bis zum Herbst könnte ich alle meine hiesigen Verbindungen lösen; dürfte ich dann auf Ihre Hilfe, Ihre liebe Gesellschaft rechnen, so würde ich gern Ihre Wünsche in betreff unseres zukünftigen Wohnortes berücksichtigen. Ich bin wohlhabend und könnte Sie äußerlich ganz sicher stellen, aber ich weiß auch, daß Geld allein Sie nicht locken würde, wenn Ihr Herz nicht mitspräche.

Nun überlegen Sie alles wohl und geben Sie mir dann Ihre Antwort, ohne Übereilung, ohne aufflackernde Rührung, der die Reue folgen könnte, ruhig und verständig, wie ich Sie kenne.

In aufrichtiger Hochschätzung bin ich

Ihr

väterlicher Freund Friedrich Römer.

Als Gertrud diesen Brief vor wenigen Tagen erhalten hatte, erschien ihr die Entscheidung nicht zweifelhaft. Wohl würde es nicht leicht sein, sich aufs neue von Eltern und Geschwistern loszureißen; aber die Erinnerung an das heilige Versprechen, das sie einer Toten gegeben, war so stark, daß sie jedes Bedenken übermog. Für ihre Stellung als Lehrerin ließ sich leicht ein Ersatz finden, aber Herrn Römer konnte sie allein etwas gewähren. Sie zweifelte nicht daran, daß ihre Eltern diese Anschauung teilen würden, und schrieb in Gedanken schon ihre zustimmende Antwort. Auf eigentliches Lebensglück hatte sie ja längst verzichtet; sie wollte ihre Befriedigung nur in treuer Pflichterfüllung und in der Aufopferung für andere suchen und mit Demut und Freudigkeit den Weg gehen, den Gott sie führte.

Aber nun war gestern ein anderer Brief gekommen, der alle ihre Vorsätze über den Haufen zu werfen drohte, und den sie jetzt mit glühenden Wangen noch einmal durchlas. Sein Inhalt war folgender:

Schloß Zechlin 1. April 1872.

Geliebteste Trudi!

Bist Du sehr böse auf mich wegen meines langen Schweigens? Du hättest wohl ein Recht dazu, aber ich weiß, Du bist zu gut, um zu zürnen, auch lag mein Verstummen nicht an meiner Trägheit, sondern an dem Übermaß meiner Beschäftigungen. Zu denen aber hast Du selbst die erste Anregung gegeben und darfst daher nicht darüber klagen. Ohnehin sind die Gedanken freie Vögel, und wie oft fliegen sie zu Dir, in dein liebes Vaterhaus, an Felix' Grab! Ach — und doch — Trudi, ich muß es Dir gestehen, so hart es mich ankommt — manchmal bin ich ganz entsetzt über die Flatterhaftigkeit meiner Natur! Ich dachte, ich würde den Schmerz um Felix ewig mit mir herumtragen, ich würde nie wieder lachen und fröhlich sein, sondern immer unter einer Wolke sanfter, stiller Schwermut leben. Aber ich finde zuweilen mit Erstaunen, daß das Leben noch sehr schön und reich ist und viele glückliche Stunden bringt, und daß ich durchaus fähig bin, sie in vollen Zügen zu genießen. Das thut der Erinnerung keinen Abbruch — die steht fest in ihrem heiligen Recht, aber sie ist ein Tempel, den ich nur in geweihten Stunden betrete, nicht das Haus, in dem ich täglich wohne. Als ich dem guten Onkel Pfarrer einmal mein Leid klagte, tröstete er mich und sagte, das wäre der Lauf der Natur, und es sei das glückliche Vorrecht der Jugend, Schmerzen zu überwinden und nach jedem Druck elastisch emporzuschnellen. Er mag wohl recht haben, aber es macht doch sehr klein und demütig, wenn man einsehen muß, daß man auch nicht um ein Haar besser ist, als die große Menge.

Der liebe, alte Onkel fühlt sich oft recht schwach und müde und hatte schon lange um einen Helfer im Amt gebeten. Derselbe ist seit drei Monaten eingezogen, und seitdem scheint mir ein neuer, frischerer Geist durch den Ort zu wehen. Dr. Hartmut hat eine Feuerseele, er treibt sein Werk mit Begeisterung und Hingabe, und gern habe ich ihm meine überflüssige Zeit und Kräfte zur Verfügung gestellt. Wir halten lange Beratungen über das Wohl und Wehe unserer Mitbürger, und

einige Früchte davon sind schon ans Licht getreten, z. B. eine Sonntagsschule, in der vorläufig nur wir beide unterrichten, bis wir uns die nötigen Hilfskräfte herangebildet haben; eine Kinderbewahranstalt, die ich fleißig besuche; ein Kirchenchor, der mit Eifer seine Übungen abhält und unsere Gottesdienste, die immer noch die Orgel entbehren müssen, sehr verschönt. Er ist ein großer Freund der Diakonissensache, so daß ich durch ihn in meinen stillen Plänen recht bestärkt zu werden hoffe. Er kommt häufig zu uns aufs Schloß, und immer bringt er einen Strom von Lebensluft mit sich, sei es in der Form irgend eines anregenden Buches, das er uns vorliest, oder neuer Pläne und Gedanken, die er uns mitteilt. Dabei ist er mit Leib und Seele ein Deutscher, und seine warmherzige Liebe für sein Vaterland und das Kaiserhaus ist ganz geeignet, auch uns die neuen Verhältnisse wert zu machen. Rechne dazu seine wunderbar schönen, tiefsinnigen Predigten, und stelle Dir vor, wie sehr der Verkehr mit einem solchen Manne mein Leben bereichert. Er erinnert mich oft an den jungen Prete in Florenz.

Tanti läßt Dir sagen . . . . . .

— Hier wurde ich abgerufen, da ein Gast gekommen war; als ich eilig ins Wohnzimmer trat, stand — der Heini vor mir. Er brachte eine Freudenbotschaft: man hat ihn als außerordentlichen Professor der Augenheilkunde an die neue Universität zu Straßburg berufen, welche am ersten Mai eröffnet werden soll. Ich wünschte, Du hättest die Seligkeit der Frau Pate sehen können! Den geliebten Sohn so in der Nähe zu haben, das ist ja immer der heißeste Wunsch ihres Herzens gewesen. Später hatten die beiden eine lange, geheimnisvolle Unterredung miteinander, von der ich nichts erfuhr; aber sie muß sehr befriedigend ausgefallen sein, denn der Heini sah nachher ganz strahlend aus und verfiel vor lauter Vergnügen sogar gegen mich in den alten, kameradschaftlichen Ton, den er seit seinem Wiederfinden ganz vergessen zu haben schien. Auch Frau v. Berneck sah ihren Sohn mit so beglückten Mienen an, daß ich mich mit ihr freuen mußte. Paß auf, der Heini sieht sich gleich nach einer Frau Professorin um! Auf dieses Musterbild bin ich wirklich neugierig, denn mit etwas Alltäglichem begnügt der sich sicher nicht! —

Als ich Mutter und Sohn Gutenacht sagte und dabei erwähnte, daß ich meinen Brief an Dich noch vollenden wolle, trugen mir beide viele herzliche Grüße an Dich auf; ich glaube, Trudi, bei der Frau Pate bist Du sehr gut angeschrieben, und darauf kannst Du stolz sein,

denn man erwirbt sich nicht so leicht ihre gute Meinung. — Da schlägt die alte Turmuhr Mitternacht! Mir wird ganz schauerlich zu Mute, und ich flüchte eilends in den sichern Schutz meines Bettes. Behalte lieb

Deine treue Lisa.

Trotz der ungestörten Einsamkeit konnte Gertrud an diesem Tage zu keinem Entschluß kommen; zwischen die Bilder, die sie sich von einem Leben kindlicher Hingabe an Herrn Römer zu machen suchte, drängten sich fortwährend ganz andere, viel lieblichere und lockendere ein, und vergebens sagte sie sich, daß alle diese längst begraben geglaubten Hoffnungen, die mit so erschreckender Lebhaftigkeit in ihr aufsprangen, doch vielleicht nur zur Täuschung und zu neuem Kampfe führen würden. Bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt" fuhr sie endlich nach Seewalde, wo ihre Mutter und Martha sie ganz besorgt ansahen und fragten, ob sie krank sei; sie sähe so angegriffen aus, bald blaß, bald rot, als ob sie Fieber habe. Sie suchte alle Sorgen fortzuscherzen; sie sei nur ein wenig überarbeitet, die Ruhe der Ferien würde alles wieder gut machen. Sobald sie konnte, flüchtete sie vor allen forschenden Blicken auf den Kirchhof und setzte sich am Grabe ihrer Lieben nieder. Wie lebhaft stand jene Abschiedsstunde vor ihrer Seele! wie klang jede Silbe ihres damaligen Gesprächs in ihrem Ohr wieder! War es nicht ganz natürlich, daß sie durch ihre herben Worte den Freund für immer verscheucht hatte? Er hatte in anderthalb Jahren kein Sterbenswörtchen von sich hören lassen und wohl längst aufgehört, an sie zu denken. Lisa hatte recht: die Frau, die er sich erwählte, durfte nichts Alltägliches sein — und sie selbst. . . . .

„Gertrud!" sagte plötzlich eine tiefe Stimme in ihre traurigen Gedanken hinein. Sie schrak empor; da stand er vor ihr, an den sie eben gedacht, und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Don Enrico!" rief sie, zitternd vor freudigem Schrecken, „wo kommen Sie her? was führt . . . ."

„Ich komme mir endlich dein Jawort zu holen, Gertrud," erwiderte er, indem er die kaum noch Widerstrebende sanft an sich zog. „Deine Bedingungen sind erfüllt, ich bin deutscher Unterthan, hier ist der Willkomm meiner Mutter — wirst du mich heute wieder von dir schicken wie damals, du liebes, grausames Mädchen? O, wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt, all die langen, endlosen Monate hindurch! Aber nun lasse ich dich auch nicht wieder von mir, nun

mußt du mir gleich folgen, damit wir uns vereint das Haus in der neuen Heimat bauen."

Mitten in ihrer tiefen Bewegung mußte sie lächeln. „So schnell geht das doch nicht, du Ungestümer. Meinst du, ich solle so, wie ich da bin, in das Haus des Herrn Professors einziehen? Komm nur erst zum Vater, um seinen Segen zu bitten — wie froh wird er sein, wieder einen erwachsenen, mannhaften Sohn zu haben! Das andere findet sich nachher."

Arm in Arm, die Herzen voll seliger Freude, gingen sie langsam dem Pfarrhause zu. Welch ein frohes Erstaunen empfing sie, wie herzlich waren die Glückwünsche der Großen und der Kleinen! Herrn Römers Brief war für heute vergessen.

Vier Jahre sind vergangen, seit Gertrud Stein vor dem Altar des heimischen Kirchleins ihre Hand in die des Professors Heinrich v. Berneck legte und ihr Vater den Segen zum ewigen Bunde darüber sprach; vier Jahre, seit sie dem Gatten in das altertümliche Haus zu Straßburg folgte, welches seitdem zu einer Stätte des reichsten Glücks und des friedlichsten Behagens geworden ist. Und es that not, daß die Deutschen in Straßburg solch einen Friedenshafen im eignen Hause fanden, denn die Stadt bereitete ihnen keinen freundlichen Willkomm. Wie sie äußerlich noch unzählige Spuren der fünfunddreißigtägigen, feindlichen Belagerung zeigte, so war auch die Gesinnung ihrer Einwohner abstoßend und feindselig gegen alles, was deutsch war. Die Elsässer, welche früher oft geklagt hatten, daß sie von Frankreich stiefmütterlich behandelt und nie als volle Franzosen anerkannt würden, waren auf einmal die lieben Kinder der französischen Nation geworden; sie wurden verhätschelt und beweint, und ihre Abtretung als ein nicht zu verschmerzendes Unglück für beide Teile betrachtet. Gertrud fiel es mitunter sehr schwer, unter dieser offen zur Schau getragenen Feindschaft zu leben, doch war es ihr ein unendlicher Trost, daß ihr Gatte sich mit jedem Jahre voller und rückhaltloser an das neue, deutsche Vaterland anschloß. Das Landvolk hatte sich im ganzen viel schneller in den Wechsel der Verhältnisse gefunden, als die Städter; es war in den zweihundert Jahren aufgedrungener, französischer Herrschaft im innersten Kern doch deutsch geblieben, und viele einfache Leute erkannten in dem großen Umschwung die Hand Gottes, welche das alte Unrecht und die himmelschreiende Vergewaltigung endlich gesühnt hatte.

An einem köstlich klaren, sonnigen Septembertage des Jahres 1876

finden wir das Bernecksche Ehepaar auf Schloß Zechlin, wo eine überaus festliche Stimmung herrschte, sollte doch heute der deutsche Kaiser samt dem Kronprinzen in Sauerbach eintreffen, um die neue Friedenskirche einzuweihen, welche an Stelle des vor sechs Jahren abgebrannten Kirchleins erbaut worden war.*) Vom frühen Morgen an war die ganze Ortschaft in froher Aufregung, alle Häuser waren mit Laubwerk, Blumen und bunten Bändern verziert, am Eingang des Dorfes eine Ehrenpforte errichtet mit der Inschrift: Willkommen! Der Herr mit Dir, Du streitbarer Held!**) Von allen Seiten strömten die Landleute zusammen, um den „Herrn Kaiser" zu sehen, die Männer im langen Hanauer Bauernrock, den Dreimaster fest in die Stirn gedrückt, die Frauen mit der großen Elsässer Kopfschleife, in hübscher, dunkler Sonntagstracht, die Mädchen mit Kränzen, die Knaben mit Sträußchen geschmückt, alle in der doppelten Erwartung der hohen Gäste und der neuen, lang entbehrten Kirche. Die Spitzen der Behörden, die Geistlichkeit des Bezirks, Beamte, Lehrer und Schulkinder stellten sich in der vorgeschriebenen Ordnung auf und bildeten ein langes Spalier von der Ehrenpforte bis zur Kirche, deren Thüren noch fest verschlossen waren. Professor Berneck und Lisa hatte ihren Plätze unter der vornehmsten Gruppe gefunden, während Frau v. Berneck mit Gertrud und der Pfarrerin am offenen Fenster des Pfarrhauses stand, wo die Frauen die ganze Festlichkeit verfolgen konnten.

Böllerschüsse verkündeten das Nahen des Herrschers und seines glänzenden Gefolges, ein donnerndes Hoch begrüßte die Ankommenden; im nächsten Augenblick ertönten die Glocken vom Turm der Kirche in feierlichem Dreiklang, innen begann die Orgel ihr Spiel, und von tausend Lippen erscholl das alte Siegeslied der Evangelischen: Ein' feste Burg ist unser Gott! Unterdessen war der Kaiser vor der Kirche angekommen; rüstig wie ein Jüngling stieg er vom Pferde, und gefolgt von seinem ritterlichen Sohn, den die Dörfler mit Freuden wiederer-kannten, trat er unter die Vorhalle, wo ihn der alte Pfarrer mit tief gerührten, herzlichen Worten begrüßte. Dann trat Lisa vor und überreichte dem hohen Herrn die Schlüssel; die Pforten sprangen auf, der Kaiser trat zuerst ein, schritt auf den Altar zu und neigte demütig sein ehrwürdiges Haupt in stillem Gebet; alle die stattlichen Männer

*) Diese Friedenskirche steht in Fröschweiler, nahe bei Wörth; sie wurde am 30. Juli 1876 eingeweiht, und am 26. Sept. desselben Jahres vom Kaiser besucht.

**) Chronik von Fröschweiler.

ſeiner Begleitung, die Fürſten und Feldherrn, folgten ſeinem Beiſpiel. Nun betrat Dr. Hartmut die Kanzel und hielt in feurigen Worten die Weiherede, in der er es hervorhob, daß dieſe Kirche, die auf dem blutgetränkten Boden der Schlacht von Wörth erbaut, dennoch ein Denkmal des Friedens und der Brüderlichkeit ſei, denn in rührendem Wetteifer hätten alle Glieder des deutſchen Volkes, von den Fürſten bis zu den Kleinſten herab, durch ihre Liebesgaben das Gotteshaus bauen helfen; fortan ſolle es jedem in der Gemeinde den Wahlſpruch ſeines hohen Herrſchers ins Herz predigen: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Die erhebende Feier war beendet; in huldvoller, herzgewinnender Leutſeligkeit ſprachen der Kaiſer und der Kronprinz nicht allein mit den Vornehmen, ſondern auch mit verſchiedenen Bauern, die es kaum faſſen konnten, daß ſo hohe Herren ſo gütig und herablaſſend mit dem gemeinen Mann verkehren könnten. Dann beſtiegen die Herrſchaften die bereitſtehenden Wagen und fuhren zum Schloſſe hinauf, wo Frau v. Berned, umgeben von ihren Kindern und Liſa, ſie mit würdevoller Ehrerbietung empfing und ihnen einen Imbiß anbot. Es war eine ſchöne, unvergeßliche Stunde; Gertrud konnte ſich nicht ſattſehen an den Heldengeſtalten ihres geliebten Kaiſers und ſeines herrlichen Sohnes, und mit Freuden bemerkte ſie den lebhaften Eindruck, den beide auf hoch und niedrig, jung und alt machten. Wenn man die frohen und bewegten Geſichter ſah und den endloſen Jubel hörte, mit dem die hohen Gäſte jedesmal, wenn ſie ſich blicken ließen, begrüßt wurden, dann konnte man ſicher ſein, daß es heute in Sauerbach und auf zwei Meilen in die Runde keinen Menſchen gab, der es nicht aufrichtig mit Kaiſer und Reich gehalten hätte. Einer aber war ganz beſonders erfreut durch die auszeichnende Aufmerkſamkeit, die ihm zu teil geworden war, das war Dr. Hartmut, und faſt noch mehr, als er ſelbſt, ſchien Liſa dadurch beglückt zu ſein. „Er hat es verdient!“ ſagte ſie froh und ſtolz. Wenige Wochen ſpäter erhielt er einen Ruf an die Thomaskirche in Straßburg; der alte Pfarrer nickte wehmütig dazu und meinte, er hätte ſich ſich ſchon lange gewundert, daß ein ſo hochbegabter Mann ſich immer noch mit der beſcheidenen Stellung eines Helfers in Sauerbach begnügt habe; ihm aber würde keiner je eine ſolche liebevolle Stütze ſein, wie jener, daher ſei es nun wohl Zeit, das Amt in kräftigere Hände zu legen und ſich beſcheiden in die Stille zurückzuziehen.

Eines Tages war im Profeſſorenhauſe zu Straßburg die junge

(Zu S. 256.)



Hoch Kaiſer Wilhelm!

Frau beſchäftigt, eine feſtliche Tafel zu decken, und Liſa Dornau half ihr dabei. „Wie verteilen wir nun die Plätze?“ fragte Gertrud mit anſcheinendem Ernſt; „ſetzen wir den neuen Prediger von St. Thomas zwiſchen Mama und mich, oder geben wir ihm lieber die — künftige Diakoniſſin zur Nachbarin?“

Ein glühendes Rot bedeckte Liſas Wangen. „O du Böſe!“ ſagte ſie verwirrt, „haſt du mir nicht ſelbſt geſagt, man könne auch ohne Ordenskleid den frommen, hilfreichen Geiſt haben, der eine Diakoniſſin ſchmücken ſoll? ich ſtrebe aufrichtig danach.“

„Das thuſt du, Liebling, und er wird auch der künftigen Frau Pfarrerin ſehr wohl anſtehen. Folge nur getroſt der Stimme deines Herzens, Liſi, ſie iſt ſicher Gottes Stimme.“

„Ach Trudi, wenn ich mir nur nicht ſo untreu gegen Felix vorkäme!“

„Nein, nein, das ſollſt du nicht, meine Liſa; Felixens Liebe war völlig ſelbſtlos, er hätte dir dein Lebensglück niemals trüben mögen. Darum ſchweig er, ſolange er lebte, und wenn er jetzt aus ſeiner Verklärung auf dich herabſehen kann, ſo wird er es nur mit ſegnender Zuſtimmung thun.“

Nahende Schritte unterbrachen das Geſpräch; dem eintretenden Hausherrn, der gerade noch Zeit fand, ſeiner Gattin einen herzlichen Kuß zu geben, folgten alsbald die Gäſte. Da war ein ſtattlicher, alter Herr mit weißem Haar und weißem Bart; er war, den Jahren nach, noch gar nicht ſo alt, aber die Glut der ſpaniſchen Sommer und die Trauer um ſein Kind hatten ihn früh zum Greiſe gemacht. Es war Herr Römer, der auf die Nachricht von Gertruds bevorſtehender Verheiratung ſeinen Wohnſitz in Straßburg aufgeſchlagen hatte und ein treuer Freund und häufiger Gaſt des Berneck'ſchen Hauſes geworden war. Sein ganzes Herz aber gehörte Gertruds kleinem Töchterchen Dolores, das ihn Großpapa nannte und mit zärtlichſter Liebe an ihm hing. Dann kam ein Ehepaar, der Mann in reiferen Jahren, ein wenig grau, nicht ſehr groß und etwas ſtark, die Frau hoch und ſchlank, voll Leben und Heiterkeit, — das war Herr Schulz mit ſeiner Gattin Veronika, welche nach den ſchrecklichen Erfahrungen der Jahre 1870 und 71 der Stadt Paris für immer den Rücken gekehrt und ſich gleichfalls in Straßburg niedergelaſſen hatten. Auch Frau v. Berneck gehörte zu den Gäſten; ſie hatte immer noch die ernſte Würde früherer Jahre bewahrt, aber der Trübſinn war völlig von ihr gewichen, und im Kreiſe ihrer Kinder und Enkel genoß ſie ein Glück, wie ſie es nie

zuvor gekannt hatte. Der liebe alte Pfarrer und seine Frau hatten sich heute auch eingefunden, um der bevorstehenden, feierlichen Einführung des bisherigen Helfers in sein neues Amt beizuwohnen; sie liebten ihn beide wie einen Sohn und hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als ihn glücklich zu sehen. Zuletzt trat Dr. Hartmut ein, von allen Anwesenden mit herzlichen Glückwünschen empfangen. Mit Lisa wechselte er einen warmen Händedruck und einen Blick, der ihr von neuem das Blut in die Wangen trieb.

Die Gesellschaft war alsbald in lebhafter Unterhaltung; der erste Besuch des Kaisers im Elsaß bildete den immer wiederkehrenden Gegenstand des Gesprächs. Im nächsten Jahr wollte er nach Straßburg kommen, und man erwog von allen Seiten, wie ihn die sehr französisch gesinnte Stadt aufnehmen würde. „Mir ist nicht bange darum," sagte der Professor, „es liegt in seiner Erscheinung etwas Besiegendes, das jede Feindseligkeit bannt und in Verehrung umwandelt. Erst hat er uns mit dem Schwert erobert, nun gewinnt er uns durch die Milde eines großen Herzens, das unwiderstehlich aus seinen Augen strahlt. Wieviel Mühe sich Frankreich auch geben möge, uns mit Schmeichelei und Gewalt wieder an sich zu ziehen, so traue ich doch fest darauf, daß das Elsaß allezeit deutsch sein und bleiben werde!"

Gertrud nickte ihrem Gatten mit glücklichen Augen zu, Dr. Hartmut aber stand auf, erhob sein Glas und sprach voll ernster Begeisterung:

„Und müßten wir zahlen im Waßgauwald Und müßten wir geben für jeden Stein,
Jedwede grüne Tanne Für jeden Münsterquader
Mit einer stürzenden Heldengestalt, Eines brechenden Auges letzten Schein
Mit einem sterbenden Manne; Und eine Herzensader:

Kein Zoll breit deutschen Bodens sei
Entrissen unserm Gebiete!
Wir trotzen welschem Hahnenschrei
Und welschem Plebiscite! (v. Schmaichs-Carolath.)

Darum hoch Deutschland! hoch Kaiser Wilhelm! Gott mit uns!"

Und alle Anwesenden stimmten von Herzensgrund ein und wiederholten es mit Herz und Mund:

„Hoch Kaiser Wilhelm! hoch das große, deutsche Vaterland!"

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Reich ausgestattete Jugendschriften, Geschenkwerke etc.
aus dem Verlage von
Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig und **Ferd. Hirt in Breslau.**

Für das reifere Knabenalter.

Der Letzte der Mohikaner.

Nach J. F. Cooper
frei für die deutsche Jugend bearbeitet von **A. Helms.**
Mit vielen Vollbildern u. Abbildungen im Text. Prachtband 7,50 M. Gehestet 6 M.
(Bei Bestellungen auf dieses „Prachtwerk" wolle man ausdrücklich angeben: Verlag von Hirt.)



Mali, der Schlangenbändiger. Szenen aus dem indischen Leben. Frei nach L. Rousselet für die deutsche Jugend bearbeitet von **J. Mannheim.** Mit 16 Textbildern und 8 Holzschnitten im Text. Geb. 6 M. Geh. 4,50 M.

Kalulu, Prinz, König und Sklave. Szenen aus dem Leben in Central-Afrika von **H. M. Stanley.** Für die deutsche Jugend bearbeitet von **J. Mannheim.** Mit 16 Textbildern. 5. Aufl. Geb. 6 M. Geh. 4,50 M.

Schriften von J. H. O. Kern.

In Sturm und Not.

Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen.
Mit erläuterndem Anhang der seemänn. Ausdrücke u. vielen Bildern. Geb. 5 M. Geh. 3,50 M.

Neu ist von demselben Verfasser erschienen:

Die Geißel der Südsee.

Leben und Thaten eines Freibeuters der Jetztzeit,
der reiferen Jugend erzählt.
Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 7,50 M. Gehestet 6 M.

Geographische und geschichtliche Jugendschriften.

Neu! **Bob der Fallensteller.** Neu!

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.

Von **Friedr. J. Pajeken.**

Mit Abbildungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 5 ℳ. Geheftet 3,50 ℳ.

= Schriften von S. Wörishöffer. =

Das Buch vom braven Mann.

Bilder aus dem Seeleben.

Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Mit Abbildungen von **Johs. Gehrts.** 3. Auflage. Prachtband 6 ℳ. Geheftet 4,50 ℳ.

Gerettet aus Sibirien.

Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie.

Auf Grund einer Erzählung von Amóro u. Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet.

Mit vielen Abbildungen. Prachtband 6 ℳ. Geheftet 4,50 ℳ.

= Schriften von J. Pederzani-Weber. =

Der Einsiedler von St. Michael.

Erlebnisse eines Deutschen an der Nordwestküste von Amerika.

Nach dessen Briefen der reiferen Jugend erzählt.

Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 5 ℳ. Geheftet 3,50 ℳ.

Kynstadt.

Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens.

In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt.

Mit 12 Tonbildern nach Zeichnungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 6 ℳ. Geheftet 4,50 ℳ.

Heinz Treuang,

Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat.

Der reiferen Jugend geschildert

von **A. Helms.**

Mit 16 Tonbildern u. vielen Abbildungen im Text. 3. Aufl. Prachtband 6 ℳ. Geh. 4,50 ℳ.

Probebild aus: **Pajeken, Bob der Fallensteller.**



(Siehe die vorhergehende Seite.)

Geschichtliche Schriften für die reifere Jugend

von

Oskar Höcker.

Jeder Band ist ganz selbständig und einzeln käuflich: In Prachtband je 5 ℳ, geh. je 3,50 ℳ.

☞ **Die Abbildungen sind genau im Stile des jedesmaligen Zeitabschnittes ausgeführt.**

Der Sieg des Kreuzes.

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der

Entwickelung des Christentums.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Prof. Alb. Baur und Johs. Gehrts.

In fünf (ganz selbständigen) Bänden.

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren.** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian.)
II. Band: **Durch Kampf zum Frieden.** (Aus d. Zeit d. Christenverfolgung unter Diokletian.)
III. Band: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.)
IV. Band: **Ein deutscher Apostel.** (Aus der Zeit des heiligen Bonifacius.)
V. Band: **Wuotans Ende.** (Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen.) [Schlußband.]

Das Ahnenschloß.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten.

Mit Abbildungen von C. Römer.

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Reformationszeitalter.)
II. Band: **In heimlichem Bunde.** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.)
III. Band: **Zwei Riesen von der Garde.** (Aus der Zeit des Zopfes u. der Blocktragode.)
IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Tücke.** (Aus der Zeit der Befreiungskriege.)

☞ Diese, in protestantisch-nationalem Sinne geschriebene Jugendschriften-Sammlung hat in seinen 4 selbständigen Bänden bereits in mehr als 24000 Exemplaren Verbreitung gefunden.

Zur folgende Höcker'sche Jugendschriften-Reihe kostet in Prachtband je 6 ℳ, geh. je 4,50 ℳ

Merksteine deutschen Bürgertums.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

Mit Abbildungen von Johannes Gehrts.

I. Band: **Die Brüder der Hansa.** (Erzählung aus der Blütezeit des nord-deutschen Kaufmannsbundes.)

II. Band: **Auf der Wacht im Osten.** (Erzählung aus den Zeiten der Polenkämpfe.) [In Vorbereitung für 1890.]

Probebild aus: Höcker, Der Sieg des Kreuzes.



(Siehe die vorhergehende Seite.)

Schriften für junge Mädchen von **Brigitte Augusti.**

Für das reifere Mädchenalter (14—16 Jahre).

An fremdem Herd.

Bunte Bilder aus der Nähe und Ferne, mit besonderer Berücksichtigung **des häuslichen Lebens in verschiedenen Ländern.**

Mit Abbildungen von **G. Gerlach.** In mehreren selbständigen Bänden: Geh. 6 *M*, geb. 4,50 *M*.

Neu! | **Erster Band:** | **Neu!**

Gertruds Wanderjahre.

(Erlebnisse eines deutschen Mädchens im Elsaß, in Spanien, Italien und Frankreich.)

Diese **neue** Reihe bildet auf modern-kulturgeschichtlichem Gebiete ein Seitenstück zu der seit Ende des Vorjahres abgeschlossenen, beliebten Jugendschriften-Reihe:

An deutschem Herd.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter und neuer Zeit,
mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen.

Die Abbildungen von Prof. **W. Friedrich, W. Räuber, Hugo Engl** und **R. v. Köstler.**
In fünf ganz selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden: Prachtband je 6 *M*, geb. je 4,50 *M*.

I. Band: **Edelfalk und Waldvöglein.** (Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.)
II. Band: **Im Banne der freien Reichsstadt.** (Erzählung aus d. 15. Jahrhundert.)
III. Band: **Das Pfarrhaus zu Cannenrode.** (Bilder a. d. Zeit d. 30jähr. Krieges.)
IV. Band: **Die letzten Maltherino.** (Erzählung aus der Zeit Friedrichs d. Großen.)
V. Band: **Die Erben von Scharfeneck.** (Aus den Tagen der Königin Luise.)

Der Zweck dieser Sammlung, im Gegensatz zu den meist gucks- und planlos aufgeschlagenen Mädchenbüchern, gediegene Schriften, reich an ergötzlichem und belehrendem Inhalt, ins Leben zu rufen, ist nach den übereinstimmenden Urteilen der Presse durch **Brigitte Augustis „An deutschem Herd"** zufriedenstellend erreicht worden.

Von **Brigitte Augusti** erschienen auch folgende, bekannte Schriften:

Mädchenlose. **Bilder aus des Lebens Mai.** Mit Bildern von J. Kleinmichel. 2. Aufl. Reich geb. 4 *M*. Geh. 2,50 *M*. Diesen schönen Bildern schließt sich in gleichem Preise:

Haus und Welt. **Bilder aus des Lebens Mai,** eine (selbständige) Fortsetzung der „Mädchenlose". Mit Bildern von J. Kleinmichel.

Knospen und Blüten. **Eine Erzählung für junge Mädchen.** Mit Titelbild von J. Kleinmichel. Reich geb. 3,50 *M*. Geh. 2,25 *M*.

Für heranwachsende Mädchen (12—14 Jahre).

Im Kampfe des Lebens. **Eine Geschichte aus dem amerikanischen Leben.** Nach der engl. Erzählung „Die Mädchen von Cuinnebasset von Sophia May" bearbeitet. Prachtband 5 *M*. Geh. 3,50 *M*. **= Neu! =**

Liebe um Liebe. Nach J. Colombs „Les étapes de Madeleine" frei bearbeitet. Mit vielen Bildern. Prachtband 6 *M*. Geh. 4,50 *M*.

Brigitte Augusti hat mit diesen beiden Schriften zwei anerkannt gediegene Jugendschriften des Auslandes in freier Bearbeitung unserer Jugend zugänglich gemacht. Daß auch die französische Jugendlitteratur manche seltene Perle enthält, beweisen die auf der zweitfolgenden Seite angezeigten, in gleicher Weise entstandenen Schriften **Joséphine Colombs** von

Clementine Helm.

Probebild aus: **Augusti, An deutschem Herd.**



(Siehe die vorhergehende Seite.)

Reich ausgestattete Bücher für junge Mädchen.

Für heranwachsende Mädchen (12—14 Jahre).

Schriften von Clementine Helm.



Verkleinerte Abbildung aus:

Der Weg zum Glück. Nach J. Colombs „Deux mères" frei bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage.

Doris und Dora. Eine Erzählung für junge Mädchen. Freie Bearbeitung der französischen Erzählung: **Chloris et Jeanneton** von Joséphine Colomb. Mit 12 Tonbildern u. vielen Abbildungen im Text. 3. Auflage.

Vater Carlets Pflegekind. Nach J. Colombs Werk „La fille de Carlès" gekrönt mit dem großen Monthyonpreise, für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit 12 Tonbildern. 5. Auflage.
Preis jedes der drei Bände in Prachtband 6 M., geheftet 4,50 M.

Der gediegene Inhalt und die vornehme Ausstattung haben diesen Schriften einen hervorragenden Platz in der Jugendliteratur gesichert.

Während die vorstehenden Bücher wesentlich für junge Mädchen bestimmt sind, so Mädchen und Knaben die folgende Schrift **Clementine Helms** gewidmet:

Siebenmeilenstiefel. Erzählungen für die Jugend. Mit vielen Bildern. Kartoniert 3,50 M. Geheftet 2,50 M.

Inhalt: In den Drachower Felsen. — Hanna und Hans. — Die Nachtarbeiter. — Der Invalide. — Philo vom Trotha. — Im Schneesturm. — Pittorio.

Günstigster Aufnahme erfreut sich auch folgende reich ausgestattete Schrift:

Campanella, die kleine Geigerin. Frei nach Mrs. Mercier von A. v. Lagerström. Mit Bildern v. Prof. W. Friedrich. Geh. 3,50 M. Geb. 2,50 M.

Reich ausgestattete Bücher für junge Mädchen.

Für das reifere Mädchenalter (14—16 Jahre).

In zweiter, mit Abbildungen versehener Ausgabe ist die folgende beliebte Schrift erschienen:



Albanerin. — Nach „Elisabeths Rom."

Elisabeths Winter und Frühling in Rom.

Briefe eines jungen Mädchens in die Heimat

von

Olga Elschenbach.

Mit 16 Tonbildern, die Hauptsehenswürdigkeiten Roms berücksichtigend.

Reich gebunden 4 M.

Die Verfasserin sagt im Vorwort: „Nicht allein an die wenigen Auserwählten, welche ein günstiges Geschick nach der ewigen Stadt führt, habe ich beim Niederschreiben dieser Briefe gedacht, sondern auch an die viel größere Zahl derjenigen, deren Phantasie in stiller Sehnsucht hinübereilt über die schneebedeckten Häupter der Alpen nach dem von Natur- und Kunstschönheit erfüllten Lande, und besonders nach der Stadt, deren geweihten Boden sie keine Ausflucht haben je zu betreten; und ebenso auch an die, welche einst glückselige Tage dort verlebten und die gern einmal wieder alte, liebe Erinnerungen wachrufen möchten."

Die ungleichen Schwestern.

Eine Erzählung für die reifere weibliche Jugend

von

Angelika von Lagerström.

Dritte Auflage, mit einem Titelbild von P. Wagner. Geh. 3,50 M. Geb. 2,25 M.

Zwei Wege zum Licht.

Neu! Eine schlesische Geschichte Neu!

für die reifere weibliche Jugend

von **Hedwig Haberkern.**

Zweite Auflage. Reich gebunden 3 M. Geheftet 2,25 M.

Empfohlen sei auch das folgende Schriftchen:

Mütterliche Briefe. Eine Mitgabe an Töchter bei ihrem Eintritt in den Kreis der Erwachsenen. Dritte Auflage. Reich gebunden 1,25 M. Geheftet 75 Pf.

Reise- u. Seeschilderungen, sowie gemeinverständliche, wissenschaftliche Werke.

Um die Erde auf dem Zweirad.

Nach dem Englischen des **Thomas Stevens**, übersetzt von Dr. **F. M. Schröter.**

In zwei ganz selbständigen, einzeln käuflichen Bänden.

I. Band: **Von San Francisco nach Teheran.** Mit vielen Abbildungen und dem Bildnis des Verfassers. 3. Auflage. Prachtband 8,50 *M.*

II. Band: **Von Teheran nach Jokohama.** Mit vielen Bildern und Karte der Gesamtreise. Prachtband 8,50 *M.*

☞ Die staunenerregende Weltreise des bekannten, kühnen Radfahrers Stevens hat i. Jr. in den Tageblättern genügende Würdigung gefunden. Die fesselnd geschriebenen, wahrheitstreuen und lehrreichen Schilderungen sind nicht allein in Sportkreisen, sondern ganz besonders auch bei Nichtradfahrern — Jung wie Alt — günstigst aufgenommen worden.

Schriften des Kaiserlichen Marinepfarrers P. G. Heims.

Zu den nachgenannten, beliebten Werken dieses Verfassers ist in diesem Jahre als **Neuigkeit** hinzugetreten:

Im Rauschen der Wogen
Im Branden der Flut.

Bilder aus dem Seemannsleben und von der Wasserkante.

Prachtband 8 *M.* Gebettet 6 *M.*

Dieses neue Werk enthält eine große Anzahl wetterhart geschilderte See- und Leitbilder, zu denen, von dem Verfasser aufs sorglichste ausgewählt, gediegene Dichtungen beigegeben worden sind.

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs.

Erste Reihe:

Rund um die Erde. Bilder und Skizzen von der Corvette G. M. S. „Ariadne" (1881—1883). Mit mehreren Karten der Reise. **Zweite Aufl.** Sehr reich gebunden 8 *M.* Gebettet 6 *M.*

Zweite Reihe:

Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzer-Corvette „Nymphe" (April 1884 bis Oktober 1885). Sehr reich gebunden 8 *M.* Gebettet 6 *M.*

Seespuk.

Aberglauben, Märchen und Schnurren in Seemannskreisen gesammelt und bearbeitet.

Mit Abbildungen von Johannes Gehrts. Prachtband 4 *M.* Gebettet 4,50 *M.*

☞ Das außerordentliche Erzähletalent des Marinepfarrers **Heims** dürfte genugsam bekannt sein. Seine Schilderungen sind wahr und lebendigen und haben wegen ihres Witz und Jung beispielsweise Inhalts die allgemeinste Beachtung gefunden.

Neuere, empfehlenswerte Werke.

Die Tiefsee und ihr Leben. Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt von **W. Marshall,** Prof. a. d. Universität Leipzig. Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen im Text. Geh. 7,50 *M.* Geb. 9 *M.*

Samoafahrten. Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea in den Jahren 1884 u. 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa" von Dr. **O. Finsch.** Mit 80 Abbildungen u. 6 Kartenskizzen. — Geh. 12 *M.* Geb. 14,50 *M.*

Jachten, Boote und Kanoes. Mit besonderer Berücksichtigung der Modell-Jachten und des Einzeln-Segelns. Nach **C. Stanofield-Hicks** übersetzt von Dr. **W. Wiese,** Navigationsschul-Direktor. Mit zahlreichen Abbildungen und Bauriss von Modelljachten, sowie von verschiedenen sich für Liebhaber eignenden Fahrzeugen. Gebunden 12 *M.*

Vornehme Geschenkwerke, besonders für Damen.

Reiseschilderungen der Weltumseglerin Lady Annie Brassey.

Neu! **Annie Brasseys** Neu!

Letzte Fahrt

an Bord der Sunbeam.

Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten u. 20 lithogr. Vollbildern. Prachtband 8,50 *M.* Gebettet 6,60 *M.*

Eine Familienreise von 14000 Meilen in der Tropen und durch die Regionen der Passate. Mit 290 Abbildungen und 7 ganz eigenartigen, farbigen Karten. Prachtband 8,50 *M.* Geh. 6,60 *M.*

Die nicht nur in England, sondern auch in Deutschland in vielen Auflagen verbreiteten Schriften der vielbereisten Lady Brassey sind so fesselnd als belehrend zugleich, daß sie **Letzte Fahrt** eine absichtserste Empfehlung erfahren. Auch diese letzte Schrift der beliebten Verfasserin hat durch gediegenen Inhalt und ungewöhnlich reiche Ausstattung bei den zahlreichen Freundinnen der Brassey'schen Schriften die beste Aufnahme gefunden.

Sonnenschein und Sturm im Osten. Erlebnissen und Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn mit besonderer Berücksichtigung Konstantinopels, des Hofes u. a. m. Prachtband 8,50 *M.* Gebettet 6,60 *M.*

Eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Sunbeam in elf Monaten ausgeführt. Prachtausgabe. Gebunden 15 *M.* Gebettet 12 *M.* — Billige Ausgabe. Gebunden 8,50 *M.* Gebettet 6,60 *M.*



☞ Diese überaus reich ausgestattete Gedichtsammlung — **fast jede Seite enthält eine reizende charakteristische Abbildung — hat allenthalben so ungeteilten Beifall gefunden, daß bereits 5 starke Auflagen nötig wurden: es ist damit ein beispielloses billiges Prachtwerk u. einer wirklich sinnige Festgabe geboten.**